

Persönliche Berichte

Bd. 3, M-Z

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4943/73	Best. ZS/A29/3
Rep. Fr.	al.

Institut für Zeitgeschichte

M

Hermann Maas

Nachruf auf einen tapferen Sozialdemokraten

Von Prof. Dr. CARL LANDAUER, Berkeley, Kalifornien

Es wird vielleicht niemals möglich sein, eine vollständige Liste der deutschen Sozialdemokraten aufzustellen, die an der Bewegung vom Juli 1944 teilnahmen und ihren Versuch, das Dritte Reich von innen heraus zu stürzen, mit dem Leben bezahlten. Aber wer immer für einen der toten Freunde Zeugnis ablegen kann, sollte es tun, schon damit die geschichtlichen Tatsachen festgehalten werden. Ich habe darauf gewartet, dass das Leben und die Persönlichkeit von Hermann Maas von jemand aufgezeichnet würde, der mit ihm in den letzten Jahren zusammengearbeitet hat, aber da meines Wissens ausser kurzen Nachrichten über seinen Tod nichts über ihn in Druck gelangt, will ich einen Bericht versuchen.

Als ich Hermann Maas und seine Frau Eva im Jahr 1927 durch den Zufall kennen lernte, dass wir, wie sie, in Babelsberg bei Berlin lebten, war er schon seit einigen Jahren Generalsekretär der Vereinigung deutscher Jugendverbände. Er kam aus den Kreisen der bündischen Jugend und war gefühlsmässig mit ihr verbunden, aber er hatte nichts von der unfruchtbaren Schwärmerei des Wandervogel, nichts von dem Misstrauen der "Bündischen" gegen Wissenschaft und Politik, nichts von dem bewussten Vorbeigehen an Klassengegensätzen. Für Hermann Maas gab es keine andere Partei als die Sozialdemokratie, und er muss ihr schon als sehr junger Mensch beigetreten sein. Trotzdem und trotz seiner engen beruflichen Zusammenarbeit mit den Vertretern der Sozialistischen Arbeiterjugend nahm er, als ich ihn kennen lernte, an der eigentlichen politischen Arbeit noch keinen sehr lebhaften Anteil. Es schien ihm damals vor allem wichtig, sich seinen Einfluss auf alle Jugendorganisationen, von rechts bis links, zu wahren, und das erforderte einige Zurückhaltung in der eigenen Betätigung.

Hermann Maas verwuchs mehr und mehr mit der Partei, als andere sich von ihr lösten. Er beurteilte die "Tolerierungspolitik" gegenüber Brüning, die der Sozialdemokratie durch das Wachsen des Nazismus seit dem Herbst 1930 aufgedrängt wurde, sehr kritisch — aber gerade deshalb wurde sie ihm zum Anlass intensivsten Nachdenkens über die Sozialdemokratie, ihre inneren Probleme und ihre Stellung im Rahmen der Nation. Bei aller Kritik im Freundeskreis schien ihm jetzt, in der Zeit wachsender Gefahr, nach aussen hin das demonstrativste Bekenntnis zur Partei, energischste Verteidigung ihrer Prinzipien, ja sogar die Herausforderung der Gegner geboten. Er, der sonst nie seine Kriegsauszeichnung trug (gerade weil ihm das Kameradschaftserlebnis des Krieges viel bedeutete), stellte sich bei den Märzahlen 1933 mit dem Band des Eisernen Kreuzes als sozialdemokratischer Wahlposten vor das Wahllokal, und als ihn ein Schutzmann im Interesse der "Ruhe und Ordnung" aufforderte, nach Hause zu gehen oder das Band abzulegen, erwiderte er mit der Frage, welches Gesetz der "nationalen Regierung" denn das Tragen des Eisernen Kreuzes einem damit ausgezeichneten ehemaligen Soldaten irgendwann und irgendwo verbiete — worauf der Schutzmann nach Hause ging.

Als der Nazismus seine Diktatur errichtet hatte, war Hermann Maas sofort entschlossen, seine aus der Berufstätigkeit entstandenen Verbindungen zur Organisation des Widerstandes zu benutzen. Aber er hat nicht, wie viele von uns, die Stärke des Gegners unterschätzt. Er sah klarer als die meisten die Kraft der nationalen Idee und war überzeugt, dass Hitler sich durch ihren skrupellosen Missbrauch eine

erhebliche Zeit werde am Ruder halten können. Er suchte nach Wegen, an die vom Nazismus selbst mobilisierten, früher unpolitischen Massen und Intellektuellen-Gruppen, einschliesslich des Offizierskorps der Reichswehr, heranzukommen. Auch die inneren Fragen der Partei beschäftigten ihn sehr. Er war nicht für das Abrutschen nach links, das viele damals und später für die gegebene Lösung hielten, wohl aber glaubte er an die Notwendigkeit eines sozialistischen und demokratischen Aktivismus, einer Loslösung von materialistischen Schlagworten und einer stärkeren Würdigung des ideologischen Moments in der Politik.

Als ich im Herbst 1933 nach den Vereinigten Staaten auswanderte, habe ich mit Hermann Maas eingehend besprochen, wie ich ihm helfen könne, über die Ereignisse ausserhalb Deutschlands auf dem Laufenden zu bleiben. Leider liess sich davon sehr wenig verwirklichen. Der Chiffreschlüssel, den er mir mitgab, erwies sich als unbrauchbar, weil leicht zu enträtseln. Besuche zuverlässiger amerikanischer Freunde in Deutschland und Besuche von Hermann Maas bei seinen Schweizer Verwandten waren zu selten, um dauernde Verbindung herzustellen. Wohl aber wusste ich, dass Hermann Maas in illegaler Arbeit stand. Eine Gelegenheit, nach den Vereinigten Staaten zu kommen, liess er unbenutzt. Er wollte auf seinem Posten bleiben. Auf seinen Auslandsreisen suchte er und fand er direkten Kontakt mit dem Parteivorstand. In diesen Jahren gliederte er die Idee der Vereinigten Staaten von Europa in sein politisches Konzept ein, er sah darin einen Gedanken, der wertvolle Gefühlskräfte von dem übersteigerten Nationalismus ablenken könne.

Mit dem Ausbruch des Krieges rissen natürlich die spärlichen Fäden zwischen uns völlig ab, aber ich habe hinterher erfahren, dass Hermann Maas schon seit 1941 mit Leuschner zusammen die Erhebung gegen Hitler vorbereitete. Als die Bewegung am 20. Juli 1944 gescheitert war und etwa zwei Wochen später der Haftbefehl gegen Leuschner erlassen worden war, hat dieser die letzten Stunden der Freiheit im Haus von Maas verbracht, um noch die letzten Möglichkeiten der Rettung und Abwehr zu erörtern. Trotz grösster eigener Gefahr hat Hermann Maas in den folgenden Tagen mit der Gestapo verhandelt, um ihr den Glauben beizubringen, dass im Fall Leuschner ein Irrtum vorliege, aber der wohl hoffnungslose Versuch scheiterte, und Mitte August wurde Maas selbst verhaftet. Die Verhandlung gegen ihn fand erst statt, als Leuschner schon hingerichtet war. In einer grossangelegten Verteidigungsrede setzte er sich mit dem System auseinander und zog sich den besonderen Grimm des "Volksrichters" Freissler zu. Freissler brachte es nicht über sich, auch nur die vorgeschriebene Gegenzeichnung des Urteils durch den Justizminister abzuwarten; er brach sein eigenes Gesetz und liess Hermann Maas zwei Stunden nach der Urteilsfällung hinrichten.

Eva Maas hat am politischen Leben ihres Mannes immer stärksten Anteil genommen. Sie stand bei ihm in der illegalen Arbeit, und nach seiner Verhaftung hat sie durch Besuche bei denen sie

Gelegenheit zu Flüstergesprächen fand, eine Verbindung mit noch nicht verhafteten Freunden aufrechterhalten. Sie liess die jüngeren Kinder nichts von der herannahenden Tragödie merken und hielt den Mut der älteren aufrecht. Aber der Schlag selbst traf sie zu schwer. "Sie kämpfte ihren Schmerz stark nieder", schrieb mir ein gemeinsamer Freund, "besorgte das Haus wie je, aber sie wurde dabei starr und verkrampft. Die Kinder waren ihr lieb, aber sie gaben ihr nicht den notwendigen Lebensmut. Sie war zu stark mit Hermann verbunden, als dass sie seinen Tod überwinden konnte. Sie kränkelte immer mehr, bekam eine Lungenentzündung, und, als sie so im Krankenhaus lag, war sie innerlich zu müde, zu abgekämpft, um wieder gesund zu werden. Fast genau fünf Wochen nach seiner Hinrichtung standen wir an ihrem Sarg. Gertrud Bäumer hielt die Gedenkrede."

Sechs Kinder sind zurückgeblieben. Sie sind über drei Ozeane verstreut.

Dies wurde am 7. Juli 1951 geschrieben ...

(Siehe auch SZ-Kommentar)

Nr. M.

**Oberfinanzdirektion München, Zweigstelle
in München**

München 27,
Postanschrift: Ismaningerstr. 95
Fernsprecher: 4805 52

Frau

Anna Marogna-Redwitz,
Hittenkirchen Post Bernau.

Betrifft: Unterhaltsbetrag als Witwe eines ehem. berufsmäßigen Wehrmachtsangehörigen.

Mit Verfügung vom 29. 11. 1948 ist Ihnen gemäß Gesetz vom 12. 8. 1948 über Zahlung von Unterhaltsbeträgen an ehem. berufsmäßige Wehrmachtsangehörige und ihre Hinterbliebenen (BGVBL) ab 1. 8. 1948 ein monatlicher Unterhaltsbetrag von 160.— DM bewilligt worden.

Diese Bewilligung erfolgte zu Unrecht und zwar mit folgender Begründung:

Ihr Mann, der ehem. Oberst Graf von Marogna-Redwitz, ist laut Urteil des Volksgerichtshofes vom 19. 10. 44 wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden.

Nach § 127, Abs. 1 des Wehrmachtsfürsorge- und Versorgungsgesetzes erlischt das Recht auf Fürsorge und Versorgung mit dem Tage, an dem ein Fürsorge- und Versorgungsempfänger wegen eines Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden ist. Diese gesetzliche Bestimmung war bei der Bewilligung Ihres Unterhaltsbetrages vom feststellenden Beamten nicht beachtet worden. Grundlage für die Bezugsberechtigung eines Unterhaltsbetrages bildet das Wehrmachtsfürsorge- und Versorgungsgesetz.

Aus zwingenden Gründen muß deshalb die Zahlung des Unterhaltsbetrages ab sofort eingestellt werden. Es wird Ihnen anheimgestellt, unverzüglich beim Staatsministerium der Justiz Antrag auf Aufhebung des Urteils und dessen Folgen zu stellen. Nach Vollzug würde die Zahlung wieder aufgenommen.

I. A. gez. Ganzenmüller

und es gelte, die deutschen
erlockung nachdrücklichst
Warnungen schienen die
Ruhr lange Zeit nicht zu
fenbar die FDP die dort
ten Bedenken mit dem
gen hatte, es gelte den
en Preis höher Opfer zu
ine all seinen Konzep-
Sind inzwischen diese
ß der Kanzler in letzter
gen Rechts den Schuman-

da er als erstes Parlament
tion behandelte, für die
in Paris und anderswo
schworen geliefert. Die
an der Seine und am
Argumente, das Bonn so
den Rednern frisch-fröh-
Gebrauch geplündert
illich wird wenigstens
ur das Verantwortungs-
mit dem Gegner und
es ihre Klingen gekreuzt
br.

nach Möglichkeit lebendig wiederbringen, führ-
ten sie uns auf den Wenzelsplatz. Dieser war
von einer grölenden Menge besetzt und man

Das Ministerium bedauert ...

In erfreulich prompter und positiver Weise reagiert das bayerische Finanzministerium auf das gestern in der SZ wiedergegebene Schreiben der Oberfinanzdirektion München an die Witwe des von Hitler hingerichteten Obersten Graf von Marogna-Redwitz und den dazugehörigen SZ-Kommentar „Ein himmelschreiender Brief“ wie folgt:

„Das Bayerische Staatsministerium der Finanzen bedauert die wenig glückliche Form, in der die Zweigstelle der Oberfinanzdirektion München der Witwe des im Gefolge der Ereignisse des 20. Juli 1944 hingerichteten Widerstandskämpfers Grafen von Marogna-Redwitz die Einstellung ihrer Unterhaltsbezüge mitteilte. Der bayerische Staatsminister der Finanzen, Friedrich Zietsch, wird nach seiner Rückkehr aus Bonn persönlich dafür Sorge tragen, daß die Angelegenheit im Rahmen der bestehenden Bestimmungen in würdiger und taktvoller Form geregelt wird.“

und Frauen
gepeitschten
Frau gab zu
ich die viel
Strieder
empfohlen,
und die Arbe
hatte man di
Mit fürchter
Füßen muß
waren auch
wurden zus
weise anste
der Erde u
und darauf
knien und
Wir durften
der Befehl:
und mit er
fortbewegen
splintern be
bildete die
die Hände u
graphierten.
Unsere Begl
Sadismus g

Kakterfestigkeit

an plauderten im Schuppen halblaut
sie darauf warteten, eingepflanzt zu

ger Kirschbaum, „Ich blühe immer
laß ich damit großtun möchte. O nein,
bin die Bescheidenheit selbst! Ich
das ein Brauch unserer vornehmen
standen, ich blühe wunderbar: eine
an die äußersten Zweige. Welch ein
ter Duft! Und wenn die Blustzeit
Ber Regen! Und malen

behandle. Wenn sie mich hier in Ruhe lassen,
eine oder zwei Birnen tragen. Aber wenn sie an
schneiden und mich schikanieren, dann fehl
Ich bin fest entschlossen, keinen einzigen Schl
stocken!“

„Wie sagen Sie?“

„Keinen Schlag!“

„Ah, wirklich? Wie interessant! — Und Sie, c
dort hinten?“

„Ich?“

„Ja, Sie. Was machen denn Sie?“

Der so ins Verhör genommen wurde, war ei

die Stimmen hört? Davon, daß es kalt ist, daß sie gerne in der Hütte ausruhen möchten, aber es nicht wagen, weil ihre Streife nicht beendet ist...

In Wahrheit ein Dokument echter Menschlichkeit, getragen von einem unzeitgemäßen Geiste der Gemein-

schaft aller Menschen, in der Sprache, Rasse, Herkunft und Volkszugehörigkeit zurücktreten hinter der aus dem Leid geborenen Solidarität der Gewissen.

Leopold Lindberg hat die Zuerkennung des Friedenspreises hundertfach verdient.

E.-C. R.

BRIEFE AN DIE UMSCHAU

„In dem in der Nr. 1 der „Umschau“ veröffentlichten Artikel „So starben sie“, von Pfarrer P. Buchholz, wird auch der Graf Matuschka, der am 17. 9. 1944 in Berlin-Plötzensee im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli hingerichtet wurde, erwähnt.

Sicher wird Sie wie auch Ihre Leser das Schicksal der Familie des Grafen Matuschka interessieren. Vielleicht wird auch die Zuschrift, die ich Sie in Ihrer Zeitschrift wiedergeben bitte, geeignet sein, das bedauernswerte Los der Gräfin Pia Matuschka zu bessern.

Sie wurde nach der Verhaftung ihres Mannes gemäß der schändlichen, hitlerischen Sippenhaftung aus ihrer Wohnung in Breslau hinausgeworfen, die sofort von einem SS-Offizier bezogen wurde. Ihr gesamtes Vermögen wurde beschlagnahmt. Heute wohnt die Gräfin mit 4 Kindern im Alter von 10—15 Jahren in Ratzenried, Kr. Wangen, in einer Notwohnung und bezieht weder Rente noch Unterstützung. Es ist ihr bislang noch nicht einmal gelungen, ihr von den Nazis beschlagnahmtes Geld, das auf einer Bank im englisch besetzten Gebiet eingefroren ist, frei zu bekommen.

Man spricht und schreibt so oft von Wiedergutmachung. Hier ist sie dringendes Gebot. Warum hilft niemand?

*

Frau Irma Loos, deren Buch „Leben der Frauen“ im L. Staackmann Verlag erschien, findet in einem Briefe an die Redaktion überaus anerkennende Worte für unsere Bemühungen. Wie entnehmen ihm folgenden Absatz, der uns sehr nachdenklich erscheint.

„Darf ich Ihnen noch sagen, daß ich sehr wünschte, Sie räumten den Stimmen aus dem Ausland vorderhand den meisten Platz ein? Nach diesen vergangenen Jahren ist man so ausgehungert danach. Abgesehen davon scheint mir auch, daß man nie zuviel daran tun kann; den Deutschen kann gar nicht genug von der Geisteshaltung des Auslandes vermittelt werden. Man muß sie dazu bringen, über ihre eigene Nasenspitze hinauszusehen. Ich finde, daß nahezu alles Schlimme aus der Dummheit, der Beschränktheit entspringt. Man muß die Menschen dazu bringen, anderes als nur sich selbst zu sehen und das auf ihre eigene liebe Person bezogene Vaterland.“

Dr CLEMENS PLASSMANN

Hamburg 1, Mönckebergstr.16
 z.Zt.Wiesbaden-Biebrich,
 Rheingastrasse 8
 den 10. März 1947.

EINSCHREIBEN!

Frau Annemarie K o c h ,
 B e r l i n - Nicolassee.

=====

Burgundenstrasse 2a.

Verehrte, liebe Frau Koch,

Vor mir liegt der 2. Band des Werkes von Hans Bernd Gisevius "Bis zum bitteren Ende", den Frau Hilde v. Mertz, Hepenschwand über Waldshut (Schwarzwald) mir überlassen hat. Hans hat mir oft erzählt, Gisevius werde die Geschichte des 20. Juli schreiben. So habe ich das Buch mit ganz besonderer Anteilnahme gelesen, das in der Tat eine Überfülle von Stoff in packender Darstellung enthält. Ich habe es aber auch - wie wäre es anders möglich - mit blutendem Herzen gelesen, trauernd um alle die mir befreundeten und bekannten Männer, die ihr Leben im Kampf gegen Hitler dahingegeben haben: um Hans Koch, um Peter v. York, Albrecht von Mertz, um Beck, Canaris, Hassel, Kiep und viele andere. Welch ein Unstern hat über ihrem Willen und Tun gewaltet!

Frau Hilde v. Mertz hat mir das Buch aus einem besonderen Anlass geschickt. Auf den Seiten 330 und 347 wird nämlich "eine" Unterhaltung von Albrecht v. Mertz mit mir, dem Hans Koch "befreundeten Großbankdirektor" erwähnt, die als "täppische Indiskretion" und als "leichtfertiges Gespräch" bezeichnet wird. Frau v. Mertz ist erklärlicherweise tief erschüttert und bedrückt, dass ihr Mann mit solchen Charakterisierungen in dem für die Geschichte des 20. Juli so bedeutsamen Werk erscheint, Charakterisierungen, die nach dem wirklichen Sachverhalt nicht gerechtfertigt sind. Sie hat mich als den Gesprächspartner ihres Mannes gebeten, die Darstellung von Gisevius richtig zu stellen. Ich habe mich entschlossen, die Schilderung des tatsächlichen Verlaufs Ihnen zu geben, mit der Bitte, die beigelegte Abschrift an Herrn Dr. Gisevius weiterzuleiten, damit er für eine Neuauflage die erforderlichen Berichtigungsunterlagen hat. Bewogen hat mich hierzu die Tatsache, dass ausser Albrecht v. Mertz und mir Hans in der Darstellung von Gisevius eine Rolle spielt und Sie, liebe Frau Koch, sich sicherlich mancher der von mir dargestellten Tatsachen erinnern werden. Hinzukommt der Umstand, dass Sie mit Gisevius befreundet sind, während ich zwar nach dem 20. Juli Hans verschiedene Male begleitet habe, wenn er Gisevius Lebensmittel oder Lebensmittelmärkte - gelegentlich auch von mir - überbrachte, und Gisevius wohl bei Strüncks in der Badanallee 5 während der kritischen Julitage in meinem von Hans dorthin geschafften Hausrat gelebt hat, dass ich ihn aber persönlich nicht kennen gelernt habe.

Ich darf Sie, liebe Frau Koch, wohl daran erinnern, dass Frau v. Mertz in erster Ehe verheiratet war mit Dr. Otto

Baier, dem Vorstandsvorsitzer der Westdeutschen Kaufhof A.G., der im Mai 1942 als Reserveoffizier im Osten gefallen ist. Otto Baier sass mit Hans und mir zusammen im Aufsichtsrat der ARGENTA, Schokoladenwerk A.G., Wernigerode. Er hat mir bis zu seinem Tode freundschaftlich nahe gestanden. Auch mit seiner Frau waren meine Frau und ich durch freundschaftliche Beziehungen verbunden. Ich darf hierzu wohl auf die abschriftlich beigefügte eidesstattliche Erklärung verweisen, die Frau v. Mertz unterm 5. Juli 1946 ausgestellt hat. Wie aus ihr hervorgeht, bin ich Herrn v. Mertz, als dieser die Witwe seines und meines Freundes geheiratet hatte, kein Unbekannter gewesen, wusste er doch durch seine Frau viel von mir und der Gemeinsamkeit unserer Anschauungen. Frau v. Mertz ist es auch gewesen, die auf Grund ihrer Kenntnis meiner Person die Begegnungen zwischen Albrecht v. Mertz und mir herbeigeführt hat. Die erste Begegnung hat nicht am 13. Juli auf einer "gesellschaftlichen Veranstaltung" stattgefunden, vielmehr sind Herr und Frau v. Mertz am Sonntag, dem 9. Juli 1944, auf meine Einladung allein bei mir in meinem Wannseer Notquartier zum Nachmittagskaffee gewesen. Nach ihrem Fortgang sind Sie, liebe Frau Koch, dann mit Hans auf meinen Anruf hin noch zu einem Glase Wein bei mir gewesen. Bei dieser Gelegenheit habe ich Hans über den vorausgegangenen Besuch unterrichtet. Hans wusste an diesem 9. Juli noch nicht, dass Albrecht v. Mertz Staffenbergs Nachfolger im Allgemeinen Heeresamt geworden war, noch war er über seine Persönlichkeit unterrichtet. Ich habe mit ihm verabredet, dass er sich seinerseits erkundigen solle, und dass ich den in Aussicht genommenen Besuch in der Bendlerstrasse erst nach vorheriger Verständigung mit ihm machen werde. Hans hatte mich, wie Sie wissen, seit langem eingeweiht; ich meinerseits hielt mich grundsätzlich nur an ihn, gemäß dem auf Seite 222 des Werkes von Gisevius erwähnten Grundsatz, möglichst wenig persönliche Kontakte aufzunehmen.

Am 10. Juli habe ich eine Geschäftsreise nach Bielefeld angetreten, von der ich am folgenden Tag zurückgekehrt bin. Nach meiner Rückkehr habe ich mich verabredungsgemäß mit Hans in Verbindung gesetzt. Dieser sagte mir, ich könne den Besuch bei Herrn v. Mertz unbedenklich machen. Am 12. Juli habe ich mit diesem vereinbart, dass ich am nächsten Morgen zu ihm in die Bendlerstrasse käme. Dort habe ich am Vormittag des 13. Juli eine lange Unterredung mit ihm gehabt. (Notabene habe ich in der Bendlerstrasse an diesem Vormittag zwar nicht Herrn Nebe, aber den Grafen Helldorf erlebt).

Unsere erste Besprechung am 9. Juli - bei Gisevius ist nur von einer Unterhaltung die Rede - ist die Begegnung zweier Männer gewesen, die voneinander wussten, die über die Anschauungen des anderen im Bilde waren und die einander nun nur noch persönlich kennen zu lernen brauchten. So war die Verständigung leicht. Dem Mann von Frau Hilde v. Mertz gegenüber brauchte ich keine Camouflage zu treiben. Die Folge war die Verabredung einer zweiten Aussprache in der Bendlerstrasse. In dieser zweiten Aussprache hat Herr v. Mertz mich u.ä. auch

nach meiner Meinung über die Gesinnung und Haltung der von mir zu übersehenden Wirtschaftskreise gefragt. Diese Kreise waren angesichts meiner Stellung als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank weit gespannt und mannigfaltig, sodass ich Herrn v. Mertz zweifellos ähnliche klare und nüchterne Einblicke wie Girdeler und Thomas geben konnte. Aus der zweiten Aussprache erwähne ich eine Äusserung von Herrn v. Mertz, die ich seinerzeit auch an Hans weitergegeben habe: "Zunächst wird das Unrecht durch das Standrecht ersetzt werden müssen." Dieses mag vielleicht mit zu den von Gisevius auf Seite 347 angestellten Betrachtungen Anlass gewesen sein. In derselben Unterredung hat aber Herr v. Mertz mir auch mit tiefem Ernst erklärt: "Ich bin mir klar darüber, dass wir das Ende des deutschen Militärs herbeiführen werden, denn welchen Frieden wir auch erreichen mögen, er wird die Militärschicht ein für allemal beseitigen; und dennoch müssen wir handeln um Deutschlands und des Abendlandes willen."

Hans hat mir in jenen Tagen - ich entsinne mich des Vorgangs selbst gut, kann aber den Zeitpunkt nicht mehr genau angeben - etwa folgendes gesagt: "Wie kommt nur Hans v. Mertz dazu, einen ihm bislang Unbekannten anzusprechen? Man stelle sich vor, er habe sich z.B. an Herrn B. von der Dresdner Bank gewendet!" Ich habe Hans daraufhin die tatsächliche Lage in Erinnerung gebracht. Bei der unbedingten Loyalität von Hans muss ich annehmen, dass dieses unser Gespräch erst nach der von Gisevius auf Seite 330 erwähnten Begegnung in der Badenallee 5 stattgefunden und Hans nicht auf die Möglichkeit zu einer Richtigstellung gehabt hat.

Was zu dem unmittelbaren Anlass dieses Briefes zu schreiben wäre, ist hiermit geschehen. Ich glaube überzeugt sein zu dürfen, dass Gisevius auf Grund des wirklichen Sachverhalts eine entsprechende Berichtigung vornehmen wird. Selbstverständlich stehe ich ihm auf Wunsch gern auch persönlich im Rahmen des Möglichen zur Verfügung mit weiteren Auskünften.

Lassen Sie mich aber noch fortfahren. Ich glaube, dass manches von dem folgenden Ihnen und Gisevius unbekannt sein wird und dass das Eine oder Andere für Sie Beide wissenswert ist.

Als am 15. Juli Stauffenberg die Bombe nicht ausgelöst hatte und der endgültige Zeitpunkt des Attentats auf die folgende Woche festgelegt worden war, hat Hans mich entsprechend unterrichtet. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass ich am 18. Juli eine Geschäftsreise zum Bodensee antreten müsse; diese stehe bereits in der Wochen-Übersicht über die Termine der Vorstandsmitglieder der Bank, einer Übersicht, welche die Leiter aller wichtigen Abteilungen der Bank vorliegen hatten. Hans und ich waren uns darüber einig, dass eine plötzliche Verlegung feststehender Termine in diesem Augenblick untunlich sei. Hans hielt es mit mir für zweckmässig, dass ich die Reise programmässig durchführe, dass ich aber einen meiner Kollegen unterrichtete, damit im Augenblick des Staatsstreichs die Bank auch bei meiner Abwesenheit ohne weiteres der neuen Regierung zur Verfügung stehen könne. Die Beziehungen meines Kollegen Abs zur Opposition waren

mir bekannt, ohne dass wir jemals über Einzelheiten gesprochen hätten; auch Hans war sich über die Stellung von Abs völlig klar. Gerade deshalb hielten wir es für besser, noch einen Dritten ins Vertrauen zu ziehen, in Gestalt des Herrn Oswald Rösler, des Sprechers unseres Kollegiums, der auch Hans als Gesinnungsgenosse bestens aus der gemeinsamen Tätigkeit im Aufsichtsrat von Aschinger bekannt war. Ich habe dementsprechend am Morgen des 18. Juli - vor der neuen Reichskanzlei auf- und abgehend - Herrn Rösler über die bevorstehenden Ereignisse unterrichtet und sein uneingeschränktes Ja erhalten. Am Abend des 18. Juli habe ich meine Reise angetreten; am Morgen des 21. Juli am Bodensee die Nachricht von dem Fehlschlag des Staatsstreichs erhalten. Am 22. Juli bin ich, in peinlicher Innehaltung meiner Reisepläne, vor meiner Rückkehr nach Berlin zunächst nach Ettal zu meiner Familie und damit auch zu Ihren 3 jüngsten Kindern gefahren. Dort hatte Hans, der Gute und Besorgte, bereits von Berlin bei Schwester Frida Weber mit irgend einer belanglosen Mitteilung angerufen, die mir besagen sollte, dass ihm nichts geschehen sei.

Rösler ist am 15. September 1944 plötzlich verhaftet worden. Zunächst sind Hans und ich in Sorge gewesen, ob wir die Veranlassung hierzu gegeben hätten, bis sich herausstellte, dass die Verhaftung auf einer in der Folter gegebenen unrichtigen und später widerrufenen Aussage von Walter Cramer, Vorstandsmitglied von Stöhr - Leipzig, über Beziehungen Röslers zu Gerdeler beruhte. Rösler hat im Dezember 1944 vor dem Volksgerichtshof gestanden und ist auf Grund des Cramer'schen Widerrufs freigesprochen worden. Aus der Haft entlassen worden ist Rösler aber erst später mit der Auflage, dass er wegen "politischer Unzuverlässigkeit" Ende 1945 aus dem Vorstand der Bank auszuschcheiden und sämtliche Aufsichtsratsmandate niederzulegen habe. (Rösler befindet sich jetzt seit Jahr und Tag in dem russischen Lager Buchenwald).

In diesem Zusammenhang weise ich darauf hin, dass General Thomas in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich Herrn Karl Kimnich, der bis zum Frühjahr 1942 mein Kollege und Sprecher des Vorstands der Deutschen Bank gewesen ist, als Antinationalsozialisten bezeichnet, was der Haltung des Vorstands der Bank entsprach. Meinem Kollegen und Freund Abs und mir ist im Winter 1942/43 vonseiten des stellvertretenden Gauwirtschaftsberaters von Berlin ausdrücklich bestätigt worden, dass wir niemals Nationalsozialisten werden könnten, dass wir untragbar seien und aus dem Vorstand der Bank entfernt werden müssten.

Diese Mitteilungen sollen die Darlegungen ergänzen, die sich auf den Seiten 195, 213, 300 (Cramer) und 330 des Buches über die Rolle der Wirtschaft im Kampf gegen Hitler finden.

Nun noch einige Kleinigkeiten: Nach dem 20. Juli habe ich, schon auf Grund der Besucherblocks in der Bendlerstrasse, in denen mein Name stand, täglich mit meiner Verhaftung rechnen müssen. Erst nach langen Wochen habe ich erfahren, dass diese Besucherblocks am 20. Juli von den Verschwörern vernichtet worden waren, ein Beweis ihrer Umsicht und ihrer Sorge für die Gesinnungsgenossen in der Stunde höchster eigener Not.

- 5 -

Auf Seite 331, 2. Absatz, steht eine Äusserung des Generaloberst Fromm. Hans hat mir diese seinerzeit in der Fassung übermittelt: "Wenn Ihr Euer komisches Attentat macht, vergesst mir meinen Freund Wilhelm Keitel nicht!" Ich habe diesen Ausspruch auswendig gelernt, wie den des Feldmarschalls von Kluge, der am Abend des 20. Juli, von dem Oberstleutnant v. Hofacker angefleht, nun doch zu handeln, erklärt hat: "Wenn das Schwein noch am Leben ist, sind mir die Hände gebunden und habe ich meine Befehle zu befolgen." Beide Äusserungen sind mir erschütternde Beispiele für das Niveau oder besser für die völlige Niveaulosigkeit höchster deutscher Militärs.

Zum Schluss sei noch auf folgende kleine Unstimmigkeiten in dem Werk von Gisevius hingewiesen, die bei einer Neuauflage geglättet werden könnten:

- a) Seite 91, 3. Zeile von oben: Ein "Generalgouvernement" gab es im Frühjahr 1939 noch nicht.
- b) Seite 92, 3. Absatz: Neurath ist zum Präsidenten des sogenannten Geheimen Kabinettsrats (nicht Staatsrats) ernannt worden.
- c) Seite 427, 3. Absatz: Brigitte ist nicht mit Ihnen und Hans gleichzeitig, sondern erst 5 Wochen später verhaftet worden.

Bei meinem am 8. ds. Mts. zu Ende gegangenen Ettaler Besuch habe ich mich gefreut, Ihre beiden jüngsten Töchter wiederzusehen. Sie machen beide einen ganz vorzüglichen Eindruck und sind nach meiner Frau die artigsten Kinder des Dorfs. Unsere gemeinsame Karte haben Sie hoffentlich erhalten. Schwester Frida fand ich diesmal doch recht alt geworden.

Mit vielen Grüßen bleibe ich in alter freundschaftlicher Verbundenheit

Ihr sehr ergebener

gez. Clemens P l a s s m a n n

1 Anlage.

A b s c h r i f t .

Eidesstattliche Erklärung.

Herrn Dr. Clemens P l a s s m a n n , früher Berlin, jetzt Hamburg, lernte ich vor Jahren durch meinen ersten Mann Dr. Otto Baier kennen. Zwischen den beiden Männern bestand eine aufrichtige Freundschaft, die sich auf gleicher geistiger und weltanschaulicher Basis gründete und mehr und mehr vertiefte. Dr Plassmanns Geisteshaltung wurzelte in einem festen religiösen Grund, der ihm einen starken ethischen Halt und ein Format gegeben hatte, welches seine Persönlichkeit so überaus anziehend und vertrauenswürdig machte. Nach dem Tode meines ersten Mannes hat er mich in selbstloser Weise beraten und mir geholfen, meine und meiner Kinder wirtschaftliche Existenz zu festigen. Jahre hindurch konnte ich seine kritische Einstellung zur Partei beobachten, die sich besonders im Laufe des Krieges ständig verschärfte. Als ich im Jahre 1944 Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim, Chef des Stabes im Allgemeinen Heeresamt, heiratete und damit einen Einblick in die Bestrebungen des Kreises um Graf Stauffenberg und General Olbricht gewann - mit denen beiden er am 20. Juli den Tod gefunden hat - zögerte ich nicht, meinen Mann auf die hervorragende Persönlichkeit Plassmanns aufmerksam zu machen. Schon bei den ersten Besprechungen mit Albrecht von Mertz war Dr Plassmann bereit, seine oppositionelle Einstellung in den Dienst der Männer vom 20. Juli zu stellen und sich mutig und im vollen Bewusstsein seiner Verantwortung zu den aktiven Gegnern Hitlers zu bekennen, obwohl er damit nicht nur sein Leben, sondern auch das seiner ihm zutiefst verbundenen Angehörigen in Gefahr brachte. Dr Plassmann hat diesen Weg gewählt, weil er überzeugt war, dass nur eine aktive Bekämpfung des Nationalsozialismus Wandel schaffen und der Welt den Frieden wiedergeben könne.

Mit dem Umstand, dass ich alle Briefe Clemens Plassmanns vor meiner Verhaftung verbrannte, ist es zu verdanken, dass er und seine Familie davor bewahrt wurden, die Zahl der Opfer des Nazismus zu vergrößern. Umsomehr bekümmert es mich, dass ein so selbstloser Mensch von so hohem ethischen Werte nach dem Kriegsende verkannt wurde und dass seine Kräfte, die für die Neuorientierung Deutschlands von bedeutendem Werte gewesen wären, brach liegen und verkümmern müssen.

Dr Plassmann hat es bisher abgelehnt, seine Haltung vom 20. Juli in die Waagschale zu werfen, weil er glaubte, hieraus keine persönlichen Vorteile ziehen zu dürfen. Ich glaube aber, dass es weniger um solche persönlichen Vorteile geht als um den Nutzen, den die Allgemeinheit aus einer sinnvoll angesetzten Tätigkeit eines solchen Mannes ziehen kann.

Ich zögere daher nicht zu erklären, dass am 9. Juli 1944 in der Privatwohnung von Dr Plassmann in meiner Anwesenheit eine vorbereitende Besprechung zwischen Albrecht v. Mertz und ihm stattfand, die - wie mir mein Mann damals berichtete - am 13. Juli 1944 in seinem Büro in der Bendlerstrasse ihre Fortsetzung fand. Deren Ergebnis war die Zusicherung aktiver Betätigung Dr Plassmanns an den Plänen derer vom 20. Juli 1944.

- 2 -

Vorstehende Erklärungen gebe ich an Eidesstatt ab.

gez. Hilde Edle Mertz von Quirnheim

Waldshut, 5. Juli 1946.

Lussja Firla

In Memoriam.

Abschiedsworte vom 16. Oktober 1942
gehalten von Dr. Carlo Mierendorff

im Russ. Friedhof
Berlin-Tegel.

Verzeiht mir, liebe Freunde, wenn ich Eure Andacht störe, aber es drängt mich, ein letztes Wort zum Abschied von unserer Lussja zu sprechen, auch in Eurem Namen, wenn Ihr es gestattet. Ich darf es wohl tun, weil ich von allen die hier versammelt sind oder in Gedanken hier weilen, vielleicht als einer der Ersten das Glück hatte, ihr in diesem Leben zu begegnen, als sie in unserem Reiche Zuflucht suchte.

Es sind jetzt 20 Jahre her, doch die Stunde ist mir unvergeßlich. Es war an einem schneebelegten Wintersonnentag auf den Hügeln des Neckartales, als sie mir wie ein Märchenkind aus fernem Land entgegentrat, eine schwarze Rose von fremder Pracht im Winterschnee unserer süddeutschen Heimat.

Es sind erst 20 Jahre her, und schon müssen wir an Deiner Bahre stehen, um Dir zum letzten Mal Adieu zu sagen, liebste Lussja, schöne Rose, vom Schicksal allzufrüh gebrochen. Aber auch das Schöne und Vollkommene muß ja sterben.

Was war der Sinn Deines Lebens? Opfer und Hingabe für Deine Gefährten und Freunde. Hilfe für die Hilfsbedürftigen und Liebe für die Liebenswerten. Ein Leben für die Freunde.

Daran habe ich gedacht, als ich darüber nachsann, mit welchem Dichterwort sich wohl Dein Abschied schmücken ließe. Da kam mir jener tiefe Spruch von der Freundschaft in den Sinn, über den ich so oft mit Dir gesprochen habe, der da lautet:

"Drei in drei sind Freunde:
Brüder in der Not,
Gleiche vor dem Feinde,
Freie vor dem Tod!"

Ist dieses Wort nicht wie auf Dein Leben gemünzt! Bruder warst Du uns in aller Not - denn unsere Not war Deine Not. Und gleich warst Du mit uns vor jedem Feind - denn Deine Feinde waren unsere Feinde.

Was aber das Letzte und Höchste angeht: die Freiheit vor dem Schicksal und das Freisein vor dem Tode, so hast Du auch diese Probe bestanden - stolze, tapfere Frau.

"Je mehr man gibt, desto mehr bekommt man", hast Du mir einmal gesagt und dazu bemerkt, es sei die Devise Deines Lebens. Wie arm und beschämt haben wir davor oft vor Dir gestanden. Dafür bekommst Du nun den höchsten Preis: die Krone und den Kranz des unverlöschlichen Gedächtnisses an eine vollkommene und edle Seele.

Darüber hinaus bleibt uns nur Dank.

Es war schön, daß Du herabgestiegen bist, um unter uns zu leben:

Du hast uns mit Deinem Leben reicher gemacht.

Wir danken Dir dafür.

Du hast mit Deinem Leben unser Leben geedelt.

Wir danken Dir dafür.

Du hast uns ein Leben vorgelebt, einzigartig in seiner Güte, Unbestechlichkeit und Seelengröße, ein Vorbild, dazu angetan, das Bild des Menschen, nur allzuoft von seiner eigenen Hand verzerrt, geschändet und in den Dreck gestoßen, zu reinigen und zu retten. So hast Du uns den Glauben an den Menschen und das Menschtum im Menschen nicht verlieren lassen. Das war Deine Tat.

Wir alle, die das Glück hatten, von Dir Freunde genannt zu werden, sagen das in Dankbarkeit dafür, dass uns die Schönheit Deines Anblicks gewährt war, die Gnade Deines Lächelns und die Güte Deines Herzens. Denn es ist wohl keiner unter uns, dem Du nicht auch einmal mit Deinem immer wachen Sinn und Deinen zarten, klugen Händen die Steine auf dem Schachbrett des Lebens zurecht gerückt hättest, auf dass der Spieler den Mut zum Weiterspielen wieder gewönne.

So wird Dein Bild für immer vor uns stehen, in unsere Herzen unauslöschlich, unverlierbar eingegraben, in himmlischem Licht verklärt.

Liebste Lussja, Adieu!

Schlummere in Frieden, schlafe in Gott.

Vor dem Vollendeten treten wir in Ehrfurcht zurück.

Ia stellv. Generalkommando III.A.K.

Bericht über die Ereignisse im stellv. Generalkommando
III.A.K. am 20. Juli 1944.

er. 17,10 Uhr: Chefbefehl an Ia: alles dabehalten, es kommen noch
wichtige Befehle.

er. 17,30: Ich werde zum Chef befohlen. Hier Komm. General,
Chef und Major von Örtzen. Komm. General im Begriff
zum General ^{Oldbricht} zu fahren. Sehr erregt. Chef ebenfalls
sehr erregt, verweist auf ihm vorliegende Befehle.

K.G. verlässt das Generalkommando. Chef gibt mir
insbesondere von dem Befehl "vollziehende Gewalt
beim Heer" Kenntnis. Daneben liegen Einzelbefehle
(abgewandelte Walküreaufträge für Schulen) vor.
Chef erklärt etwa: "das ist doch ungeheuerlich, ich
kann ohne K.G. da nichts befehlen." Geht dann mit
dem ebenfalls anwesenden Oberst von Wiese und mir
ins Besprechungszimmer. Ich schlage Rückversiche-
rung durch tel. Anruf vor. Chef sagt: "Ist geschehen."
Nach weiteren Be. Erwägungen über die Echtheit wird
Weitergabe befohlen und Klärung erhofft, während die
Befehle zur Auswirkung kommen. Ich beauftrage Hpt.

Kujath und Hpt. Lösing mit der tel. Durchgabe der
vorliegenden Befehle. Die Gespräche werden teils vom
Vorzimmer Chef teils von den Ia Apparaten aus geführt.
Inzwischen geht der Walkürebefehl ein. Er wird von
dem Ib- Sachbearbeiter Obstlt. Lubahn formuliert
und von den Ia Apparaten weitergegeben.

18 bis 19 Uhr: Rückbestätigungen gehen ein, Hpt. Kujath meldet,
dass einige Schulen antworten, dass sie den Befehl
schon vom OKH erhalten hätten. Während der Zeit bis
19 Uhr bin ich bis auf kurze Unterbrechungen "

- Überwachung der Befehlsdurchgabe aus meinen Dienstzimmern- beim Chef. Major von Örtzen telefoniert hin und wieder, soweit mir bekannt wird er angerufen.
- er 19^h General von Thüngen und General von Hase kommen zum Chef. General von Thüngen befiehlt, dass Oberst von Wiese und ich ander Besprechung nicht teilnehmen. Wir warten im Vorzimmer bzw. bin ich bei meiner Abt., wo ich von den Offizieren mit Fragen überfallen werde und wo die Walküre Weitergaben und die Rückbestätigungen einlaufen.
- er 20,30 bis 21 Uhr: Beim Warten im Vorzimmer höre ich erregte Erwidernngen vom Chef, die ich aber nicht verstehe.
- er 21^h General von Thüngen und General von Hase sind gegangen. Ich warte wieder im Vorzimmer. Chef öffnet die Tür und sagt etwa: ich habe mit General Burgdorf telefoniert, er stimmt alles nicht. Ich führe keine weiteren Befehle mehr aus." Chef zeigt mir zwei lange Befehle mit Einzellinien. Eine Weitergabe dieser Befehle ist nicht erfolgt.
- er 21 bis 22 Uhr: Chef telefoniert mit mehreren Stellen u.a. mit Gauleiter Stürtz und General Hoffmann, Kdr. Luftgau III. Überall Eindruck, die Befehle sind von oberster Stelle nicht gewollt. Es wird erwogen, was zurückbefohlen werden könnte, und klargestellt, dass Schulen besondere Befehle durch General Reinecke, OKH, erhalten werden. General von Thüngen, der wiedergekommen ist, gibt keine besonderen Befehle. Ich schlage vor, vor allem Schiessereien zu verhindern. Chef stimmt zu. Ich veranlasse Durchgabe an die Truppe. Durchführung er. 22,30 bis 23 Uhr.
- er 22,30^h: General von Thüngen verlässt wieder das Gen. Kdo. Inzwischen Sorge um KG. Hpt. Lösing, Ord. Offz., ist eingekerkert, man hört aber nichts. Lage klärt sich weiter dahin, dass von unverantwortlicher Seite Befehle ergangen sind. Nach Rückfragen durch Chef werden Walküre und Einsatzbefehle für Schulen mit dem Zusatz "Halten sich alarmbereit im Standort" aufgehoben! Gegen Major von Örtzen ist Verdacht geschöpft worden, Oberst von Wiese setzt sich zu ihm ins Vorzimmer. Er wird im weiteren Verlauf vernommen und unter Bewachung gesetzt. Inzwischen klargestellt, dass überall alles ruhig verlaufen ist. Die Arbeitsbereitschaft im Gen. Kdo. wird zunächst vermindert, später aufgehoben. KG kommt zurück, hat Besprechungen mit Chef.
- er 3^h Jeder sucht zur Ruhe zu kommen.
21. 7. er 10 Uhr: Detonation auf dem Flur im II Stock. Major von Örtzen Selbstmordversuch. Arzt wird gerufen. Gr. 10 Min

Wehrkreiskommandeur wird Gen. d. Fl. Kuntze. Ehe er recht Kontakt mit den Dingen gewinnen kann, müssen Wehrkreisstab" und "Verteidigungsstab" auf getrennte Gefechtsstationen, denn der Russe beginnt bereits Berlin zu umklammern. In der Nacht zum 23.4., als bereits die ersten Lagen russischer Granaten nördlich der Heerstrasse niedergehen, verlegt der Wehrkreisstab nach Dranse bei Wittstock. Gegen eine sinnlose Verteidigung dringt der Russe in die Stadt. Im Zoobunker ergibt sich der Verteidigungsstab und damit Berlin. Die Reste des Wehrkreisstabes fallen am 2.5. in der Gegend Hagenow amerikanischen Panzerspitzen in die Hände, Teile hat der Russe überrannt. Der Wehrkreis III, das Kernstück Deutschlands, ist vom Feinde überflutet, der Krieg ist aus, der Zusammenbruch vollkommen.

Der "20. Juli" war der Schicksalstag des Deutschen Volkes. Eines Tages wird es sich der Männer besinnen, die ihn machten, weil es ihrer zu seiner Ehrenrettung bedarf.

elli 5 Rus

Bruno Mitzkus
ehem. Ia im Wehrkreis-Kdo III, Berlin

Bad Homburg v.d.H., April 1947
Dorotheenstr. 35

Mus
~~Bericht über die Ereignisse~~ den 20. Juli ~~und das~~
Ende im Wehrkreiskommando III, Berlin.

Im Wehrkreiskommando III, Berlin, war sich ebenso wie anderwärts bei höheren Kommandostellen die Mehrzahl der Offiziere und zwar besonders die Weltkriegsteilnehmer seit 1943 über die Aussichtslosigkeit dieses Hitlerkrieges gegen eine ganze Welt völlig im klaren. Über den Wert unserer Verbündeten gab man sich abgesehen von einer gewissen Überschätzung Japans keinen Täuschungen hin.

Ich gehörte seit 1940 als Ausbildungsreferent dem Führungsstab des Wehrkreiskommandos in verantwortlicher Stellung an. Bei dem in Kdo-behörden üblichen Wechsel war ich nachgerade relativ altes Inventar geworden und erhielt entsprechende Sonderaufträge. Zu meinen Aufgaben gehörte die ständige Vertretung des I.Gen.Stabs-Offiziers, damals Obstit. i.G. Schöne. So weitete sich mein Blickfeld erheblich über das anderer Referenten hinaus. Ich kam oft zum Vortrag beim Chef des Gen. Stabes und Kommandierenden General und lernte hinter die Fassade dieses scheinbar so militärisch abgeschlossenen Befehlsorganismus sehen. Ich lernte aber auch die menschliche und politische Einstellung der Kameraden kennen, ebenso ihre Stärken und Schwächen. Wenn auch eine gewisse Auslese von Männern hier arbeitete, so war deshalb doch nicht alles Gold, was da glänzte. Wie überall im damaligen Deutschland hatten die Parteigänger eine starke Stellung. Ihre Meinung musste zumindest höflich angehört werden, selbst wenn sie unklug war. Den Nicht-Parteigängern blieb in grösserem Kreise bei Erörterung allgemein-wirtschaftlicher und politischer Fragen und Zukunftsaussichten meist nur das Schweigen, denn offen sprechen konnte man nur zu denen, die man kannte. Da ich viele zu kennen glaubte, hatte ich oft Gelegenheit mich über meine Auffassung von Menschen, recht und Parteimassnahmen auszusprechen. Die Folge war, dass über meine Einstellung in weiteren Kreise kein Zweifel bestand. Auch unter uns gab es 150%ige, vor denen man auf der Hut sein musste, meist Männer, die das Schiessen mehr vom Exerzierplatz und von der Etappe her kannten, und junge Marachierer. Für eine Änderung der unüberträglichen Diktatur von innen her sah ich keine Möglichkeit, erwartete jedoch den Zusammenbruch infolge Erschöpfung unserer personellen und materiellen Reserven und unter dem gegnerischen Druck von aussen für Ende 1944. Im übrigen war ich mit Arbeit reichlich eingedeckt und mindestens 10 Stunden täglich am Schreibtisch tätig bzw. unterwegs, ohne Rücksicht auf die infolge der häufigen Luftalarme verkürzten Ruhezeiten. Zum Politisieren fehlte es mir an Zeit und an Lust.

Mit dem Dienstantritt des Anfang 1943 zu uns versetzten General von Rost begannen sich die Geister im Wehrkreiskommando klarer zu enthüllen. R. kam aus Vichy und hielt sich selber für einen Diplomaten und für ein Genie. Zweifellos war er eine dynamische Persönlichkeit mit Verstand und Herz, weniger ein ausdauernder zäher Arbeiter. Sein aufgeschlossenes Wesen schuf ihm namentlich anfangs viele Freunde. R. verstand es in kurze seine Person zum Mittelpunkt des Wehrkreis-Kdos. zu machen und im Gegensatz zu seinem klugen aber mehr reservierten Vorgänger Obst. i.G. von Unger, überall hin seine Fäden zu spinnen, vornehmlich zu den Spitzen der Behörden und der Partei. Bald hatte er Eingang bei Göbbels gefunden, kannte sich mit Helldorf und Steeg bestens aus, und begann Vortragssaal und Kasino in in eine Fülle nicht abreissender Besprechungen und Feierlichkeiten meist grossen Stils zu versetzen. Wer nicht genau hinsah, musste R. für den typischen Parteigänger und Konjunkturritter halten, der die militärischen Erfordernisse den politischen nachordnete. Stark auf äusseren Eindruck gestellt war in seinem Auftreten ein kleiner Göring. Alle politische Betriebsamkeit des Gen. v. Rost hat aber auf die Dauergenaueren Beobachtern nicht verbergen können, dass sich hinter dieser Fassade ein anderer Kern verbarg. In Wirklichkeit hasste R. Partei und S. wie die Pest. Durch seine enge Bindung mit ihren prominenten Führern aber hat er manches in unserem Sinne regeln können, was im Behördenwege nie gelungen wäre. Kein Wunder, dass dieser Mann bald in Gegensatz zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem etwa gleichzeitig von der Ostfront zu uns gekommenen General v. Kortzfleisch geriet, der das genaue Gegenteil von ihm war.

Gen. v. Kortzfleisch war der Typ des Generals alter Schule. Unausgesprochen lebte er nach dem Grundsatz "mehr sein als scheinen" und war selbst Vorbild schlechthin. Arbeitsam, tatkräftig, fürsorglich und selbstlos übernahm er sein schweres Amt in der offenen Absicht das G. zum Erfolg der deutschen Sache auch in der Heimat nach Kräften beizutragen. Und doch zeigte sich, dass Klugheit, tiefes militärisches Wissen, Urteilskraft und sonstige hervorragende Fähigkeiten nicht genügten, um sich auf dem glatten Berliner Parkett zu behaupten.

K. war der Ruf eines strengen Könners vorausgegangen und als er zum ersten Male schlank, kühl, mit asketischen Zügen bei uns erschien gab es ein allgemeines Fürchten, bei einigen Frauen sogar Tränen. Um es vorwegzunehmen, es gab auch viel Trauer, als er wieder von uns ging.

und Zuneigung wie Bewunderung hat er namentlich bei denen gefunden, die oft und näher mit ihm zu tun hatten. Mir persönlich war er das militärische Vorbild schlechthin. Ich habe keinen fähigeren General kennen gelernt und keinen, den ich so verehere wie ihn. Wie kommt es nun, dass die Allgemeinheit über ihn anders urteilt, und mit ihm nie recht warm geworden ist?

K. war jeder Unzulänglichkeit gegenüber der denkbar unbequem-

2.

ste Vorgesetzte, den man sich ~~den~~ vorstellen kann, und da so viele Menschen voller Unzulänglichkeit sind, kam er als vieler Feind. Man zitterte vor ihm, wenn er bei Vorträgen und Inspektionen den Dingen mit wenigen Fragen auf den Grund kam, und mancher trüge General hat nach wenigen Vorträgen und Berichten in Erkenntnis der eignen Unfähigkeit seinen Posten zur Verfügung stellen müssen. Ich habe seit Herbst 1943 als Ia und Leiter der Führungsgruppe Gen. v.K. oft bei derartigen Gelegenheiten erlebt, und kann nur sagen, dass seine Anforderungen angemessen waren, Hohlheit und Eitelkeit unter den Offizieren aber leider einen Umfang erreicht hatten, der nur zu oft zum Aufräumen zwang. Ein unbequemer Vorgesetzter ganz gewiss, in erster Linie für mich, der ich täglich bei ihm vorzutragen hatte, und die eigenen Wissenslücken nur zu genau kannte, aber ein Vorgesetzter, der den ganzen Wehrkreis zu jener sachlichen Sonderstellung mit sich vorwärts riss, die er im OKH schliesslich einnahm, insbesondere in Fragen der Ausbildung und Rekrutierung, und die ~~die~~ ^{von ihm} vielfach richtunggebend für das ganze Ersatzheer machten. K. galt als überzeugter Nationalsozialist. Ob er es wirklich war, wage ich nicht zu entscheiden. Zweifellos war er ein Soldat, dem sein einmal abgelegter Eid über alles ging. Und so sehe ich alles Handeln dieses Mannes in Abhängigkeit von seinem Soldateneid. Wie ihm innerlich dabei oft zumute gewesen ist, das hat er andere nicht sehen lassen. Wer aber wie ich ihn auch als Mensch in seinem Heim oft aufsuchte, in seinem Dienstzimmer oft stundenlang bei ihm sass, der kennt ihn auch als Gegner mancher Parteimassnahme und weiss den Stolz, mit dem er fast unbewusst zu den Nazigrössen Abstand hielt, zu schätzen.

Dass zwei so grundverschiedene Charaktere wie dieser Komm.Gen. und sein Chef nicht zu einander finden konnten, ist verständlich. Der Chef hat auch wenig getan, um sich den Wünschen seines KG anzupassen. Verzögerungen in der Vorlage wichtiger Befehle, teilweise völlige Verheimlichung empöbten innerlich den KG., der schliesslich meinem Urteil grösseren Wert beizumessen begann, als dem seines Chefs des Stabes. Gen.v.Rost arbeitete leider bei Partei und OKH nicht immer allein im Interesse der Sache bzw. seines KG, sondern oft auch im eignen Sinne. Er hat auf diese Weise nicht zur Besserung des Rufs seines KG beigetragen, und ich sehe mich veranlasst bei jeder sich bietenden Gelegenheit einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem das Schicksal seine Leistungen und Verdienste so gering gelohnt hat.

Der Wehrkreis hatte also grob gesprochen einen Nazi-General zum Kommandierenden, einen Schein-Nazi Chef und in mir einen Antinazi als Ia. Warum ich als Nicht-Generalstäbler einen derart wichtigen Posten noch dazu in Berlin erhielt, glaube ich aus den späteren Ereignissen zu erkennen.

General v. Rost hatte mich bereits 1943 einmal mit der Frage überfallen, wie ich über Partei und Kriegsausgang dachte. Meine Antwort war klar und eindeutig, sie deckte sich im übrigen nur mit der bei Vorträgen ~~in der~~

als Grundlage meine Denkmals
bekundeten Ansicht von der Achtung vor Recht und Menschentum. Dass ich
sein eigenes wahres Gesicht durchschaute, habe ich ihm ebenfalls merken
lassen. Nicht lange danach löste ich den Oberstlt.i.G. Schöne im Herbst
43 als Ia ab. Der Tatsache, dass zuvor auch Oberst Graf Stauffenberg
und Major v.Oertzen längere Zeit zu uns kommandiert gewesen waren und
mich ebenfalls kennen gelernt hatten, mass ich in diesem Zusammenhang
keine Bedeutung bei, zumal Schöne restlos überarbeitet war und offenbar
seiner Aufgabe nicht mehr gerecht wurde. Heute erkenne ich, dass hier
die Wurzel ~~zur~~ meiner Beteiligung an einer Sache liegt, die später mein
Schicksal wurde und das Leben von Millionen Menschen, darunter auch das
meines einzigen Sohnes hätte retten können. Vorerst hatte ich praktisch
bis auf die Überarbeitung eines Planes zur Besetzung von Sendern und
Fernsprechanlagen "für den Unruhefall" wissentlich kaum etwas mit irgend-
welcher Verschövertätigkeit zu tun. Es ging weiter so bis in das Jahr
1944 hinein. Im übrigen dienten meine Kenntnisse der Kräfteverhältnisse
von Polizei und SS im Wehrkreis dem Chef oft bei Arbeiten, mit denen er
sich nebenher befasste. Gen.v.Rosts Stellung schien mir nicht mehr so
fest wie früher, die Partei schien irgendwie verstimmt oder gar Verdacht
geschöpft zu haben. Eine Riesenbesprechung mit allen möglichen Instanzen
die er einberief, um unter dem Deckmantel ^{2^{te}} ~~erhöhter~~ ^{und der} Arbeitsleistung eine
Verbesserung der Lebensbedingungen für die Ostgefangenen herbeizuführen,
war kläglich gescheitert und hatte ihm sehr geschadet. Es ging eingangs
um die Feststellung, wieviel Kalorien die Kriegsgefangenen überhaupt be-
kämen. Da die anwesenden Ärzte unter den Augen der Gestapovertreter zu
feige waren Ziffern zu kennen und zu nennen, hiess es schliesslich, die
Rationen seien ebenso hoch wie für die Zivilbevölkerung. ^{kef.} Die könnten sich
zumindest durch Sonderleistungen auf diesen Satz emporarbeiten. Natürlich
ist es unmöglich, dass ein hungergeschwächter Mensch 4 Wochen Höchst-
leistungen zeigt und erst dann ~~am~~ halbwegs der Arbeit entsprechend verpflegt
wird. Jedenfalls hatte R. in ein Wespennest gestochen. Die Angelegenheit
wurde mit Mühe beigelegt, hinterliess aber in Parteikreisen einen un-
günstigen Eindruck. Entsprechend war die Resonanz nach den grossen Luft-
angriffen ^{im Apr. 43} auf Berlin, bei denen über 50 000 Soldaten im Rettungs- und
Aufräumeinsatz waren und vorbildliche Hilfe leisteten. Die Nazipresse
übergab die Leistung des Militärs völlig, lobte dafür aber die Partei-
organisation bei der Hilfsaktion um so mehr und dekorierte ihre Leute
mit Ritterkreuzen und eisernen Kreuzen reichlichst. KG und Chef erhielten
schliesslich das dt. Kreuz in Silber, eine Auszeichnung, die draussen
die meisten Zahlmeister empfangen, ^{8. d. d.} sie mussten sogar noch bei der Ordens-
verleihung an die Parteibonzen Staffage bilden. Diese Bräskierung löste
in militärischen Kreisen damals helle Empörung aus und trug wesentlich
dazu bei, das ohnehin gespannte Verhältnis zwischen Wehrmacht und Partei
zu verschlechtern.

Hitler
 Die unglückliche Massnahme des Führers als Reichsverweser mit Deinen zu beauftragen, von denen wir nicht verstanden, begann sich bemerkbar zu machen.
 Göbbels benahm sich arrogant und herablassend, er liess u.a. den W.Kr.Kdeur vor einer Besichtigungsrundfahrt über eine halbe Stunde im Vorzimmer warten und behandelte ihn hinterher als offensichtlich nachgeordnet. Die Mentalität einiger Offiziere erhellt daraus, dass sie es schon damals für richtig hielten ihre militärische Meldung dem braun kostümierten Göbbels zu erstatten und nicht dem daneben stehenden KG. Solchem Treiben gegenüber hatte der KG keinen Grund sich seinerseits der Partei gegenüber verpflichtet zu fühlen und besonders freundlich zu sein. Er blieb reserviert. Die Parteileute andererseits mochten ihn nicht wegen seines ihnen überlegenen Wissens und Könnens.

In diese Strömungen hinein platzte im Frühjahr 1944 die Nachricht von der bevorstehenden Versetzung des Gen.v. Rost. R. selbst war in letzter Zeit sehr nachdenklich geworden. Als er mir seinen Panzerschrank übergab, legte er mir eine Akte besonders ans Herz und bat mich, mich mit Stauffenberg recht bald ^{persönliche} Fühlung zu nehmen. Nach zahlreichen Abschiedsfeiern im grossen, kleinen, familiären und engsten Kreise, an denen ich stets teilnahm, ging er Anfang Mai als Div. Kdr. an die italienische Front. *Er ist später mir ungemein gefallen.*
 Ich sah mir sein Erbe genauer an, räumte den verwaisten Panzerschrank gründlich auf und meldete mich schliesslich bei Stauffenberg im OKH. Unsere Aussprache war kurz und klar: ich erhielt den Auftrag hinfort die Rolle R.s mit zu übernehmen. Ich hatte also dafür zu sorgen, dass nach dem zu erwartenden Attentat auf Hitler im Wehrkreiskdo. die zu erwartenden Befehle des OKH nicht sabotiert, sondern durchgeführt würden. Ich hatte ferner die unter R. etwas angestaubten militärischen Einsatzpläne u.a. das für den "Unruhefall" geschaffene Befehlswerk "Walküre" zu überholen und nach Besprechungen mit Gen. Olbricht, Oberst v. Mertz, Obstlt. Bernardis, Major v. Örtzen, Oblt.v.Haefen u.a. an der Neuausfertigung von Befehlen mitzuarbeiten, Karten über Kräfteverteilung der Truppen und SS im Wehrkreis sowie für den beabsichtigten Einsatz zu liefern u.s.w. Der Plan sah weiter vor, dass das Regierungsviertel zerniert, Ministerien, Rundfunk und Telegraphenämter besetzt, die Kz-Lager schnellstens befreit, die Naziführung einschl. Göbbels und Stürtz verhaftet werden sollte. Die Polizei galt als zuverlässig, gegen die in ihrer Haltung zweifelhafte SS waren ausreichende militärische Sicherungen abgezweigt. Es wurde vereinbart die als umstürzlerisch auffälligen Befehle am Stichtage durch einen Gen.Stabs-Offizier des OKH überbringen zu lassen, um so ihrer Wichtigkeit mehr Nachdruck zu verleihen. Über die politisch durch den Umsturz beabsichtigte grosse Linie wurde wenig gesprochen, es genügte uns Militärs vorerst die Beseitigung einer unhaltbar gewordenen Diktatur herbeizuführen und zu wissen, dass die Beendigung dieses wahnsinnigen Krieges eines der unmittelbaren Ziele bedeutete.

Anfang Juli waren alle Vorbereitungen beendet, jeder Tag konnte das Attentat und damit die Auslösung des Umsturzes bringen.

Neuer Chef des Gen. Stabes war seit einigen Wochen der aus Stuttgart zu uns gekommene Gen. Major Harfurth, ein herzenguter, grundständiger Offizier, der ~~mir gegenüber~~ immer wieder betonte, wie ungern er in Berlin sei. Er wolle weg aus diesem Behördenzentrum, wozu nie zur Ruhe käme vor lauter Vorgesetzten, Partei, Arbeit, Widerwärtigkeiten und Luftangriffen. H. war menschlich zu gut für das Berliner Pflaster. Ihm hatte das Schicksal beschieden z. Zt. des Umsturzversuches unser Chef zu sein, damit war sein Geschick etwa dem eines Grabenkämpfers des Weltkrieges vergleichbar, der in eine unterminierte Stellung geht, ahnungsvoll aber ohne ^{Bestimmung} es zu wissen. In die Umsturzpläne wurde H. nicht eingeweiht, da er als politisch zweifelhaft galt, und ^{an mich} ich Stauffenberg gegenüber für ihn nicht glaubte bürgen zu können. Die Verantwortung für die Durchführung der Pläne im entscheidenden Berlin lag damit bei mir, soweit sie das Wehrkreiskdo. angingen.

Fast täglich war ich in den letzten Wochen vor dem Attentat im OKH zu Besprechungen oder es besuchten mich Offiziere von dort im Gen.Kdo. Nebenher liefen geheime Zusammenkünfte mit Obstlt. Schöne und Major v. Örtzen im Adlon oder an anderer Stelle. Es hatte sich gezeigt, dass Gen. v. Rost nicht alles vererbt hatte, was im Laufe der Zeit vorbereitet worden war. Karten mussten neu gezeichnet werden, alle möglichen Kleinigkeiten bedacht werden. So sollte der KG, der als naziförmig galt, dadurch unserer Aktion gesetzt werden, dass er zugleich mit den Alarmbefehlen ins OKH befohlen wurde wo man ihn einfach festhalten würde. Der Chef sollte im Falle der Weigerung die OKH Befehle auszuführen von mir und Örtzen ausgeschaltet und ersetzt werden.

Voraussetzung allen Tuns aber war das Gelingen des Attentats. Dass in dieser Hinsicht ein Fehlschlag möglich sein könnte, stand ausserhalb unserer Überlegungen.

Am 15.7. war es erstmalig so weit. Ich war durch Oberstlt. Bernardi entsprechend orientiert und hatte mich besonders nochmals für die vorbereitete Gestellung von 400 Tonnen Mot-Raum für Truppentransporte eingesetzt um Verzögerungen zu vermeiden. Aber es blieb bei der Alarmierung einiger Schulen, und ich konnte mir denken, dass etwas schief gegangen sein musste. Zur Vertuschung inspizierte Gen Olbricht selbst einige der ^{alarmierten} angetretenen Truppen und liess sie dann abtreten. Es wurde möglichst wenig um diese Übung, die immerhin hätte verdächtig werden können, gesprochen. Olbricht bestellte mich zu sich, um mir mitzuteilen, was verbesserungswürdig sei. Von Bernardis erfuhr ich, dass Stauffenberg unverrichteter Sache zurückgekehrt sei, da der Kreis der im Führerhauptquartier Anwesenden nicht der Planung entsprochen habe: Himmler hatte gefehlt. KG und Chef massen ungreiflicherweise den Dingen des Probealarms keine Bedeutung bei, der eine wahrscheinlich, weil er sich durch das persönliche Eingreifen Gen. Olbrichts übergangen fühlte, der andere, weil er die Dinge nicht übersah. Beide liessen mich machen, ohne viel zu fragen.

Am 20. Juli werde ich früh von Bernardis kurz ins OKH gebeten und erfahre dort, dass das Attentat mittags durchgeführt wird. Zurückgekehrt gebe ich sehr energische und verdächtige Befehle wegen des Mot-Raums, die so weit gehen, dass unterwegs befindliche LKW, falls sie für den Einsatz vorgesehen sind, u.U. an Ort und Stelle ihre Last abzuladen und zum Gestellungsplatz zu fahren haben. Die Anordnung erweckt allgemeines Kopfschütteln, ich bin aber dazu gezwungen, weil von dem schnellen Einsatz der Truppen u.U. der Erfolg des ganzen Unternehmens abhängt, und weil bei der "Probe" am 15. dieser Mot-Einsatz nicht geklappt hat. Alles andere ist planmässig so festgelegt, dass ein Versagen ausgeschlossen erscheint. Die Stunden gehen an diesem Tage langsam dahin, es wird 15 Uhr, eine überhaupt etwa s geschieht. Endlich ein Anruf irgendwoher, es soll "Walküre" aufgerufen sein. Ich verneine. Es wird 17 Uhr und ich beginne nachgerade mit einer neuen Verschiebung zu rechnen. Da kommt ein Chefanruf: "alles arbeitsbereit halten, es kommen noch wichtige Befehle, bitte sofort zur Besprechung." Der entscheidende Augenblick ist da, ich gehe hinüber zum Chef. Grosse Aufregung im Vorzimmer: "Hitlerattentat", "Alarmbefehle überbracht", "KG ins OKH bestellt" höre ich kurz und trete ein. Aufgeregt schnallt der KG gerade um, um ins OKH zu fahren, und lässt den Chef ohne weitere Direktive mit dem Kurieroffizier des OKH, Major v. Örtzen, und mir allein. Unschlüssig steht der Chef vor einem Haufen Fernschreiben, auf die er mich und den gleichfalls hinzugerufenen Ila, Oberst v. Wiese, kurz verweist. Er will nicht handeln, will die Verantwortung dem Überbringer übertragen, der lächelnd vor ihm steht. Schliesslich bittet er v. Wiese und mich in das anstossende Zimmer zur Beratung. Erschöpft sinkt er auf ein Bett, erklärt sich für krank, diese Befehle könne man nicht ausführen, man wisse nicht, ob hier geputscht werde. Unsere Meinung? Ich erkläre, man solle durch Rückruf beim OKH die Echtheit der Befehle prüfen und der Auskunft entsprechend handeln oder nicht. W. ist gleicher Ansicht. Die Rückfrage sei bei Oberst Mertz bereits erfolgt, meint der Chef, die Befehle seien hinsichtlich der Echtheit in Ordnung. Er stimmt zu, dass man dann nach ihnen zu handeln habe, zumal die Truppenbewegung ohnehin einige Zeit erfordere, während deren man weitere Klarheit gewinnen würde.

Die Entscheidung ist damit gefallen: der Chef macht mit.

Wir betreten wieder das Chefzimmer, wo Örtzen wartend steht. Ich übernehme die Fernschreiben und beauftrage zwei Hauptleute mit ihrer teils Durchgabe, die unter meinem Namen erfolgt.

Im Wehrkreiskdo setzt grosser Betrieb und Aufregung ein. Die Telefone schwirren. Jeder will näheres ~~versteht~~ wissen. Der unverholenen Freude bei der Mehrzahl der Mitarbeiter begegne ich bewusst ausdruckslos, da ich durch ein im Vorbeigehen geflüstertes Wort Örtzens bereits weiss, dass das Attentat misslungen ist. Uns beiden ist damit klar,

dass der Umsturz wahrscheinlich nicht gelingt. Schon setzen auch die ersten Fehlschläge ein. Der Rundfunk ist offenbar weiter in Händen der Parteiregierung, erste Nachrichten über ein fehlgeschlagenes Attentat kommen durch. Hitler werde in Kürze sprechen. Und er spricht tatsächlich. Alles, was in seiner Haltung schwankend war, fällt damit um. Der Versuch muss als ^{halb} gescheitert gelten.

Entgegen den öffentlichen Verlautbarungen hält die kleine Gruppe von Männern um Stauffenberg weiter an der begonnenen Aufgabe fest, betont, dass Hitler tot sei und besteht auf Weiterführung der begonnenen Massnahmen. Und sie werden bei uns weitergeführt. Die in Gang gesetzte Maschinerie ist so gewaltig, dass sie bei reibungslosem Ablauf auch einen intakten Hitler zu Fall bringen kann. Aber die Wehrmacht ist durchsetzt mit Parteifreunden, sie besteht zu einem guten Teil bereits aus der jungen Generation, die unter Parteilügen aufgewachsen ist und nichts von der sonstigen Welt gesehen hat. Mit einer Spaltung ist zu rechnen und diese Spaltung muss verderblich werden, sobald SS und Polizei den alten Machthabern treu bleiben.

Gegen 19 Uhr erscheinen die Generale v. Thüngen und v. Hase zur Besprechung beim Chef, der V. Wiese und ich nicht beiwohnen. Th. kam gleichzeitig, um sich als Nachfolger des KG einzuführen, v. H. um auf einige Reibungen im Ablauf der Massnahmen innerhalb seines Befehlsbereichs hinzuweisen. Beide Generale waren eingeweiht, wenn auch erst seit kurzem. Sie haben auf die Durchführung des Vorhabens so gut wie keinen Einfluss gewinnen können, die Ereignisse liefen zu schnell für ihre Entschlusskraft ab. *Beide gehen nach etwa 1/2 st. Beratung.*

Inzwischen läuft der militärische Apparat weiter. Die Truppe ist auf dem Anmarsch nach Berlin, bzw. bereits bei der Durchführung ihrer Befehle. In zwei entscheidenden Punkten aber hat auch sie bereit versagt: die Senderbesetzung ist nicht rechtzeitig durchgeführt und die Wachtruppe hat weder Göbbels noch die anderen Kopfstellen ausgeschaltet, wie es ihre Aufgabe vorsah. Wie konnte es zu einem Versagen in derart entscheidenden Punkten kommen?

Mit dem für diese Dinge in erster Linie verantwortlichen Ia der Kommandantur Berlin, Obstdt. Schöne habe ich nicht mehr sprechen können, da er sofort verhaftet wurde. Der Fall Rehmer, Kdeur. des Wachbataillons, ^{gehört hierher. Er} hat später eine traurige Berühmtheit erlangt, da R. als Held und Retter Berlins von der Partei gefeiert und zum Obersten befördert wurde. Soweit es nicht allgemein bekannt sein sollte, sei an dieser Stelle wiederholt, dass R. recht hilflos den Dingen gegenüberstand und lediglich zum "Helden" wurde, weil einer seiner Offiziere, der im Zivilberuf im Propagandaministerium arbeitete, vorschlug dort anzurufen, ehe man die verächtlichen Befehle ausführte. Dass dieser Anruf ^{führte} dann zu einer Hinbestellung R.s und Rücksprache mit dem H.Q.
 zu Göbbels

und schliesslich zur Verweigerung der Befehle durch das Wachbataillon, führte, ist bekannt. Zu spät und vergeblich versucht Gen. v. Hase pers. ähnlich diese für den Gang der Dinge zunächst einmal wichtigste Truppe in seine Hand zu bekommen. Er ist ^{sozial} naiv genug sich in das Propaganda-Ministerium zu begeben, nicht um Göbbels zu verhaften sondern um letztem Endes dort so lange zu warten, bis er selbst verhaftet wird. Die Rollen haben hier bereits gewechselt.

Im wehrkreiskommando wird weiter nach Stauffenbergs Befehlen gearbeitet, die teilweise von Gen. von Witzleben unterzeichnet sind. Die heranmarschierende Truppe hat Befehl Widerstand mit der Waffe zu brechen. Jeder Augenblick kann die Nachricht von Zusammenstössen bringen. Alle von aussen kommenden Meldungen lassen erkennen, dass der Umsturzversuch zumindest in Berlin nicht glatt verläuft. Doch aber weiss niemand, wie das Feldheer und die anderen Wehrkreise sich verhalten haben. Es besteht noch eine schwache Hoffnung, dass eine einheitliche starke Welle der Empörung gegen Hitler überall entsteht und ihn hinwegspült. Die Folgestunden zeigen, dass auch diese Hoffnung umsonst war.

Der Chef telefoniert nervös mit anderen Befehlshabern herum. Vom Personalamt in Lübben, Gen. Burgdorf, sowie vom Luftgau-Kommandeur III, Gen. Hoffmann, erhält er die Auskunft, dass dort ähnliche Befehle wie bei uns nicht vorlägen, es müsse sich um einen Putschversuch handeln. Ab etwa 20.30 Uhr weigert sich der Chef weitere Befehle "dieses OKH's" auszuführen. Er fürchtet um seinen Kopf. Es gelingt mir ein Abstoppen des Aufmarsches mit dem Hinweis zu verhindern, dass unabhängig davon, ob ein Putsch im Gange sei oder nicht, die Truppe möglicherweise gegen aufkommende Unruhen gebraucht werden könnte. Der wieder anwesende stellv. Wehrkreiskommandeur Gen. v. Thüngen, ist gleicher Ansicht, verhält sich sonst aber völlig passiv. Ein Kommen und Gehen von Truppenkommandeuren, die über den Stand ihrer Bereitschaftskräfte melden und gleichzeitig über Vorgänge aus der Stadt berichten, setzt ein. Die Telefone laufen auf höchsten Touren. Gerichte über dramatische Vorgänge im OKH selbst beginnen durchzusickern. Gegen 22 Uhr ist es klar, dass die Gruppe Stauffenberg überwältigt worden ist.

Ohne Kopfstelle und ohne Sender und Presse muss das Unternehmen als gescheitert gelten. Mein Vorschlag den Schiessbefehl zurückzuziehen wird vom Chef und stv. W.Kdeur. ^{v. Thüngen} mit grosser Erleichterung angenommen. Ein Vertreter des später beim Volksgerichtshof so eifrigen Gen. Reinicke erscheint, um sich über die Verhältnisse bei uns ein Bild zu machen. Mein Versuch ihn mit kurzer Information abzufertigen misslingt, er sitzt etwa eine Stunde lang mit im Chefzimmer als offener Spitzeldieses Gen. Reinicke, der bereits anstelle von Gen. Olbricht befiehlt und sich als erstes die Verfügung über die Waffenschulen allein vorbehält. Damit sind die Einsatzkräfte des Ersatzheeres in sich gespalten, an eine Entscheidung mit Waffengewalt ist in

Berlin- Brandenburg nicht mehr zu denken. Es beginnt sich darum zu handeln, wer von den Beteiligten dieses Abenteuer überlebt und wie weit ~~die Rachegeleit~~ Hitlers gehen wird.

Gen. v. Thüngen geht ; ohne Weisungen zu hinterlassen. Der Chef erklärt ihn mir als höchst verdächtig. Major v. Örtzen verlässt das Zimmer, nachdem er mir offen eine Mappe übergeben hat. Auch gegen ihn äussert jetzt der Chef Verdacht. Ich hoffe, er werde fliehen. Als er nach längerer Zeit wiederkommt, erhält Oberst v. Wiese Befehl ihn persönlich zu bewachen. Die mir von Ö. übergebene Mappe mit Karten und Befehlsnotizen muss weg, ebenso eine umfangreiche noch in meinem Panzer serank befindliche Akte mit Plänen und Material. Es gelingt mir beides unbemerkt zunächst auf dem Korridor hinter Pazerschränken zu verstecken. Ö. hat auf einer Toilette den Inhalt seiner Aktentasche verbrannt, wie der stark verqualmte Flur verrät. Ich reiße die Fenster auf, um zu verwischen, was sich noch verwischen lässt. Es wird Mitternacht. Der KG kommt aufregt zurück und hat eine lange Besprechung mit dem Chef und dem wieder anwesenden Gen. v. Thüngen. Der unglückliche Ö. erhält zwei Mann mit Gewehr zu seiner Überwachung. Die alarmierte Truppe wird angehalten. Die SS wagt sich wieder hervor. Die kleinen Hitlers entdecken ihr Herz. Die Vergeltung beginnt sich zu rühren.

Es ist klar, dass auch Th. aufs Äusserste gefährdet ist und ich verstehe nicht, warum er nicht die Flucht einer nahezu gewissen Verhaftung vorzieht. Zunächst hat er das Vertrauen des KG und wird mit der Vernehmung V.Ö.s betraut. Unklugerweise leugnet dieser auch Tatsachen, deren Gegenteil ihm sofort bewiesen werden kann z.B. sein früheres Kommando zum W.K.Kdo.III. Mit Mühe kann ich mich dem Ersuchen ihn zu re-kognoszieren entziehen, indem ich auf andere Abteilungen verweise, in deren Bereich sein Arbeitszimmer lag. Es erscheint mir unmöglich, dass auch ich nicht jeden Augenblick verhaftet werde. Um nicht anderen gegenüber unter Zwang besonderer Mittel zum Verräter zu werden, beschliesse ich, ~~bei~~ einer Verhaftung mich zu erschiessen. Zunächst vernichte ich von dem verräterischen Material, soviel ich kann, indem ich es zerreiße und auf einer Toilette hinwegspüle. Mit einer Pistole am Kopfende meines Lagers im Dienstzimmer falle ich endlich in einen erlösenden, wenn auch unruhigen Schlaf. Gegen 8 Uhr früh bin ich wieder kurz beim Chef, wo ich beauftragt werde das Material über die Vorgänge am Vortage zusammenzufassen und in Form einer Zeittafel einen kurzen Erstbericht zu verfassen, den er dann mit seinen eignen Notizen verarbeiten will. Wir erörtern die Möglichkeit der Auswirkungen ^{der Ereignisse} auf das W.Kdo. und sind uns einig, dass wir eine Linie zu halten haben. Die Rückführung der Truppe wird befohlen.

beendet die Beschreibung und

Eine schwere Detonation auf dem Flur lässt neues Unheil vermuten. Es zeigt sich, dass Major v. Ortzen der Urheber war: ~~er~~ hat eine Bohrpatrone abgerissen, um sich zu töten. Jetzt liegt er stöhnend mit aufgerissener Seite auf dem Flur in seinem Blut. Der Arzt wird gerufen, ich kann den Jammer nicht mit ansehen und gehe in mein Zimmer. Kurze Zeit später ertönt eine neue Explosion: dem Schwerverwundeten ist es gelungen eine zweite Bohrpatrone mit den Zähnen festzuhalten und abzureissen. Jetzt ist er tot und still. Er war ein prächtiger und ein ganzer Kerl. Einer seiner Bewacher ist mitverwundet worden und schreit laut nach dem Arzt. Es entsteht eine Psychose um verborgene Sprengkörper. Ruhig und besonnen waltet Dr. v. Roques seines ersten Amtes.

Die Morgenpresse überschlägt sich in der Hetze gegen die an der Verschwörung Beteiligten, insbesondere gegen Generalität und Offiziere. Die Namen der in der Nacht bereits Erschossenen werden bekannt. Es sind ~~die~~ ^{daher} Männer, mit denen ich unmittelbar zusammenarbeitete. Auch bei der uns unterstellten Kommandantur Berlin hat man bereits den Führungsstab verhaftet, es ist ein Wunder, dass man an dem W.Kdo. bisher vorbeigegangen ist. Ich nutze das Wunder, um auch das letzte belastende Blatt aus ~~meinen~~ ^{den} Akten verschwinden zu lassen. Grossen Halt finde ich bei zwei Kameraden, die mit mir eines Sinnes bei dem Vernichteten helfen, mich über Strömungen hinter den Kulissen, teilweise sogar bei der SS unterrichten und meine innere Widerstandskraft soweit stärken, dass ich beschliesse den Dingen gegenüberzutreten und mich nicht bei der ersten Vernehmung zu erschliessen. Der Korparichter und unser Parteiverbindungsmann, die als Juristen mit einer Anzahl der Verhafteten in täglicher Verbindung stehen, unterrichten mich gleichfalls bestens über alles, wie ich glaube, ohne um meine Rolle zu wissen. Schwer wird mir der erste Gang zum KG, der völlig in der Klarlegung der Verhältnisse aufgeht und dabei eindeutig alles fallen lässt, was gegen Hitler eingestellt sind. Er kennt meine innere Einstellung, und ich weiss, dass ich ausserstande sein werde diesen Mann zu belügen. Aber auch hier geschieht ein Wunder: der KG fragt nur: warum haben Sie mich nicht früher herausgeholt. Darauf genügt der lahme Hinweis, dass wir seinen Ordonoanzoffizier ihm noch zwei Stunden nachschickten und die Ereignisse inzwischen ihren raschen Ablauf nahmen. Hat dieser so kluge Mann wirklich die Zusammenhänge in seinem eignen nächsten Stabe nicht zu durchblicken vermocht? Niemand wird das je erfahren, denn Gen. v. Kortzfleisch fiel bei den Kämpfen im Ruhrgebiet, wie es heisst im Handgranatenkampf und mit einem letzten "Heil Hitler" gegen den Feind.

Die Tage gehen in fürchterlicher Nervenanspannung dahin. Irgendwie liegt weiteres Unheil in der Luft. Es ist unmöglich, dass man an dem Berliner General-Kommando vorbeigehen wird, von dem die Truppenbewegungen ^{auf Berlin} ausgelöst wurden, während man überall jedem kleinsten Verdacht Raum gibt und laufend weiter verhaftet. Gen. Oberst Fromm, der so unheilvoll an den Vorgängen des 20.7. im OKH selbst beteiligt war, ist festgenommen worden. An seiner Stelle hat man zum Hohn für jeden Frontsoldaten in Himmler einen SS Mann zum Befehlshaber des Ersatzheeres gemacht, der von Kampfführung aus eigenem Erleben nichts versteht und wegen seines brutalen Verhaltens gegenüber Unterlegenen im Volk bestens gehasst ist. Auch Gen. v. Thüngen wird geholt und sieht das Licht der Freiheit nie wieder. Wenig später kommt das unabwendbare Verhängnis zu uns selbst. Sechs SD-Leute dringen mit gezogener Pistole beim Chef ein und nehmen ihn vom Schreibtisch hinweg mit sich fort. Wir hören bald, dass man ihm die Orden abriß und dass ihm auch die Uniform genommen wurde. Sein Fall soll vor dem Volksgericht verhandelt werden, das bedeutet nahezu sicheres Todesurteil. Alle Augen richten sich auf den KG. Wird er für seinen nächsten Mitarbeiter etwas tun? Er unternimmt nichts, obwohl ich ihm mehrfach zu verstehen gebe, was man von ihm erwartet. Einmal verweist er darauf, dass er für Gen. v. Hase gebürgt habe und schmähschlich getäuscht worden sei. Es hat keinen Zweck weiter in ihn zu dringen. / Das Schicksal des Chefs ist aber zugleich richtungsweisend für das anderer Offiziere des W.Kdos., mit weiteren Untersuchungen ist jetzt täglich zu rechnen. Mitte August ist es dann so weit. Es erscheint mit gesuchtem harmlosem Gesicht ein Obersturmführer vom SD, Bartholl, und bittet den Oberst v. Wiese und mich doch mit den Unterlagen über den 20.7. nach dem Alexanderplatz mitzukommen. Es ist klar, um was es sich handelt. Schliesslich hält der famose Diplomat es noch für gut, dass wir in seinem Wagen mitfahren, während der unsere leer hinterherfährt. Das ist deutlich. Wir erfahren, dass der Vorgang in den Händen eines gewissen Bock vom SD liegt, der uns sprechen wolle. Ich schildere diese Vernehmungen, weil sie typisch sein mögen für die Fülle ähnlich gelagerter Fälle, nur im Ausgang wohl von der Regel abweichen.

Im Vorraum sehen wir kurz unseren Chef, der offenbar gerade von einer Vernehmung kommend vorbeigeführt wird. Er ist blass und verstört, sieht uns nicht. Das Verhör des vor mir hereingerufenen Oberst v. Wiese dauert verächtlich lange. Schliesslich kommt er ziemlich bedrückt heraus: warum man auch keine genauen Zeiten festgehalten habe, ihn ginge das doch als Personalbearbeiter nichts an. Ich bin auf Unangenehmes gefasst und trete Herrn Bock, der Zivil trägt, gespannt gegenüber. Er beginnt sehr liebenswürdig, lässt mich erzählen, fragt bei Einpunkten nach, will mich offenbar übertölpeln. Es gelingt ihm nicht, ich habe für alles eine verständige Erklärung und gebe von vornherein alles zu, was sich doch nicht bestreiten lässt. Diese Taktik nimmt ihm das Wasser von der Mühle. Natürlich

Natürlich sind die OKH-Befehle unter meinem Namen und von meiner Abteilung weitergegeben worden, natürlich keane ich Stauffenberg, u.s.w. Natürlich habe ich auch die grossen Befehle Witzlebens gelesen, aber nicht wie er möchte bei ihrem Eingang, sondern erst nach 20 Uhr, als der Chef bereits seine Absage erklärt hatte, vorher blieb mir dazu auch gar keine Zeit. Ich merke, das er nicht viel weiss und von militärischen Befehlverhältnissen nicht viel versteht. Mehrfach versucht er auf Umwegen meine Aussagen so zu wiederholen, wie er sie gerne haben möchte, um mich zu Fall zu bringen. Es gelingt ihm nicht, denn stets korrigiere ich ihn im Sinne meiner eingangs gemachten Darlegungen. Er wird schliesslich sehr massiv, redet von anderen Mitteln und versucht weiter mich in Widersprüche zu verwickeln. Ein Telefonanruf zwingt ihn endlich die Vernehmung abzubrechen. Ich soll noch einmal schriftlich über die Vorgänge im W.Kdo. III berichten. Ein Zufall hat mich vor der drohenden Verhaftung gerettet. ~~Von der Gestapo eingesandte Schreiben ist durch Zufall erhalten geblieben und liegt als Anlage bei.~~

Dem KG melde ich am Folgetag kurz über den Vorgang. Er ist

nicht weiter neugierig, zeigt etwas menschliche Sympathie, ich bin ihm dankbar dafür. Mein Bericht an die Gestapo ist kurz, er geht durch Boten am Folgetag ab. Da er mir durch Zufall erhalten blieb, füge ich ihn hier als Anlage bei. Von unserem verhafteten Chef kommt wenig gute Kunde. Er beginnt in seiner Zelleninsamkeit allmählich an seinem Geschick zu verzweifeln. Hin und wieder gelingt es ihm mit Wechselwäsche etwas Essbares zuzuschicken. Seine Situation aber ist ernster, als er selber ahnt.

Die erwartete Fortführung der Untersuchung gegen mich lässt etwa 14 Tage auf sich warten, dann werde ich zur Gestapo nach der Französischen Str. 46 bestellt. Es werde etwas dauern. Das Haus macht mit seinen mehrfachen Schliessstüren unten und auf den Etagen einen unheimlichen Eindruck. Herr B. beginnt sehr breit und aufgeräumt: "Fräulein grosse Vernehmung". Er müsse alles noch einmal genauer aufnehmen. Es macht auf mich weiter keinen Eindruck, weisse ich doch ohnehin, um was es hier geht. Auch B. hat kein Glück mit seiner Vernehmungsart bei mir, ich gebe ihm zu viel als selbstverständlich zu, was mir zum Vorwurf dienen sollte. Schliesslich spielt er seine Trümpfe aus: Widersprüche in den Aussagen des Chefs bzw. v.W's gegenüber den meinen. Ich bleibe bei meinen Angaben, die von vornherein so abgestellt sind, dass sie niemanden schaden können, den unglücklichen Chef aber weitmöglich entlasten. Ein Widerspruch mit W's, sehr anklarendes Protokoll wird durch tel. Rückfrage zu meinen Gunsten geklärt. Aber im Chefprotokoll sind allein drei entscheidende Widersprüche, die mein Schicksal offenbar besiegeln sollen. Eine Gegenüberstellung wird befohlen. Es ist 13 Uhr geworden. Bereits 5 Stunden geht das Verhör. Die Stenotypisten weigert sich, sich ablösen zu lassen, sie wittert eine Sensation, zumindest einen inter-

essanten

Schluss oder Zusammenbruch. Beobachtend sitzt in einer Zimmerecke ein weiterer Gestapomann gegen über. In der Tasche trage ich meinen Trost: eine zweite schussbereite Pistole. Ich habe mir Brot und Rauchwaren von der Dienststelle schicken lassen. Wechselseitig grosse Freude, als der Chef hereingeführt wird. Wir fühlen, dass wir zusammenhalten werden, er presst kurz und ausdrucksvoll seine Hände gegen mich. Er darf von ~~me~~ meinem Brot essen und rauchen. Dann seine Vernehmung wegen der Widersprüche. Er gibt zu, sich möglicherweise in diesen Punkten, die ihm unwesentlich scheinen, geirrt zu haben. Sich selbst schadet er damit nicht, mir aber rettet er zunächst einmal das Leben. Ich betone nochmals alle ihn entlastenden Momente, insbesondere sein Handeln nach vorsichtshalber nochmaliger Rückfrage beim OKH, sein stetes Bemühen um Klärung der Lage durch Rückfrage bei allen möglichen Stellen, seinen Widerstand sobald er Verdacht geschöpft hatte. Der arme Chef ist sehr verzweifelt, blass und angegriffen. Er fühlt, dass seine Sache ernst steht und dass man ihm die kurze Zeit seines Mitmachens zum Verderben werden lassen will, weil er in Kenntnis der grossen Witzlebenbefehle wissen musste, um was es in Wahrheit ging. Hier kann ihm niemand helfen. Der Chef wird in seine Haft zurückgeführt, meine Vernehmung geht weiter. Jetzt kommen eigentlich erst all die wunden Punkte, über die ich fallen muss: meine täglichen Besuche im OKH, Treffen mit Schöne und Örtzen, Besuche v. Haeflens bei mir, Vorbereitungen zum 15.7., evt. Aussagen Verhafteter u.s.w. Aber das Wunderbare geschieht, gegen 22 Uhr erklärt mir der Vernehmende, man wisse jetzt genug, mein Fall könne wahrscheinlich als abgeschlossen gelten. Die Vernehmung wird mehr zum Gespräch, in dem ich von dem jungen SD-Mann belehrt werde, dass Wehrmacht und Partei in einem Boot sitzen. Ein langes Protokoll wird mir vorgelesen, das ich an zahlreichen Stellen berichtigen lasse, ehe ich es unterzeichne. Ich bestelle meinen Wagen zum Brandenburger Tor und verlasse gegen 23 Uhr das Haus der Gestapo. Mit welchen Gefühlen ich nach mehr als zehnstündiger Vernehmung wieder frei atme, kann nur der ermessen, der sich im Bewusstsein der eignen Schuld in ähnlicher Lage befand.

Der Dienst geht weiter. Wir erhalten in Gen. Friebe einen neuen Chef. Dadurch verringert sich meine Arbeitslast etwas, ~~denn~~ bisher hatte ich vertreten müssen. Erstmals in meinem Leben beschliesse ich von dem Mittel ^{herbeigerufen} einer Beurlaubung Gebrauch zu machen, sobald es die Umstände gestatten. Unser Truppenarzt Dr. v. Roques ist über mich im Bilde. Er veranlasst sofort alles, um mich in die entfernteste Ecke Deutschlands zu schicken. KG und Chef sind einverstanden, zumal ich sehr elend aussehe und viel gearbeitet habe. Im September reise ich nach Bad Gastein.

Die Tage der Erholung vergehen schnell. Wieder in Berlin höre ich, dass inzwischen gegen Gen. Herfurth vor dem Volksgerichtshof verhandelt worden ist, es sei auch bei manch anderer Gelegenheit gut gewesen, dass ich weg war. Das alte unruhige Leben beginnt von neuem. Dauernd kommen böse Nachrichten über das Schicksal der verhafteten Kameraden. Gen. Herfurth wird hingerichtet, wie es heißt vorschnell, da ein Befehl zur Aussetzung des Urteils wenige Stunden später vorgelegen haben soll. An dem bereits vor drei Monaten zum Tode verurteilten Oberstlt. Schöne, der ebenso wie Graf Lynar in der Haft schwer misshandelt worden sein soll, wird das Urteil vollstreckt. Unser Wehrwirtschaftsoffizier wird verhaftet. Der Kdeur. Streifendienst obstat. Heinz erhält rechtzeitig einen Wink und taucht unter. Statt seiner verhaftet man die Familie und tötet seinen 12 jährigen Sohn. Die Sippenhaft zeigt allenthalben ihre wahnsinnigen Auswirkungen.

Inzwischen schieben sich die Fronten von Ost und West näher an Berlin heran. Jeder hofft, der Westen möge schneller sein. Propagandaschwindel und Gestapodrohung hetzen weiter Hunderttausende in den Tod. Der Wehrkreis muss seine eigene Verteidigung nach Osten organisieren, der Russe hat die Weichsellinie hinter sich. Die Partei beginnt durch besondere Stäbe bei der Reichsverteidigungskommissaren immer mehr in die militärischen Dinge hineinzureden, von denen sie nichts versteht. Wir müssen uns eine Art Beaufsichtigung durch Göbbels und Stürtz gefallen lassen. Als der Russe im Vorgehen auf die Obrastellung, eine ausgebaute Festungslinie an der Grenze nach Posen, ist, hält das Partei-OKH es für richtig die zur Verteidigung dieser Linie aufgebrachten Truppen nach Posen hinein vorzuwerfen. Sie werden von den Zügen weg in Kämpfe verwickelt, die mit ihrer Vernichtung enden. Die Festungsstellung ist ^{dann} ohne ausreichende Besetzung, vor allem ohne Pak-geschütze an vielen gefährdeten Punkten. Volksturnbataillone sollen hier halten, Gewehre gegen Panzer. Es ist militärisch gesehen heller Wahnsinn, menschlich ein Verbrechen. Der KG tut selbst in dieser aussichtslosen Lage, was er kann. Als die ersten russ. Panzerrudel vor der Stellung stehen inspiziert er nochmals persönlich in vorderster Linie, ermutigt, erteilt erfahrenen Rat. Aber die Verhältnisse sind stärker als er. Das Partei-OKH hatte auf zurückströmende Truppen des Feldheeres gerechnet, jetzt soll der WehrkreisKdeur. für diese Fehlspekulation verantwortlich erscheinen.

„Führung im Stellungenabschnitt X übernimmt mit Wirkung vom... V. SS-Korps“, „Befehlshaber im Wehrkreis III Gen.Lt.Ritter v. Haenschild“ lauten die Fernsprüche, die uns nach wenigen Tagen in der Stellung erreichen und die der Laufbahn eines hochverdienten Kommandierenden Generals ein jähes Ende setzen. Gen. v. K. übergibt an einen arroganten

SS-General Krüger, der von den Verhältnissen im Abschnitt keine Ahnung hat, sich aber sehr klug und wichtig vorkommt. Seine Überheblichkeit hat keine Woche gedauert, und was von seinem Stabe übrig blieb, rettete sich inklaglicher Flucht über das Odereis. Über vereiste, mit Flüchtlingstrecks belegte Strassen kehrt der KG nach Berlin zurück. In rührenden Worten verabschiedet er sich am Folgetag von den Offizieren seines engeren Stabes. Selbst im Sturz ist er uns Vorbild geblieben und ich bewundere noch heute die Haltung, mit der er den Undank von Neidern und Feinden ertrug. Letzten Endes Göbbels Werk.

Der Nachfolger, über NSKK und Parteibindungen aufgestiegen, ist ein Schwätzer und Wichtigtuier. Es gelingt ihm in wenigen Tagen alles, auf den Kopf zu stellen. Er glaubt hier ähnlich befehlen zu können, wie er es als Kommandeur einer Panzerdivision gewohnt ist, mit dem Erfolg, dass er nach wenigen Tagen unmögliche Befehle zurücknehmen muss und mit der Zeit einzusehen beginnt, dass er Unheil anrichtet. Seine anfangs bei der Partei und Hitler offenbar sehr starke Stellung schwindet in der Masse, wie der Russe sich Berlin nähert. Nach etwa vierwöchigem ruhmlosem Wirken bekommt dieser "Held" zunächst einmal die Grippe und verschwindet im sicheren Zoobunker, dann hört man, dass er seine Erkrankung in dem vom Feinde am wenigsten bedrohten Süddt. auskuriert. Berlin hat ihn nicht wieder gesehen.

Den Wehrkreis übernimmt Gen.Lt.Reimann, ein Offizier alter Schule, der in vielem Kortzfleisch ähnelt. Wir lieben ihn bald. Er tut, was er kann, um das hinterlassene Chaos zu entwirren und wieder klare Verhältnisse zu schaffen. ^{Ein "gerundeter, Verteidigungsstab" wird geschaffen.} Es geht um die Frage der Verteidigung Berlins. Die Stadt mit ihren vier Millionen Menschen ist praktisch schon aus Versorgungsgründen nur kurze Zeit zu halten, das Heer der Frauen und Kinder sowie der Kriegsgefangenen und ausländischen Arbeiter bereitet grosse Sorgen. R. soll bei einem seiner allnächtlichen Vorträge Hitler in der Reichskanzlei gefragt haben: wie soll ich Berlin verteidigen, wenn Frauen und Kinder nicht evakuiert werden? Hitler soll zurückgefragt haben: ich denke, sie sind evakuiert? Göbbels stand dabei und Gen.R. hatte offenbar zuviel gefragt. Zu einer Zeit, wo der Russe im Osten vor der Stadt steht, die Westmächte die Elbe überschritten haben, erlebt die Welt das Schauspiel einer nochmaligen Umbesetzung in der Verteidigung der dt.Hauptstadt. Gen.R. soll Potsdam verteidigen, Berlin soll ein NSFO -Oberst übernehmen. Es ist offenbar, dass es hier nicht mehr um das Schicksal der Stadt geht, die man verloren gibt, sondern allein um das Prestige der Parteigewalt bis zum letzten Tage ihrer Macht. Das Volk wird weiter belogen: das Westheer habe kehrt gemacht zur Befreiung Berlins, die Wunderwaffe zu Deutschlands Rettung käme jetzt zum Einsatz. Und die dummgemachte Masse glaubt diesen Schwindel oder ist so eingeschüchtert, dass sie nicht aufzumucken wagt bis zum bitteren Ende.

Eugen Gerstenmaier:

Graf Moltke und die Kreisauer

Am 11. März 1957 wäre Helmuth Graf von Moltke 50 Jahre alt geworden, wenn er nicht Ende Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet worden wäre. Helmuth Moltke trägt den Namen seines Großonkels, des alten Feldmarschalls. Das Gut Kreisau, das der Feldmarschall in die Familie brachte, ist die Heimat des jungen Helmuth von Moltke geworden und hat eine Gemeinschaft von Männern und Frauen den Namen gegeben, die sich um ihn geschart haben.

Der Kreisauer Kreis, dessen unbestrittener Führer Helmuth von Moltke war, hat seinen besonderen Rang und Stand erworben zwischen den Gruppen, die sich dem Widerstand gegen den Terror Hitlers verpflichtet wußten. Es ist schwer, ja kaum möglich, den sogenannten deutschen Widerstand gegen Hitler auf eine Formel zu bringen. Da gab es die Männer um Goerdeler, den früheren Oberbürgermeister von Leipzig, einen Mann von motorischer Kraft, dem kürzlich in einer vielgelesenen Geschichte über den Verrat im 20. Jahrhundert bitter Unrecht getan wurde. Da gab es die Gruppen der alten Gewerkschaftsbewegung, der Männer um Leuschner, der den Tod am Galgen starb und um Jakob Kaiser, der heute noch unter den Folgen jener Jahre zu leiden hat. Da gab es ehemalige Rechtsradikale, wie Beppo Römer. Da gab es Leute, die Hitler mit an die Macht gebracht hatten, wie den Grafen Helldorf. Da gab es ehrende alte Offiziere, die schwer darunter litten, daß sie einem Demagogen wie Hitler dienen sollten, der das Vaterland in das Unglück stürzte. Da gab es Kommunisten und Bolschewisten und da gab es so viele Vertreter der deutschen Tradition des Geistes, wie den Münchener Universitätsprofessor Huber und die sich um ihn scharende Studentengruppe der Geschwister Scholl.

Der Brief an die Kinder

Sie alle waren sich darin einig, daß Hitler weg müsse. Aber ihre Vorstellungen von dem, was folgen sollte, liefen weit auseinander, ja waren nicht selten höchst gegensätzlich. Die Kreisauer nahmen insofern eine besondere Stellung ein, als Helmuth von Moltke, ihr erster Mann, für seine Person die gewaltsame Beseitigung Hitlers jahrelang grundsätzlich abgelehnt hat. Die Arbeit, zu der er seine Freunde anhielt, war nicht auf die Planung des gewaltsamen Umsturzes gerichtet, sondern auf den Tag danach, d. h. auf die Klärung und programmatische Durchgestaltung der verfassungsrechtlichen, politischen und organisatorischen Grundlagen eines neuen deutschen Staates. Helmuth Moltkes Widerstand gegen die gewaltsame Beseitigung Hitlers war tief in ihm selber begründet. Ich kenne keine Gestalt des deutschen Widerstandes von so ausgeprägtem und sensiblen Rechtsempfinden. In ihm trat jene preußische Tradition in Erscheinung, die sich vorbehaltlos zum Recht bekennt, auch wenn es unpopulär ist. Sie verband sich in seiner Erscheinung mit der angelsächsischen Tradition des Rechtes in der strengen Form des schottischen Puritanismus. Seine Mutter, aus schottischem Geschlecht, war die Tochter des Obersten Richters der Südafrikanischen Union.

Mit 24 Jahren heiratete Helmuth von Moltke, der damals Anwalt für internationales Recht war, die junge Juristin Freya Deichmann aus Köln. Er gewann in ihr eine Frau, die ihn nicht nur in den Tiefen seines Wesens verstand, sondern die ihm bis zum bitteren Ende und darüber hinaus eine großmütige, heitere und glückbringende Lebensgefährtin wurde. Als er starb, waren seine beiden Söhne noch kleine Jungen. Er hat ihnen in seinem Abschiedsbrief aus dem Tegel's Gefängnis im Januar 1945 etwas geschrieben, was jede Begegnung mit ihm bestätigt hat:

„Ich habe mein ganzes Leben lang, schon in der Schule, gegen einen Geist der Enge und der Gewalt, der Überheblichkeit, der Intoleranz und des Absoluten, des erbarmungslos Konsequenzen angekündigt, der in den Deutschen steckt, und der seinen Ausdruck in dem nationalsozialistischen Staat gefunden hat. Ich habe mich auch dafür eingesetzt, daß dieser Geist mit seinen schlimmsten Folgeerscheinungen wie Nationalismus im Exzess, Massenverfolgung, Glaubenslosigkeit, Materialismus überwunden werde.“

Für Helmuth von Moltke war es eine Sache tiefer Selbstüberwindung, als er im Hinblick der sich entwickelnden Katastrophe in den Jahren 1941—1944 darauf verzichten mußte, dem Gewaltakt gegen Hitler zu widersprechen. Bis in die letzten Tage vor der Hinrichtung hat er sich innerlich damit auseinandergesetzt. Aber auch er konnte schließlich, zur Abwendung noch grauenhafterer Ereignisse, zur Ermöglichung eines letzten verzweifelten Versuches, das Vaterland vor der äußersten Katastrophe zu retten, den Staatsstreich nicht mehr widersprechen. Indessen wurde er schon Monate vor dem 20. Juli 1944 verhaftet, weil er einen von der Gestapo Verfolgten gewarnt hatte. Nach dem mißglückten Attentat vom 20. Juli 1944 war es dann unvermeidlich, daß die Räder auch nach ihm griffen und ihm das Ende bereiteten, dem er höchst männlich als ein Christ entgegenstand.

Konservative und Sozialisten

Im Kreisauer Kreis verbanden sich Konservative und Sozialisten. Es waren meist jüngere Männer, aber kaum einer von ihnen war ohne Wunden und Narben von der politischen Walschlacht zu den Kreisauern gekommen. Da waren Carlo Mierendorff, Theo Haubach und Adolf Reichwein, Vertreter einer weitblickenden jungen sozialdemokratischen Intelligenz. Da waren Peter Graf Yorck von Wartenburg, Hans von Haeflten, Adam von Trott zu Solz, die aus Familien kamen, die seit Generationen den preußischen Staat trugen. Ihr Denken und Trachten war bei Tag und bei Nacht darauf gerichtet, in Deutsch-

land das geschändete Recht wieder zur Herrschaft zu bringen und das Vaterland vor der drohenden Katastrophe zu retten. Andere kamen hinzu, unter ihnen der scharfsinnige Jesuitenpater Delp. Nicht selten erschienen auch die Offiziere Fritz Graf von der Schulenburg und Claus Graf Stauffenberg. Zuweilen traf man sich in Kreisau, am Fuße der Hohen Eule in Schloß. Seine eigentliche Heimat fand der Kreis aber in der Hostenstraße 50 in Berlin-Lichterfelde, in dem kleinen Haus, in dem Marius, die Frau des Grafen Peter Yorck eine allezeit treundliche und hilfsbereite Gastgeberin war.

Keine Romantiker

Den Sozialisten und Konservativen, die sich hier zusammenschlossen, war es schließlich selbstverständlich geworden, daß die Ideologie des Marxismus ebenso wie das herkömmliche Selbstbewußtsein des deutschen Bürgertums aufgegeben werden müsse. Man hat die Kreisauer als Romantiker verdächtigt, ja man hat ihnen sogar bösartig östliche Neigungen unterstellt. Die Wahrheit ist, daß sie erkannt hatten, daß mit den alten Illusionen und Ideologien kein deutscher Staat zu gestalten ist, der eine Zukunft hat. Die Kreisauer waren willens, entscheidende Konsequenzen aus der Tatsache zu ziehen, daß die Verfassung von Weimar versagt hat vor der Aufgabe, den

modernen Massenstaat vor der Verwandlung zum totalitären Unrechtsstaat zu bewahren.

Die Entwürfe der Kreisauer mußten konkret auf den Tag X bezogen sein. Sie waren für den Fall des gescheiterten Staatsstreiches gedacht, und sie konnten und sollten in manchem darum nur eine Übergangslösung sein. Aber es darf nicht übersehen werden, daß in diesen Entwürfen die bloße Wiederholung der überlieferten politischen Organisationsformen der parlamentarischen Demokratie grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Man macht es sich zu billig, wenn man das Staatsdenken der Kreisauer um Helmuth von Moltke mit der Spenglerschen Parole „Preußentum und Sozialismus“ charakterisiert. Aber man kann nicht in Abrede stellen, daß Preußentum und Sozialismus bei den Kreisauern zwar nicht als Parole und erst recht nicht als Bekenntnis, aber doch als Elemente ihres Denkens und ihres politischen Denkens von Bedeutung waren.

Im Willen zum Rechtsstaat, der jedem eine faire Chance gibt, der die Freiheit jedes einzelnen mit allen Risiken umschließt und auf persönliche Leistung drängt, darin tat sich das Preußentum der Kreisauer kund.

Ihr Sozialismus aber war wirksam in der Infragestellung des bürgerlichen Selbstbewußtseins und aller bloß restaurativen Tendenzen, er war wirksam in einem geschärften sozialen Verantwortungsbewußtsein bei einer

im übrigen höchst kritischen Distanz gegen alle Ausweitungen der Staatszuständigkeiten im Namen der Wohlfahrt.

Die Kreisauer waren im ganzen ebenso erbitterte Gegner des ideenlosen Militärstaates wie des haltlosen Gefälligkeitsstaates. Von einem christlichen Verständnis des Menschen waren sie bei ihrer Staats- und Gesellschaftskonzeption ausgegangen, die überschaubare Einheit im Staat war für sie die Grundlage des staatlichen Aufbaus im ganzen. Sie waren deshalb Föderalisten in einem heute ganz ungewohnten Sinne, denn irgendwelcher Länderegoismus hatte darin keinen Platz. Dementsprechend sollten die notwendigerweise zentral ausgerichteten Großorganisationen bei aller Berechtigung ihrer Existenz gegenüber dem Staat keine Übermacht erlangen können. Dasselbe, was im Staat die überschaubare Einheit auf der unteren Ebene ist, das sollte für die einheitliche deutsche Gewerkschaft die fest verankerte Betriebsgewerkschaft sein.

Andere Entwicklung nach 1945

Es ist kein Zweifel, daß sich die Entwicklung des deutschen Staatswesens nach 1945 nach wesentlich anderen Gesichtspunkten vollzogen hat als denen der Kreisauer. Als nach dem verlorenen Krieg der Parlamentarische Rat 1948 zusammentrat, um für den größeren Teil Deutschlands eine provisorische Verfassung zu schaffen, da fehlten in diesem Gremium vor allem zwei Männer, die Wesentlichen, ja Entscheidendes dafür beizutragen gehabt hätten, nämlich Helmuth von Moltke und Carlo Mierendorff. In ihnen wäre die Gemeinschaft der Kreisauer, die Gemeinschaft der jungen Konservativen und der jungen Sozialisten in einer die überkommenen Parteigebilde Deutschlands weit hinter sich lassenden Kraft und Klarheit gegenwärtig gewesen. Was daraus für die Gestaltung unseres inneren politischen Lebens und für den Weg Deutschlands im ganzen zu erwarten gewesen wäre, läßt sich nur andeuten. 1942 schrieb Helmuth von Moltke einen Brief an einen englischen Freund. Es heißt darin:

Berber-Republiken im Atlas

Nordafrika ist halb berberisch

Tanger, im März

Der Aufstand im marokkanischen Tafilalet, an dem über 3000 Berber-Krieger unter ihrem Pascha Addi ou Bibi beteiligt waren und der gegen die dort eingesetzten neuen Richter und Vorwahlen der königlichen Regierung von Rabat gerichtet war, ließ anachronische Zustände in dieser Berglandschaft befürchten. Die uralte Neigung der Berber auf schnellen Pferden in die fruchtbaren Täler herabzujauchen und friedliche Dörfer zu plündern, lebt auch in diesen unruhigen Gebirgsbewohnern. Ihre arabischen Nachbarn fürchten sie nicht ohne Grund.

Wer sind die Berber? Phantasiebegabte Forscher wollen den Nachweis erbringen, daß diese vielfach blonden und blauäugigen Ureinwohner Marokkos Nachfahren der Atlantiden-Menschen seien. In der Antike war ganz Nordafrika berberisch oder numidisch. Schon in der mediterranen Frühgeschichte ist von den Berbern die Rede. Phönizier, die 1200 Jahre vor Christi die Meerenge von Gibraltar passierten, um an der Atlantikküste Handelskontore zu gründen, berichteten bereits von diesem Volk. Dann herrschte Karthago über Marokkos Küsten. Berberfürsten wurden mit Töchtern der punischen Aristokratie verheiratet und unterstützten die Expedition des Karthagers Hannun im 4. Jahrhundert v. Chr., die den Süden Marokkos dem karthagischen Handel öffnen sollte.

Die Römer haben es dann aber glänzend verstanden, die kleinen Berberkönige für sich zu gewinnen. Der Berber Massinissa, war ihr Verbündeter gegen Karthago. Der Numiderkönig Jugurtha versuchte später die Berber in einem gewaltigen Aufstand gegen Rom zusammenzufassen, doch der marokkanische Partikularismus rettete das römische Protektorat in Afrika. Im 1. Jahrhundert v. Chr. wurde das nördliche Marokko als Mauretania Tingitana römische Provinz. Die Stämme im Atlas und im Rif allerdings wurden niemals unterworfen. Einer der größten römischen Kaiser, Septimius Severus, war Berber, der lateinisch mit afrikanischem Akzent sprach. Durch die Römer kam frühzeitig das Christentum zu den Berbern, die man damals Mauretanier, Numider oder Cätarler nannte. Auch Augustinus ist Berber gewesen. Nach 428 wurde mit der Invasion der Vandalen die römische Herrschaft abgelöst.

Wo die Chleuh wohnen

708 wurde Nordmarokko erstmals von den Arabern erobert. Die Berber leisteten den Eindringlingen kaum Widerstand. Bald schon zogen sie unter arabischer Führung aus, das westgotische Spanien und das südliche Gallien zu überrennen, dann aber meuterten sie gegen die arabische Willkür und lähmten die Stoffkraft der Invasionstruppen. Es waren auch Berber, die eine islamistische Renaissance im 16. Jahrhundert herbeiführten. Der Marabismus, ein Kult der Heiligen, die Verehrung der Marabuts, ist eine Schöpfung des berberischen Islam, für den seit Urzeiten auch der Fremdenhaß typisch ist.

Als die arabische Invasion über Marokko hinwegbrauste, wurde das Berbertum in die Defensive gedrängt. Das römische Christentum war längst in den Verfolgungswellen des Islams untergegangen. Geblieben ist jedoch

„Die Dinge sind schlimmer und besser als man es sich außerhalb Deutschlands vorstellen kann. Schlimmer, weil die Tyrannei, der Terror, der Zerfall aller Werte größer ist, als ich es mir je hätte vorstellen können. Die ständige Gefahr, in der wir leben, ist furchtbar... Aber die Dinge sind auch besser, als Du glauben wirst. Das Wichtigste ist das beginnende geistige Erwachen, verbunden mit der Bereitschaft, wenn notwendig zu sterben... Heute beginnt es bei einer nicht allzu zahlreichen, aber aktiven Schicht zu dämmern... daß das, was geschieht, ständhaft ist und daß sie persönlich verantwortlich für jede grausame Tat ist, die geschieht. Vielleicht erinnert Du Dich, daß ich in Unterhaltungen vor dem Kriege der Meinung war, daß der Glaube an Gott nicht wesentlich sei, um dorthin zu kommen, wo wir jetzt sind. Heute weiß ich, daß ich unrecht hatte, ganz und gar unrecht. Für uns ist Europa nach dem Kriege weniger eine Frage von Grenzen und Soldaten, von komplizierten Organisationen oder großen Plänen. Europa nach dem Kriege ist die Frage: Wie kann das Bild des Menschen in den Herzen unserer Mitbürger aufgerichtet werden? Das ist eine Frage der Religion, der Erziehung, der Bindung an Arbeit und Familie, des richtigen Verhältnisses zwischen Verantwortung und Rechten.“

Kurz vor seiner Hinrichtung — drei Jahre später — schrieb der 38jährige an seine Frau, daß sein Leben erfüllt sei. „Das ändert nichts daran, daß ich gern noch etwas leben möchte. Aber dann bedürfte es eines neuen Auftrages Gottes.“

Es ist wahr: das Leben des Grafen Helmuth von Moltke, des Hauptes der Kreisauer, war erfüllt. Aber es ist ebenso wahr, daß Deutschland ihn auch heute dringend brauchen würde. Denn nicht die Partei und ihre Interessen, nicht der Verband und seine Ansprüche, nicht die auf das eigene Selbst bezogenen Wünsche der Wenigen oder der Vielen sind es, die Deutschland als vereintes, fest in sich gegründetes freiheitliches Rechtsstaat wieder aufzurichten vermögen, sondern der Geist der Großherzigkeit, der strengen Zucht, des unverbrüchlichen Rechtes, der gewissenhaften Verantwortung — und auch der Mut zum Unpopulären aber Notwendigen — der in Helmuth von Moltke Gestalt gewann und der ihn zu einem der edelsten Opfer für Deutschland gemacht hat.



Graf Moltke vor seinen Anklägern

US-Station in Äthiopien

Eine bedeutsame Afrika-Reise des US-Vizepräsidenten Nixon

Richardus Africanus wird jetzt Vizepräsident Nixon von denen genannt, die seine Afrikatour nicht gern sehen. Der moderne Scipio Africanus ist nicht ausbezogen, Afrika mit dem Schwert zu erobern, sondern durch sein Geschick Menschen und Völker zu gewinnen. Amerika steigt in Afrika ein und zeigt in seinem arabischen und schwarzen Teil seine politische Flagge. Nixon besuchte vier arabische Afrikaländer: den Sudan, Libyen, Marokko und Tunesien. Er bringt die Chancen der angenommenen Eisenhowerdoktrin mit und bricht dadurch von Westen und Süden her in den arabischen Kreis ein. Ägypten bleibt unbesucht. In Ghana nahm er an der Taufe des ersten Negerstaats teil, der jetzt der Brennpunkt und Dynamo aller Emanzipationsbestrebungen werden wird. In Uganda, dessen Bewohner erwarten, daß für sie die Freiheit nach Nigeria kommt, war er bis in den ostafrikanischen Teil vorgestoßen. In Addis Abeba aber ging sein Besuch über das Politische hinaus ins Militärische über. Er überbrachte die Bitte Eisenhower, in Massaua, dem früheren Exilort, eine Flottenbasis und eine militärische Verbindungsstelle errichten zu dürfen. Die Bitte scheint gewährt zu werden. Desgleichen ein früherer Antrag auf eine Flugbasis für strategische Bomber. Die Gegenleistungen dritten großzügig sein und in Finanz-, Wirt-

schafts- und Militärhilfe bestehen. So richtet sich Amerika an einer dritten Stelle Afrikas militärisch ein. Die Wahl des neuen Platzes ist interessant: er liegt am Abgang des Roten Meeres, nicht weit von Aden und mag Nasser zeigen, daß Amerika nach der Vertreibung Englands am Rand der umstrittenen Nahostzone anwesend sein will. Auch in Moskau wird man die Geste verstehen. In Abessinien herrschen stabile Verhältnisse. Das Land und sein Kaiser lassen weder kommunistischen noch ägyptischen Einfluß zu. Gleichzeitg diskutiert man in London den Plan, in Mombassa, an der Küste Kenias, einen Flotten- und Militärstützpunkt zu bauen. Er soll Aden entlasten und Suez ersetzen. Die politische Entwicklung im schwarzen Ostafrika spricht teils für, teils gegen diesen Stützpunkt. Die Befreiungsbewegung würde sich herausgeliefert, die weißen Siedler gestärkt fühlen. Auch Nixons Besuch im Sudan dürfte von größerer Bedeutung sein. Der Sudan ist zwar arabisch, aber er möchte weder von Ägypten noch London abhängig sein. Ihm mag die amerikanische Alternative willkommen sein. Da Abessinien und der Sudan das Nilwasser kontrollieren, und der Sudan das Wasser möglichst selbst verwerten will, gibt es hier Ansatzpunkte, die Nasser nicht ignorieren kann. Alles in allem dürfte Nixons Afrikareise eine der erfolgreichsten und wichtigsten amerikanischen Reisen gewesen sein.

bis heute das von 200.000 autochthonen Juden gebildete israelitische Element. Diese Juden Marokkos sind zum größten Teil Reste alter Berberstämme, die zum mosaischen Glauben übergetreten sind. Ein kleiner Teil der autochthonen Juden aber stammt von den echten, heimatlosen Juden ab, die nach der Zerstörung Jerusalems in der Diaspora lebten.

Die Masse der Berber lebt im Mittelatlant, im Sous-Tal und im Anti-Atlas. Ihre alte Schriftsprache, das „Tifinag“, ist längst untergegangen; die Chleuh entstammen der Verbindung der antiken Berbervölker Masmoda und Sahania. Die Chleuh leben als freie Bauern unter den Schneefeldern des Hochatlant, im Anti-Atlas und im Südwesten Marokkos. Andere große Berber-Gruppen sind die Imazirhen, ein Mischprodukt aus den antiken Sahhajas und Zeneta. Während die Chleuh „Tachelhant“, ein altes Berber-Idiom sprechen, ist die Sprache der Imazirhen das „Tamazirht“. Der Name „Masmoda“ bezeichnet Chleuh-Stämme im Gebiet von Ouezzane, und die „Zenata“ leben als ein Sammelbegriff für Berber im Raum von Feddala fort. Auch die Iggezulen im Anti-Atlas und die Glaoui-Stämme sind Nachkommen großer Berbervölker. Ebenso muß man die Kabylen der Rif-gebiete und Algeriens zu dem großen Berberblock rechnen.

Patriarchalische Familienstruktur

Die Eigenart der Berber beruht auf ihrer familiären und politischen Organisation. Die Berberfamilie verfügt dank ihrer patriarchalischen Struktur über eine ungewöhnliche Widerstandsfähigkeit. Die Familienpatriarchen stellen die Führer des Dorfes und der Stämme und bilden seit uralten Zeiten den kleinen Senat einer lokalen Berberrepublik, der die Angelegenheiten der Gemeinschaft ordnet. Ihr partikulär-demokratischer Sinn unterscheidet die Berber vom zentralistisch denkenden Araber, der aus seiner Nomaden-Vergangenheit heraus gewohnt ist, dem „Chef des großen Zeltes“ blind zu gehorchen. Die vielen kleinen, „Taghilt“ genannten Berberrepubliken, die aus nur wenigen Dörfern standen, haben sich in den Gebirgen des Oasen, die dem Zugriff der stehenden Zentralregierung nur schwer erreichbar waren, außerordentlich lange gehalten. Et trifft man auch heute in den Berberseiden, gen Marokkos und Algeriens ein stark entwickeltes Bestreben, in der Form der „Lef“ (Parole) am gemeindlichen Leben mitzuwirken und die Herrschaft über die Siedlung selbst auszuüben. Parallel zum demokratischen Sinn ist in jedem Berber ein starkes Freiheitsgefühl entwickelt, das nur durch die Solidarität des Familiens und des Stammes gebremst wird. So ist der Berber ständig von Widersprüchen erfüllt. Er ist Progressivist und Konservativ zugleich. Ein großer Berberkaid wie der Glaoui verstand es immerhin lange Zeit, seine Macht über Zehntausende von Berberkriegen auszuüben, und er hat es oft genug in Aufmärschen und Fantasias seiner Reiter auch demonstriert.

Von der Haltung der etwa 3—4 Millionen Berber wird vieles für die Zukunft Marokkos abhängen. Noch lange wird die Haltung des „Bleds“, des berberischen Hinterlandes, einen Faktor der Unsicherheit bilden. C. W. Fennef

NEUE AUSLESE

EINER VOM DEUTSCHEN
WIDERSTANDDIE LETZTEN BRIEFE
DES GRAFEN HELMUTH JAMES VON MOLTKE

Helmuth James von Moltke, der Schreiber der hier veröffentlichten Briefe, geboren im Jahre 1906, war der älteste Sohn des Grafen Helmuth von Moltke und ein Urgroßneffe des Feldmarschalls der Bismarckzeit. Der alte Feldmarschall (der selbst mit einer Engländerin verheiratet war) hatte für seine Dienste in den Jahren 1864, 1866 und 1870 den Grafentitel und eine große Dotation erhalten, mittels der er das Rittergut Kreisau bei Schweidnitz in Schlesien erwarb. Er war kinderlos, und nach seinem Tode ging das Fideikommiß auf seinen Noffen, General Wilhelm von Moltke über, den älteren Bruder des deutschen Generalstabschefs von 1914.

Im Jahre 1902 war Jessie Rose-Innes, die Frau von James Rose-Innes der kurz darauf zum Obersten Richter von Transvaal ernannt wurde, mit ihrer 18jährigen Tochter Dorothy nach Europa gekommen. Da sie nicht wußten, wohin, annoncierten sie in einer deutschen Zeitung, die der alten Gräfin Moltke in die Hand kam. Sie lud die beiden Damen nach Kreisau ein. Der älteste Sohn des Grafen war bei ihrer Ankunft nicht zu Hause, erschien aber bald darauf und traf die Gäste bei Tisch. Nach der Familienchronik verlobte er sich mit Dorothy innerhalb einer Woche. Sie heirateten im Jahre 1905. Im gleichen Jahre starb auch Graf Wilhelm; sein Sohn übernahm das Rittergut.

Schon in seiner Referendarzeit hatte er, tief aufgerührt durch die sozialen Wirkungen der Arbeitslosigkeit, eine führende Rolle bei der Organisation von Arbeitslagern gespielt, in denen beschäftigungslose junge Menschen mit Altersgenossen jeder Klasse zusammentreffen und lernen konnten, das Leben auch vom Standpunkt des anderen aus zu sehen. Hier fand zum ersten Male eine Idee Ausdruck, die in Moltkes ganzem Denken eine beherrschende Stellung einnehmen sollte, nämlich die Überzeugung von der Notwendigkeit, in Deutschland eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamer selbstloser Zielsetzung aufzubauen, um bei schwierigen Lagen ein klar durchdachtes Handeln in gegen-

seitigem Einvernehmen zu ermöglichen. Als die Nazis zur Macht kamen, ergriffen sie von den Lagern Besitz und bauten darauf den Reichsarbeitsdienst auf, wobei sie noch obendrein den Ruhm für sich beanspruchten, daß die ganze Idee von ihnen stamme.

Im Jahre 1931 heiratete er Freya Deichmann, die er als Student kennengelernt hatte, eine Frau, die ihres Mannes würdig war.

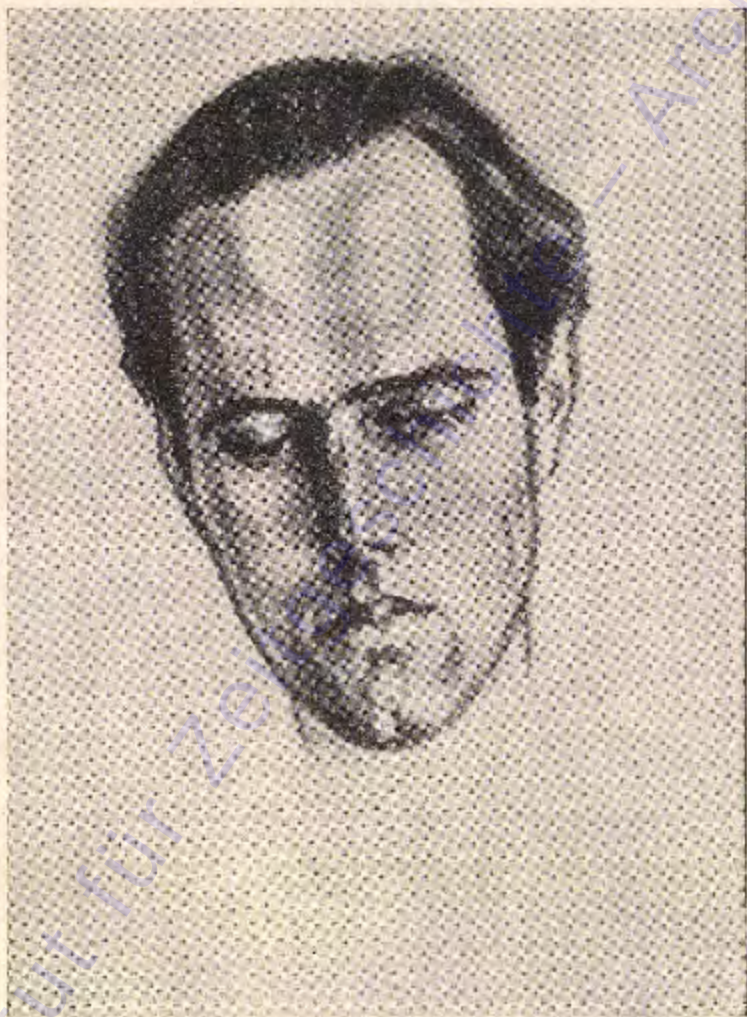
Der Umsturz

Es versteht sich von selbst, daß sein ganzes Leben durch Hitlers Machtergreifung 1933 bis in seine Wurzeln berührt wurde. Man wußte von ihm allgemein, daß er Anschauungen huldigte, die man als radikal im besten Sinne des Wortes bezeichnen kann, obwohl seine Feinde auf der Rechten es vorzogen, sie fälschlich „kommunistisch“ zu nennen. Die Nazis sahen in ihm einen entschlossenen Gegner, der nach Name und Charakter zur Führung der Menschen berufen war, die sich ihrem Regime widersetzen. Die Zeit brannte ihm äußerlich ihre Male ein. Während sich seine früheren Bekannten seiner als eines vergnügten, unbekümmerten Mannes erinnerten, fanden ihn viele, die ihn erst später trafen, zunächst streng, ja sogar abweisend. Niemals kam ihm der Gedanke eines Kompromisses in den Sinn.

In der Erkenntnis, daß es einen langen schweren Kampf zu führen gelte, empfand er die Notwendigkeit, mit den verfügbaren Mitteln haushälterisch umzugehen. Die richterliche Laufbahn, die er ursprünglich einschlagen wollte, war ihm von 1933 ab natürlich verschlossen. So ließ er sich, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, in Berlin als Anwalt für internationales Recht nieder. Von den jüdischen Anwälten, die früher auf diesem Gebiet gearbeitet hatten, war eine große Zahl in die Emigration oder ins Gefängnis gewandert oder hatte sich von der Praxis zurückgezogen, so daß er zahlreiche Klienten fand. Aber in der Zeit von 1933 bis zum Kriege setzte er seinen Stolz darein, Juden und anderen Nazigegegnern, die Deutschland verlassen wollten, zu helfen und ihnen Genehmigungen zu verschaffen, um einen Teil ihres Besitzes zu retten.

Um sich der Atmosphäre des Dritten Reichs zeitweilig entziehen zu können, kam er auf die Idee, sich als englischer Barrister eintragen zu lassen, da die Notwendigkeit der Teilnahme an offiziellen „Dinners“ es ihm ermöglichte, häufig nach London zu kommen. Bei seinen Unterhaltungen in England ließ Moltke niemals den geringsten Zweifel über das unvermeidliche Ergebnis der Nazipolitik bestehen. „Ihr in England“, sagte er einmal, „streitet euch nur darüber, ob es zu einem neuen Krieg kommt. Wir in Deutschland reden nur davon, wann er kommt.“

Körperlich wie geistig ragte er über seine Umgebung hinaus. Er war in höchstem Maße Realist, erfaßte schell das Wesentliche an jeder Situation. Ein feines Gefühl für Werte befähigte ihn, im Leben die Spreu vom Weizen zu sondern und ohne Schwanken den besseren Weg zu wählen.



Helmuth James von Moltke

Kriegsdienst

Bei Kriegsausbruch wurde Moltke eingezogen und als Sachverständiger für internationales Recht dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) zugeteilt. Mit der Zeit hatte er auch wirtschaftliche Fragen zu bearbeiten. Diese Aufgaben berechtigten ihn, sich über fremde Länder informiert zu halten und gelegentlich ins neutrale Ausland zu reisen. Man weiß, daß es innerhalb des OKW Gruppen von Offizieren gab, die aus verschiedenen Motiven bereits 1938 begonnen hatten, Pläne für ein aktives Vorgehen gegen das Nazi-Regime zu schmieden. Obgleich Moltke über ihre Pläne ständig unterrichtet war, hielt er sich von einer zu engen Verbindung mit ihnen zurück und wahrte seine unabhängige Haltung. Er lernte dabei den Träger eines anderen großen Namens kennen, Peter Yorck von Wartenburg. Während Moltke durch seine englischen und südafrikanischen Verbindungen international zu denken gelernt hatte, legte Yorck hohen Wert auf die deutschen Traditionen, in denen er groß geworden war.

Keiner der beiden Männer hatte jedoch irgendeinen Zweifel am endgültigen Schicksal des Nationalsozialismus; sie erwarteten eine Katastrophe, die ganz Deutschland verschlingen würde. Aber beide hielten es für wichtiger, Vorbereitungen für die Zeit danach zu treffen, die sie mit all ihrer Not, ihren Seuchen und ihrem Sterben kommen sahen, als die Katastrophe selbst zu beschleunigen. Beide erkannten, daß der Nazismus nicht nur eine militärische Bedrohung des Friedens, sondern ein verpestender Giftstoff sei. Eine Reinigung sei nur zu erhoffen, wenn die Konsequenzen, zu denen der Nazismus führte, mit genügender Wucht praktisch demonstriert würden. Sie sahen die wichtigste Aufgabe in der Lösung der nach seinem Sturz sich ergebenden Probleme. Wenn der Krieg durch eine innere deutsche Revolte verloren würde, dann gäbe es keine überzeugende Antwort auf die Behauptung der nachträglichen Verteidiger des Nazisystems, daß der Krieg nur infolge der mangelnden Einigkeit des deutschen Volkes mit einer Niederlage geendet habe, wie das die Anhänger der „Dolchstoßlegende“ nach 1918 behauptet hatten.

Moltke und Yorck waren einsichtig genug, um zu erkennen, daß sie nicht so sehr mit einem Regime, als mit einer Perversion des menschlichen Geistes im Kampfe standen, die durch die Niederlage nicht notwendigerweise beseitigt würde.

Ihre Nachkriegspläne gingen davon aus, daß man eine in sich geeinte Grundlage der in Deutschland noch vorhandenen gesunden Elemente schaffen müsse, damit nach dem Sturz des Regimes eine einzige Gruppe da sei, um an seine Stelle zu treten, fähig und bereit zur Übernahme der Regierungsverantwortung. Infolgedessen mußte man zunächst einmal zu einer Art von Verständigung zwischen allen Elementen gelangen, die hauptsächlich die christlichen Kirchen, die Arbeiterklasse und das Berufsbeamtentum umfaßten. Unter großen Schwierigkeiten wurde

allmählich Verbindung mit einem bunten Kreis von Menschen aufgenommen, die aus allen Teilen Deutschlands und allen Schichten kamen. Die ersten systematischen Aussprachen fanden im Sommer 1940 statt. Aus Sicherheitsgründen arbeitete man meistens in kleinen Gruppen, von denen sich jede auf eine bestimmte Aufgabe konzentrierte und mit der Hauptgruppe durch einen einzigen Referenten Verbindung hielt. Die Mitglieder der einzelnen Gruppen kannten in der Regel nur ihre unmittelbaren Mitarbeiter; es war für Moltke bezeichnend, daß sein Name einer der wenigen war, die in der Organisation allgemein bekannt waren.

Die Diskussionen in den Gruppen wurden hauptsächlich in Berlin und München geführt, wobei gelegentlich Besprechungen an anderen Orten (zum Beispiel in Fulda) stattfanden. Aber in einem bestimmten Stadium ergab sich die Notwendigkeit, die einzelnen Stücke des Plans zusammenzufügen, und zu diesem Zweck lud Moltke bei drei Gelegenheiten (Pfingsten 1942, Oktober 1942 und Pfingsten 1943) alle führenden Persönlichkeiten ein, ihn über das Wochenende in Kreisau zu besuchen. Bei diesen Zusammenkünften wurden Pläne nicht für den Sturz der Naziregierung, sondern für die Aktion ausgearbeitet, die unternommen werden müßte, wenn das Unvermeidliche eintreten sollte. Man einigte sich dabei auch über die allgemeinen Grundsätze, auf denen ein neues Deutschland beruhen müsse. Die Dokumente, in denen diese Pläne niedergelegt wurden, sind erhalten. Im einzelnen stand im Mittelpunkt der Pläne die Ernennung besonderer Kommissare (Landesverweser) für jedes Gebiet, die durch eine Vereinbarung zwischen allen an der Planung Beteiligten bestimmt werden, aber für eine Übergangszeit gewisse Vollmachten haben sollten. Diese Vorschläge sind ausgesprochen praktischer Natur und im deutschen Verfassungsrecht fest verankert. Ein anderes interessantes Dokument sieht die Aburteilung und Bestrafung der Kriegsverbrecher durch den Internationalen Gerichtshof im Haag vor, ein Schritt auf dem Wege zur allgemeinen Anerkennung der Souveränität des Rechts in den internationalen Beziehungen.

Verhaftung und Prozeß

Gleichzeitig mit dieser allgemeinen Tätigkeit nahm die Opposition Moltkes und vieler anderer Mitglieder seines Kreises praktischere und direktere Formen an. Die allgemeine Linie seiner Arbeit ist in einem Brief an einen Freund in England aus dem Jahre 1942 niedergelegt, der nachstehend abgedruckt ist. Drei bereits bekannte, spezifische Beispiele seien gleichfalls angeführt. Bei einer Gelegenheit kam er dahinter, daß drastische Maßnahmen gegen die dänischen Juden vorbereitet wurden; eine von ihm nach Kopenhagen gegebene Warnung ermöglichte es vielen von den in Aussicht genommenen Opfern, aus dem Land rechtzeitig zu entkommen. Durch eine ähnliche Warnung rettete er einmal dem norwegischen Bischof Berggrav das Leben. Und

kurz nach der Invasion Nordafrikas durch die Alliierten erfuhr er, daß die Nazibehörden sich mit der Absicht trugen, alle auf Seite der Alliierten kämpfenden Franzosen als Landesverräter zu behandeln, was die Erschießung all derer bedeutet hätte, die in Gefangenschaft gerieten. Er sorgte dafür, daß diese Nachricht die Alliierten erreichte und daß die deutschen Behörden erfuhren, daß dieser Plan den Alliierten bekannt war. Dann legte er eine Denkschrift vor, in der er auf die schweren Nachteile hinwies, die sich für Deutschland ergäben, falls die Alliierten Vergeltung üben sollten, mit dem Ergebnis, daß der Plan fallen gelassen wurde.

Es war humanitäres Wirken dieser Art, das ihn zuerst in ernste Ungerechtigkeiten brachte. Im Januar 1944 warnte er einen Mann, den die Gestapo suchte. Der Mann wurde gefaßt und machte unter Druck Aussagen, die zu Moltkes Verhaftung führten. Die Sache wurde jedoch nicht als sehr ernst angesehen; er wurde nicht mißhandelt, durfte seine eigenen Kleider tragen, und es gelang ihm, alle Spuren seiner weiter reichenden Pläne zu verbergen. Anfangs Juli sprachen die Polizeibehörden, als wäre seine Freilassung jeden Augenblick zu erwarten; unglücklicherweise war das am 20. Juli noch nicht der Fall.

Wie bereits erwähnt, hatte sich die Kreisauer Gruppe unter Moltkes Einfluß von Widerstandsbewegungen in der Armee ferngehalten; sie zog aus den bereits dargelegten Gründen vor zu warten, bis der unerbittliche Gang der Ereignisse zum Sturz der Nazis führen würde. Selbst innerhalb der Gruppe kam es dieserhalb zu häufigen Auseinandersetzungen. Von 1942 an war diese starre Haltung soweit gelockert, daß die Verbindung mit der Offiziersgruppe um von Stauffenberg, einen Vetter Peter Yorcks, hergestellt werden konnte; der wichtigste Mittelsmann war der junge Graf Schulenburg. Kurz nach Moltkes Verhaftung vertrat die Offiziere noch nachdrücklicher die Auffassung, daß ganz Deutschlands Zukunftsaussichten in Gefahr seien, wenn Hitler weiter an der Macht bleibe, und daß deshalb so bald als möglich alles getan werden müsse, um ihn zu beseitigen. Die übrigen Mitglieder der Kreisauer Gruppe ließen sich in den folgenden Monaten zu dieser Auffassung bekehren, mit dem Ergebnis, daß die meisten von ihnen in verhängnisvoller Weise in die Verschwörung verwickelt wurden. Tatsächlich war die im Juli erfolgte Verhaftung zweier ihrer Mitglieder, Leber und Reichwein, einer der Faktoren, welche den endgültigen Entschluß, das Attentat auszuführen, beschleunigten. In der Hoffnung, noch weitere Kreise für ihr Unternehmen zu gewinnen, waren sie mit gewissen kommunistischen Führern zu Besprechungen zusammengekommen; es gelang einem Spitzel, der Begegnung beizuwohnen, und die Teilnehmer wurden der Gestapo gemeldet.

Nach dem Mißlingen des Anschlags erklärte Moltke, er hätte sich, wenn er frei gewesen wäre, der Beteiligung daran auch weiterhin widersetzt; er glaubte sogar, er hätte das Attentat überhaupt verhindern können. Auch hier bedarf seine Haltung einer Erklärung. Die

Anstifter der Verschwörung rechtfertigten ihr Vorgehen damit, daß, wenn nicht Deutschland einen Strich unter seine Verluste zöge und zu den bestmöglichen Bedingungen Frieden schliesse, es später in einer noch ungünstigeren Lage wäre; dann aber würde es so tödlich geschwächt sein, daß es für Generationen außerstande wäre, irgendeinen Einfluß in Europa auszuüben. Das ihnen von einem Karikaturisten in den Mund gelegte Lösungswort: „Wenn wir nicht aus diesem Krieg schnell herauskommen, werden wir für den nächsten nicht fertig“, faßt ihre Haltung in einer nicht unfairen Weise zusammen; ihr Denken bewegte sich eben in den herkömmlichen Geleisen des preußischen Militarismus. Bei Moltke war das anders. Er dachte in Begriffen des europäischen Friedens und Wohlstands und war sich darüber klar, daß eine befriedigende Regelung nur mit einem gesunden Deutschland im Herzen des Kontinents zu erreichen war. Aber unter einem gesunden Deutschland verstand er ein vom Nazismus gereinigtes und zu den Kultursitten zurückgeführtes Deutschland.

Tatsächlich war der Anschlag auf Hitler für ihn eine Überraschung, da er infolge seiner Haft nichts von den Vorbereitungen wissen konnte. Yorck war mit in den Versuch verwickelt, die führenden Generale im Gebäude des OKW zu verhaften, und wurde am 8. August hingerichtet. Außer ihm und Gerstenmaier nahm kein Mitglied der Kreisauer Gruppe an den Ereignissen des verhängnisvollen Donnerstags aktiven Anteil. Aber das half der Gruppe nichts. Man fand alsbald Schriftstücke, die gewisse Mitglieder der Gruppe belasteten, und es war beinahe unvermeidlich, daß bei den nachher angestellten Ermittlungen der Name einer so im Mittelpunkt stehenden Figur, wie es Moltke war, verraten wurde; von welcher Seite die Information gegen ihn herrührte, ist nicht bekannt. Trott, Haeften und Schulenburg gehörten zu den ersten Opfern des Putsches, die hingerichtet wurden; Reichwein starb im Oktober, Leber im Dezember. Moltke und verschiedene andere Mitglieder der Gruppe wurden im Januar vor Gericht gestellt; der Verlauf der Verhandlung wird in dem Brief vom 10. Januar 1945 beschrieben. Er, Delp und Haubach wurden 13 Tage später hingerichtet; Steltzer war, obwohl zum Tode verurteilt, noch am Leben, als die Russen Berlin erreichten, und entkam. Zufällig war ein Mitglied der Gruppe, Pöhlchau, der der Strafverfolgung und dem Verlahren entging, Gefängnisgeistlicher in Tegel bei Berlin, wo die meisten Angeklagten in Haft waren; ihm fiel die Aufgabe zu, seinen Freunden in ihren letzten Stunden Beistand und geistlichen Zuspruch zu gewähren, und ihm ist es zu verdanken, daß Moltkes letzter Brief erhalten ist.

Dann folgte noch ein Nachspiel, das an die griechische Tragödie denken läßt. Am 3. Februar 1945 — zehn Tage nach Moltkes Hinrichtung — führten amerikanische Luftstreitkräfte einen sehr schweren Tagesangriff auf Berlin aus. Als die Sirenen ertönten, war gerade eine Sitzung des Volksgerichtshofs im Gange, und aus irgendeinem Grunde unterließ es Freisler, sie sofort zu vertagen. Infolgedessen hatte er

noch nicht den Luftschutzbunker erreicht, als die ersten Bomben das Gerichtsgebäude trafen. Der Mann, der Moltke und so viele andere Deutsche verurteilt hatte, wurde auf der Stelle getötet.

Der Verlauf der inneren deutschen Geschichte während des Kriegs ist zum mindesten für alle, denen die amtlichen Urkunden nicht zugänglich sind, noch lange nicht klar, und es ist noch nicht an der Zeit, über die von Helmuth von Moltke und seinen Freunden verfolgte Politik ein Urteil zu fällen. Wohl aber können schon jetzt zwei Tatsachen mit Sicherheit festgestellt werden. Erstens: ihre Abneigung gegen ein aktives Vorgehen war nicht auf Mangel an physischem Mut oder Entschlossenheit zurückzuführen. Sie taten vieles, und zwar mit Erfolg, was ebensoviel kaltes Blut und Beherrschung erforderte wie das Anbringen einer Bombe. Zweitens: es kann kein Zweifel bestehen, daß, wenn der Anschlag auf Hitlers Leben nicht unternommen worden wäre und die Kreisauer Gruppe im Frühjahr 1945 die Rolle hätte spielen können, für die sie sich ursprünglich vorbereitet hatte, die Aufgabe, ein neues Deutschland zu bauen, sehr erleichtert worden wäre. Eines der größten Hindernisse, auf die man heute in Deutschland stößt, ist der Mangel an Deutschen, die vom Geist des christlichen Humanismus durchdrungen sind. Einer erheblichen Zahl solcher Deutschen war es gelungen, sich bis zum Sommer 1944 am Leben und von jeder Kompromittierung frei zu erhalten; das Mißlingen der Verschwörung hatte ihre Vernichtung zur Folge. Mit an erster Stelle unter ihnen stand Helmuth von Moltke.

Wichtigste Mitglieder der Gruppe Kreisau

Helmuth von Moltke.

Peter Yorck von Wattenburg.

Fr. Roesch, S. J., Provinzialpater der bayerischen Jesuiten.

Fr. Delp, S. J., Jesuit von München.

Eugen Gerstenmaier, Berliner Vertreter des evangelischen Bischofs von Württemberg, Wurm.

Harald Pöhlchau, evangelischer Gefängnispfarrer in Tegel bei Berlin.

Carlo Mierendorff

Theo Haubach

Adolf Reichwein

} Sozialdemokraten.

(Anmerkung: Mierendorff kam bei einem Luftangriff im Herbst 1943 ums Leben. An seine Stelle trat Julius Leber, vor seiner Verbindung mit Gerdeler ein hervorragendes Mitglied der sozialdemokratischen Bewegung.)

Theodor Stellzer, Landrat in Schleswig-Holstein bis 1933, dann Generalstabsoffizier. Ein an der Einigungsbewegung aller protestantischen Kirchen stark interessierter Protestant.

Hans Lukascheck, Mitglied der Zentrumspartei, bis 1933 Oberpräsident in Schlesien, dann Rechtsanwalt in Breslau.

Paulus von Hussen, Völkerrechtler.

Hans Peters, Professor für Staatsrecht an der Universität Berlin.

Horst von Einsiedel, Dr. rer. pol., Beamter im Reichswirtschaftsministerium.

Adam von Trott zu Solz. Früherer Rhodes-Scholar. War zusammen mit von Moltke und von Haefen für die Gruppe bemüht, Verbindung mit dem Ausland herzustellen.

Johannes von Haefen, Berufsdiplomant.

Die vorstehende Liste ist nicht erschöpfend; auch andere Mitglieder der Gruppe haben an den Angelegenheiten aktiven Anteil genommen.

Übersetzung eines englischen Briefes von Helmuth von Moltke an einen Freund in England (1942)

Ich will versuchen, Dir diesen Brief zukommen zu lassen, der Dir ein Bild von dem Stand der Dinge auf unserer Seite geben soll.

Die Verhältnisse sind schlimmer und besser, als irgend jemand außerhalb Deutschlands es glauben mag. Sie sind schlimmer, weil die Tyrannei, der Terror, der Verlust an Werten aller Art größer sind, als ich es noch vor kurzem für möglich gehalten hätte. Im November betrug die Zahl der Todesurteile gegen Deutsche täglich 25 bei den Zivil- und mindestens 75 bei den Kriegengerichten; Hunderte werden täglich in Konzentrationslagern und durch einfache Erschießung, ohne auch nur den Vorwand eines gerichtlichen Verfahrens, umgebracht. Die ständige Gefahr, in der wir leben, ist furchtbar. Gleichzeitig ist der größere Teil der Bevölkerung entwurzelt, zu Zwangsarbeiten irgendwelcher Art eingezogen und über den ganzen Kontinent verstreut worden, wobei man alle Bande der Natur und des Milieus gelöst und die Bestie im Menschen losgelassen hat, die jetzt regiert. Die wenigen wirklich guten Menschen, welche die Flut aufzuhalten suchen, sind isoliert, soweit sie in dieser unnatürlichen Umgebung arbeiten müssen, da sie ihren Kameraden nicht trauen können, und sie sind durch den Haß der unterdrückten Völker gefährdet, selbst wenn es ihnen gelingt, ein paar Menschen vor dem Schlimmsten zu bewahren. Tausende von Deutschen, die den Krieg überleben werden, werden geistig tot, unbrauchbar für normale Arbeit sein.

Aber die Verhältnisse sind auch besser, als Du glauben wirst, und zwar in vielfacher Hinsicht. Das Wichtigste ist das beginnende geistige Erwachen, verbunden mit der Bereitschaft, sich notfalls töten zu lassen. Das Rückgrat dieser Bewegung sind die beiden christlichen Konfessionen, die protestantische wie die katholische. Die katholischen Kirchen sind jeden Sonntag überfüllt, die protestantischen noch nicht, aber die Bewegung ist zu erkennen. Wir versuchen, auf dieser Grundlage zu bauen, und ich hoffe, daß in ein paar Monaten greifbarere Beweise hiervon nach außen in die Erscheinung treten. Viele Hunderte von uns werden sterben müssen, bevor diese Bewegung stark genug ist, aber heute sind sie dazu bereit. Das gilt auch von der Jugend. Ich weiß von zwei Fällen, wo eine ganze Klasse von Schuljungen, die eine in einem protestantischen, die andere in einem katholischen Landesteil, beschlossen hat, sich geistlicher Führung anzuvertrauen, was vor sechs

Monaten noch ganz unmöglich gewesen wäre. Aber heute beginnt einem nicht allzu zahlreichen, aber aktiven Teil der Bevölkerung ein Licht aufzugehen, nicht daß sie irregeführt worden sind, nicht daß ihnen harte Zeiten bevorstehen, nicht daß sie vielleicht den Krieg verlieren, sondern daß die Dinge, die geschehen, sündhaft, und daß sie persönlich für jede barbarische Handlung, die begangen wurde, verantwortlich sind, nicht im moralischen Sinne natürlich, aber als Christen. Vielleicht erinnerst Du Dich, daß ich in Gesprächen vor dem Krieg den Standpunkt vertrat, man brauche nicht an Gott zu glauben, um zu den Ergebnissen zu gelangen, zu denen Du gekommen bist. Heute weiß ich, daß ich unrecht hatte, durch und durch unrecht. Du weißt, ich habe die Nazis vom ersten Tage an bekämpft, aber das Maß an Risiken und Opferwilligkeit, das jetzt und vielleicht morgen von uns gefordert wird, verlangt mehr als nur die rechten sittlichen Grundsätze, besonders da wir wissen, daß der Erfolg unseres Kampfes wahrscheinlich unseren vollkommenen Zusammenbruch als nationale Einheit bedeuten wird. Aber wir sind bereit, dem ins Auge zu schauen.

Das zweite große Aktivum, das wir langsam, aber stetig erwerben, ist folgendes: Die großen Gefahren, denen wir gegenüberstehen, sobald wir die NS losgeworden sind, zwingen uns, uns ein Bild von dem Nachkriegseuropa zu machen. Wir können nur erwarten, daß wir unser Volk dazu bringen, diese Herrschaft des Schreckens und Grauens zu stürzen, wenn wir ihm jenseits der schreckenenerregenden und hoffnungslosen unmittelbaren Zukunft ein Bild zeigen können, und zwar ein Bild, das so aussieht, daß die Menschen, die alle ihre Illusionen verloren haben, sich sagen: Es lohnt sich, danach zu streben, dafür zu arbeiten, dafür neu anzufangen und daran zu glauben. Für uns ist das Nachkriegseuropa weniger ein Problem von Grenzen und Soldaten, von überladenen Organisationen und großen Plänen, als die Frage, wie das Bild des Menschen in den Herzen unserer Mitbürger wieder aufgerichtet werden kann. Das ist eine Frage von Religion und Erziehung, von Bindungen an Arbeit und Familie, von dem richtigen Verhältnis zwischen Pflichten und Rechten. Ich muß sagen: Wir haben unter dem unglaublichen Druck, unter dem wir arbeiten müssen, Fortschritte gemacht, die eines Tages sichtbar sein werden. Kannst Du dir vorstellen, was es heißt, als eine Gruppe zu arbeiten, wenn Du das Telefon nicht benützen, keinen Brief aufgeben kannst, wenn Du nicht die Namen Deiner intimsten Freunde Deinen anderen Freunden nennen darfst, weil Du fürchten mußt, einer von ihnen könne gefaßt werden und unter Druck die Namen preisgeben?

Wir stehen jetzt nach Überwindung erheblicher Schwierigkeiten in Verbindung mit den christlichen Gruppen in den verschiedenen besetzten Gebieten außer Frankreich, wo es, soviel wir sehen können, keine wirklich effektive Opposition auf fundamentaler Grundlage, sondern nur auf der Basis gelegentlicher Tätigkeit gibt. Diese Menschen sind einfach wundervoll und sind für uns, da sie so vielen neues Vertrauen

geben, ein Zuwachs an Stärke. Natürlich ist ihre Stellung leichter als unsere; bei ihnen fallen auch für einfache Gemüter die sittliche und die nationale Pflicht zusammen, während bei uns ein offensichtlicher Widerstreit der Pflichten gegeben ist.

Glücklicherweise konnte ich die Tätigkeit meiner englischen Freunde verfolgen, und ich hoffe, sie halten alle den Kopf hoch. Das schwerste Stück Wegs liegt noch vor uns, aber nichts ist schlimmer, als unterwegs schlapp machen. Bitte vergiß eines nicht: Wir vertrauen darauf, daß Ihr die Sache durchsteht, ohne zu wanken, und wir sind bereit, das Wenige zu tun, das wir tun können. Und dann vergiß nicht, daß es für uns ein sehr bitteres Ende geben wird, wenn Ihr durch alles hindurch seid. Wir hoffen, Ihr seid Euch darüber im klaren, daß wir bereit sind, Euch zu helfen, den Krieg und den Frieden zu gewinnen.

Stets Dein H. v. M.

Brief Helmuth von Moltkes an seine Frau nach seiner Verurteilung

Berlin, den 10. Januar 1945

Mein Liebes, denk mal, wie schön, daß ich noch einmal hier nach Tegel zurückgebracht worden bin, daß die Würfel, deren Fall schon genau feststeht, sozusagen auf der Kante noch einmal halten. So kann ich noch in Frieden einen Bericht schreiben.

Erst einmal den Schluß vorweg: Um 3 Uhr etwa verlas Schulze, der keinen üblen Eindruck machte, die Anträge: Moltke: Tod und Vermögensentziehung, Delp desgl. Gerstenmaier Tod, Reisert und Sperr desgl., Fugger 3 Jahre Zuchthaus, Steltzer und Haubach abgetrennt. Dann kamen die Verteidiger, eigentlich alle ganz nett, keiner tückisch. Dann das Schlußwort der Angeklagten, wobei ich als einziger verzichtete. Eugen war, wie ich am Schlußwort merkte, etwas unruhig.

Nun kommt der Gang der Verhandlung. Alle diese Nachrichten sind natürlich verboten. Es war in einem kleinen Saal, der zum Brechen voll war. Anscheinend ein früheres Schulzimmer. Nach einer langen Einleitung von Freisler über Formalien-Geheimhaltung, Verbot des Mitschreibens etc., verlas Schulze die Anklage und zwar nur den kurzen Text, der auch im Haftbefehl stand. Dann kam Delp dran, mit dem seine beiden Polizisten vortraten. Die Verhandlung spielte sich so ab: Freisler, den Hercher sehr richtig beschrieben hat: begabt, genial und nicht klug und zwar alles drei in der Potenz, erzählt den Lebenslauf, man bejaht oder ergänzt, und dann kommen diejenigen Tatfragen, die ihn interessieren. Da schneidet er aus dem Tatbestand eben Dinge heraus, die ihm passen, und läßt andere weg. Bei Delp fing er damit an, wie er Peter und mich kennengelernt hat, was zuerst in Berlin besprochen ist, und dann kam Kreisau Herbst 43 dran. Auch hier die Form: Vortrag von Freisler, in den man Antworten, Einreden,

eventuell neue Tatsachen einbauen kann; besteht aber die Möglichkeit, daß man damit den Duktus stören könnte, so wird er ungeduldig, zeigt an, daß er es doch nicht glaubt, oder brüllt einen an. Der Aufbau für Kreisau so: zuerst waren es allgemeine Erörterungen mehr grundsätzlicher Art, dann wurde der praktische Fall der Niederlage erörtert, und zum Schluß wurden Landesverweser gesucht. Die erste Phase möge noch angehen, obwohl überraschend sei, daß alle diese Besprechungen ohne einen einzigen Nationalsozialisten stattfanden, dafür aber mit Geistlichen und lauter Leuten, die sich später am 20. 7. beteiligt hätten. — Die zweite Phase aber sei bereits schwärzester Defaitismus aller-dunkelster Art. Und das Dritte offene Vorbereitung zum Hochverrat. — Dann kamen die Münchener Besprechungen dran. Das stellte sich zwar alles als viel harmloser heraus, als es in der Anklage stand, aber es hagelte Pflaumen gegen die katholischen Geistlichen und gegen die Jesuiten: Zustimmung zum Tyrannenmord — Mariano, uneheliche Kinder, Deutschfeindlichkeit usw. usw. Das alles mit Gebrüll mittlerer Art und Güte. Auch die Tatsache, daß Delp bei den Besprechungen weggegangen war die in seiner Wohnung stattfanden, wurde ihm als echt „jesuitisch“ zur Last gelegt: „Gerade dadurch dokumentieren Sie ja selbst, daß Sie genau wußten, daß da Hochverrat getrieben wurde, aus dem Sie gerne das Köpfchen mit der Tonsur, den geweihten, heiligen Mann heraushalten wollten. Der ging derweil wohl in die Kirche, um dafür zu beten, daß das Komplott auch in Gott wohlgefälliger Form gelänge.“ Dann kam Delps Besuch bei Stauffenberg dran. Und schließlich die am 21. 7. erfolgte Mitteilung Sperrs, daß Stauffenberg ihm Andeutungen über einen Umsturz gemacht habe. Die beiden letzten Punkte gingen glimpflich ab. Bemerkenswert in der ganzen Vernehmung, daß in jedem zweiten Satz von Freisler irgendwie vorkam: „der Moltke-Kreis“, „Moltkes Pläne“, „gehört auch zu Moltke“ usw. Als Rechtsgrundsätze wurden verkündet: „Der Volksgerichtshof steht auf dem Standpunkt, daß eine Verriat schon der begeht, der es unterläßt, solche defaitistischen Äußerungen wie die von Moltke, wenn sie von einem Mann seines Ansehens und seiner Stellung geäußert werden, anzuzeigen.“ — „Vorbereitung zum Hochverrat begeht schon der, der hochpolitische Fragen mit Leuten erörtert, die in keiner Weise dafür kompetent sind, insbesondere nicht mindestens irgendwie der Partei angehören.“ — „Vorbereitung zum Hochverrat begeht jeder, der sich irgendein Urteil über eine Angelegenheit anmaßt, die der Führer zu entscheiden hat.“ — „Vorbereitung zum Hochverrat begeht, der zwar selbst jede Gewalthandlung ablehnt, aber Vorbereitungen für den Fall trifft, daß ein anderer, nämlich der Feind, die Regierung mit Gewalt beseitigt, dann rechnet er eben mit der Gewalt des Feindes.“ Und so ging es immer weiter. Daraus gibt es nur einen Schluß: Hochverrat begeht, wer dem Herrn Freisler nicht paßt.

Dann kam Sperr. Der zog sich aus der Kreisauer Affaire — mit Recht ein wenig auf meine Kosten — einigermaßen heraus. Es wurde

ihm aber folgendes vorgehalten: „Warum haben Sie nicht angezeigt? Sehen Sie, wie wichtig das gewesen wäre: Der Moltke-Kreis war bis zu einem gewissen Grade der Geist des „Grafen-Kreises“, und der wieder hat die politische Vorbereitung für den 20. Juli gemacht. Denn der Motor des 20. Juli war ja keineswegs Herr Gerdeler, der wahre Motor steckte in diesen jungen Männern.“ Sperr im ganzen freundlich behandelt.

Nun Reisert. Er wurde sehr freundlich behandelt. Er hat drei Besprechungen mit mir gehabt, und es wurde ihm vor allem zur Last gelegt, daß er nicht schon nach der ersten bemerkt hätte, daß ich ein Hochverräter und schwerer Defaitist sei, und dann noch zwei andere Besprechungen mit mir gehabt hätte. Ihm wurde vor allem der Vorwurf gemacht, nicht angezeigt zu haben.

Schließlich Fugger. Der machte einen sehr guten Eindruck. Er war eine Zeitlang elend gewesen und hatte sich nun wieder erholt, war bescheiden, sicher, hat keinen von uns belastet, sprach nett bayerisch und hat mir noch nie so gut gefallen wie gestern. Ganz ohne Nerven, während er hier immer schreckliche Angst gehabt hatte. Er gab sofort zu, daß, nachdem was ihm heute gesagt worden sei, ihm klar sei, daß er hätte anzeigen müssen, und er wurde so gnädig entlassen, daß ich gestern Abend dachte, er würde freigesprochen werden.

Hingegen war auch in den anderen Vernehmungen der Name Moltke immerzu zu hören. Wie ein roter Faden zog sich das durch alles durch, und nach den oben angeführten „Richtsätzen“ des Volkgerichtshofes war ja klar, daß ich umgebracht werden sollte.

Die ganze Verhandlung wird durch das Mikrophon auf Stahlbänder für das Archiv aufgenommen. Du wirst sie Dir also, solltest Du Lust dazu haben, später einmal vorspielen lassen können. Man tritt vor den Tisch, die beiden Polizisten mit, die sich rechts und links auf die beiden Stühle setzen. Für Reisert und mich wurden sofort und ohne daß wir fragten, ein Stuhl bereit gestellt. Schulze, Freisler und Berichterstatter in roten Roben. Typisch nur ein Vorfall. Aus irgendeinem Grunde wurde ein Strafgesetzbuch gebraucht, weil Freisler was daraus vorlesen wollte. Es stellte sich aber heraus, daß keines aufzufinden war.

Nun kommt der zweite Tag. Da fing es mit mir an. Im milden Ton ging es los, sehr schnell, sozusagen rapid. Gott sei Dank, daß ich flink bin und Freislers Tempo spielend mitmachte. Das machte übrigens sichtlich uns beiden Freude. Aber wenn er das bei einem Mann exerziert, der nicht ganz schnell ist, so ist der verurteilt, ehe er bemerkt hat, daß Freisler die Personalien hinter sich gelassen hat. — Bis einschließlich der Besprechung mit Gerdeler und meiner Stellung dazu, durchaus glatt und ohne viel Aufhebens. Dann kam mein Einwand, Polizei und Abwehr hätten davon gewußt. Da bekam Freisler Tobsuchtsanfall Nr. 1. Alles, was Delp zuvor erlebt hatte, war einfach nur Spielerei dagegen. Ein Orkan brach los, er hieb auf den Tisch, lief so rot an wie seine Robe und tobte: „So etwas verbitte ich mir,

so etwas höre ich mir gar nicht an." Und so ging das immerfort. Da ich ohnehin wußte, was rauskam, war mir das alles ganz gleich. Ich sah ihm eisig in die Augen, was er offenbar nicht schätzte, und plötzlich konnte ich nicht umhin zu lächeln. Das ging nun zu den Beisitzern, die links und rechts von Freisler saßen, und zu Schulze. Den Blick von Schulze hättest Du sehen sollen; ich glaube, wenn ein Mensch von der Brücke über den Krokodilteich im Zoo herunterspringt, so kann der Aufruhr nicht größer sein. Na schön, damit war das Thema erschöpft.

Nun kam aber Kreisau. Und da hielt er sich nicht lange bei den Präliminarien auf, sondern steuerte schnurstracks auf zwei Dinge los: a) Defaitismus, b) das Aussuchen von Landesverwesern. Über beides neue Tobsuchtsanfälle gleicher Güte, und als ich mit der Verteidigung kam, das alles sei aus dienstlicher Wurzel hervorgegangen — dritter Tobsuchtsanfall: alle Behörden Adolf Hitlers arbeiten auf der Grundlage des Sieges, und das ist im OKW nicht anders wie woanders. So etwas höre ich mir gar nicht an, und selbst wenn es nicht so wäre, so hat eben jeder einzelne Mann die Pflicht, selbständig den Siegesglauben zu verbreiten. Und so in langen Tiraden.

Nun kam aber die Quintessenz: Wer war denn da? Ein Jesuitenpater! Ausgerechnet ein Jesuitenpater! Ein protestantischer Geistlicher, drei Leute, die später wegen Beteiligung am 20. Juli verurteilt worden sind. Und kein einziger Nationalsozialist. Kein einziger. Und da will ich doch nur sagen: „Nun ist aber das Folgenblatt ab.“ Ein Jesuitenpater, und ausgerechnet mit dem besprechen Sie Fragen des zivilen Widerstandes. Und den Jesuitenprovinzial, den kennen Sie auch. Und der war auch einmal in Kreisau. Ein Jesuitenprovinzial, einer der höchsten Beamten von Deutschlands gefährlichsten Feinden, der besucht den Grafen Moltke in Kreisau. Und da schämen Sie sich nicht. Kein Deutscher kann doch einen Jesuiten auch nur mit der Feuerzange anfassen. Leute, die wegen ihrer Haltung von der Ausübung des Wehrdienstes ausgeschlossen sind. Wenn ich weiß, in einer Stadt ist ein Jesuitenprovinzial, so ist das für mich fast ein Grund, gar nicht in die Stadt zu gehen. — Und der andere Geistliche. Was hat der dort zu suchen? Die sollen sich ums Jenseits kümmern, aber uns hier in Ruhe lassen. — Und Bischöfe besuchen Sie. Was haben Sie bei einem Bischof, bei irgendeinem Bischof verloren? Wo ist Ihre Befehlsstelle? Ihre Befehlsstelle ist der Führer und die NSDAP. Für Sie so gut wie für jeden andern Deutschen, und wer sich seine Befehle in noch so getarnter Form bei den Hütern des Jenseits holt, der holt sie sich beim Feind und wird so behandelt werden. Und so ging das weiter. Aber das war in einer Tonart, der gegenüber die früheren Tobsuchtsanfälle noch wie das sanfte Säuseln eines Windes wären.

Ergebnis der Vernehmung „gegen mich“ — denn zu sagen „meiner Vernehmung“ wäre Quatsch: ganz Kreisau und jede dazugehörige Teilunterhaltung ist Vorbereitung zum Hochverrat.

Ja richtig, das muß ich noch sagen: nach diesem Höhepunkt ging es in fünf Minuten zum Schluß: die Unterredungen in Fulda und München, das alles kam überhaupt nicht mehr dran, sondern Freisler meinte, das können wir uns wohl schenken, und fragte: „Haben Sie noch etwas zu sagen?“ Worauf ich nach einigem Zögern leider — erwiderte: „Nein“, und damit war ich fertig.

Nun geht es in der Zusammenfassung weiter. Wenn die anderen Leute, deren Namen vorgekommen sind — übrigens nicht in der Verhandlung, denn nachdem die Sache so lief, haben wir uns alle gehütet, auch nur noch einen Namen zu nennen —, noch nicht verhaftet sind, so vielleicht als quantilé négligeable. Werden sie aber verhaftet, und haben sie irgendeine Kenntnis gehabt, die über die rein gesellschaftliche Unterhaltung über solche Fragen hinausgeht, oder die diese Fragen in Zusammenhang mit einer möglichen Niederlage bringen, so müssen sie mit Todesstrafe rechnen.

Letzten Endes entspricht diese Zuspitzung auf das kirchliche Gebiet dem inneren Sachverhalt und zeigt, daß Freisler eben doch ein guter politischer Richter ist. Das hat den ungeheuren Vorteil, daß wir nun für etwas umgebracht werden, was wir a) getan haben und b) sich lohnt. Aber, daß ich als Märtyrer für den heiligen Ignatius von Loyola sterbe — und darauf kommt es letztlich hinaus, denn alles andere war daneben nebensächlich —, ist wahrlich ein Witz, und ich zittere schon vor dem väterlichen Zorn von Papi, der doch so antikatholisch war. Das andere wird er billigen, aber das? Auch Mami wird wohl nicht ganz einverstanden sein.

(Eben fällt mir noch etwas zum Tatbestand ein. Mich fragte er: „Sehen Sie ein, daß Sie schuldig sind?“ Ich sagte im wesentlichen: „Nein.“ Darauf Freisler: „Sehen Sie, wenn Sie immer noch nicht erkennen, wenn Sie immer noch darüber belehrt werden müssen, dann zeigt das eben, daß Sie anders denken und damit sich selbst aus der kämpfenden Volksgemeinschaft ausgeschlossen haben.“)

Das Schöne an dem so aufgezogenen Urteil ist folgendes: wir haben keine Gewalt anwenden wollen — ist festgestellt. Wir haben keinen einzigen organisatorischen Schritt unternommen, mit keinem einzigen Mann über die Frage gesprochen, ob er einen Posten übernehmen wolle — ist festgestellt. In der Anklage stand es anders. Wir haben nur gedacht, und zwar eigentlich nur Delp, Gerstenmaier und ich, die anderen galten als Mitläufer und Peter und Adam als Verbindungsleute zu Schulenburg und so weiter. Und vor dem Gedanken dieser drei einsamen Männer, dem bloßen Gedanken, hat der Nationalsozialismus eine solche Angst, daß er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will. Wir sind nach dieser Verhandlung aus dem Gerdeler-Mist raus, wir sind aus jeder praktischen Handlung raus, wir werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben. Freisler hat recht, tausendmal recht, und wenn wir schon umkommen müssen, dann bin ich allerdings dafür, daß wir über dieses Thema fallen.

Ich finde, und nun komme ich zum Praktischen, daß diese Sache richtig aufgemacht, sogar noch ein wenig besser ist als der berühmte Fall Huber. Denn es ist noch weniger geschehen. Es ist ja nicht einmal ein Flugblatt hergestellt worden. Es sind eben nur Gedanken, ohne auch nur die Absicht der Gewalt. Die Schutzbehauptungen, die wir alle aufgestellt haben: Polizei weiß, dienstliche Ursache, Eugen hat nichts kapiert, Delp ist immer gerade nicht dabeigewesen, die muß man streichen, wie sie auch Freisler mit Recht gestrichen hat. Und dann bleibt übrig ein Gedanke: womit kann im Chaos des Christentums ein Rettungsanker sein. Dieser eine einzige Gedanke fordert morgen wahrscheinlich fünf Köpfe, später noch die von Steltzer, Haubach und wohl auch Husen. Aber dadurch, daß in der Verhandlung das Trio eben Delp, Eugen, Moltke heißt und der Rest nur durch „Ansteckung“ dies trägt, dadurch, daß keiner dabei ist, der etwas anderes vertrat — keiner, der zu den Arbeitern gehörte, keiner, der irgendein weltliches Interesse betreute —, dadurch, daß festgestellt ist, daß ich großgrundbesitzfeindlich war, keine Standesinteressen, überhaupt keine eigenen Interessen, ja nicht einmal die meines Landes vertrat, sondern menschheitliche, dadurch hat Freisler uns unbewußt einen ganz großen Dienst getan, sofern es gelänge, diese Geschichte zu verbreiten und auszunutzen. Und zwar meines Erachtens im Inland und draußen. Durch diese Personalzusammenstellung ist dokumentiert, daß nicht Pläne, nicht Vorbereitungen, sondern der Geist als solcher verfolgt werden soll. Vivat Freisler!

Das auszunutzen, ist nicht Deine Aufgabe. Da wir vor allem für den heiligen Ignazius sterben, sollen seine Jünger sich drum kümmern. Aber Du mußt ihnen diese Geschichte liefern, und wen sie von Wurms Leuten zuziehen, ist gleich. Am besten wahrscheinlich Pressel. Ich berede das morgen auch mit Pölkau. Kommt es raus, daß Du diesen Brief empfangen und weitergegeben hast, so wirst Du auch umgebracht. Tattenbach muß das klar auf sich nehmen und im Notfall sagen, er habe es von Delp mit der letzten Wäsche bekommen. Gib dies Exemplar nicht aus der Hand, sondern nur eine Abschrift, und bei der muß sofort so übersetzt werden, daß es von Delp stammen kann, also bei ihm in der dritten Form.

So, das ist dieser Teil, der Rest kommt gesondert.

Ein Brief des Pfarrers Pölkau an den Schwager des Grafen Moltke

Z. Z. Wiesbaden, 22. 8. 1945

Lieber Herr Deichmann,

Herr von Gävernitz gibt mir die Möglichkeit, Ihnen zu schreiben, da er meint, Sie hätten über Helmuths Tod noch gar keinen Bericht bekommen. Ich hatte gehofft, Freya selbst jetzt in Berlin zu sehen, hörte aber nur, daß sie mit den Söhnen in die Yorksche Wohnung in

der Hortensienstraße ziehen wolle und auch Mario und Mutho in Berlin sich niederlassen wollten. Ich nehme an, daß Freya ihren Briefwechsel mit Helmuth hat retten können, diese schönen und wichtigen Dokumente fester und getroster Herzen. Helmuth hat unter der Spannung gelitten, leben zu wollen und auch immer noch an eine gewisse Chance für eine Begnadigung glauben zu können und zugleich stündlich für den Tod bereit zu sein; auf der einen Seite machte er Pläne für weitere Gesuche und Interventionen bei Himmler und seinen Leuten, auf der andern Seite hatte er den Abschied vollzogen und vollzog ihn ständig in all den täglichen Briefen, die er mit Freya wechselte. Eine Spannung, die im Laufe der relativ langen Zeit fast über das hinausging, was ein Mensch ertragen kann. Zweimal kamen auch als Reaktion schwere Depressionen, aber er überwand sie und wurde darin nur reifer und tiefer. Er wuchs ja in diesen Monaten immer tiefer in das Christentum hinein und kämpfte sich immer wieder durch, das, was Unglück, Politik oder menschliche Bosheit heißen konnte, als Gottes Hand zu sehen und so innerlich zu überwinden. Er las in den letzten Monaten kein anderes Buch als Bibel und Gesangbuch. Besonders in diesem entdeckte er wahre Schätze an Tiefsinn und Trost und ließ Freya daran teilnehmen.

Am 23. 1. war ich noch gegen 11 Uhr bei ihm und tauschte Briefe, - als ich dann gegen 1 Uhr noch einmal rasch in seine Zelle hineinschauen wollte, wie ich es meistens tat, war die Zelle leer. Man hatte ihn plötzlich nach Plötzensee übergeführt. Als ich gleich dort anrief, war er noch nicht da, wurde aber jeden Augenblick erwartet, und mein katholischer Kollege Buchholz, dessen Namen Sie vielleicht jetzt im Radio gehört haben, er ist jetzt Stadtrat in Berlin, erklärte sich gleich bereit, in das Todeshaus hinüberzugehen. Er konnte ihn noch grüßen und hat Freya dann berichtet, daß er ganz gefaßt, ja mit einer inneren Heiterkeit seinen letzten Weg gegangen ist, fertig zum Sterben, fertig mit dem Abschied von seinen so sehr geliebten Söhnchen und von Freya, die er ja noch zweimal hatte sehen dürfen. Einmal konnten sie auch noch zusammen das heilige Abendmahl feiern.

Ich hoffe sehr, Sie gelegentlich einmal wieder zu sehen, vielleicht kann ich Ihnen dann noch ausführlicher erzählen. Ich freue mich, daß Sie damals bei uns waren und ich Ihnen nicht wie einem Fremden schreiben muß. Sie wissen, daß Helmuth mir in diesen Monaten zum nächsten Freunde geworden war und sein Tod auch mir den Verlust eines Bruders bedeutet.

In herzlicher Verbundenheit
Ihr

Pöschau

Diese Veröffentlichung ist z. T. der Vierteljahresschrift „Round Table“, London, entnommen.

H. N. Brailsford

JAWAHARLAL NEHRU UND „DIE ENTDECKUNG INDIENS“

Aus der Wochenschrift „The New Statesman and Nation“, London

Jawaharlal Nehru ist Vizepräsident der interimistischen Regierung des freien Indiens. In seiner Person hat sein Land nach fast zwei Jahrhunderten der Fremdherrschaft die Ausübung seines Willens wiedergewonnen. Er schrieb im Gefängnis ein Buch, „Die Entdeckung Indiens“, und das Datum unter dem Vorwort ist einer der letzten Tage des vorigen Jahres. So schnell ist er von der Machtlosigkeit zur Macht aufgestiegen.

An meinen ersten Eindruck von ihm erinnere ich mich lebhaft. Es war vor vielen Jahren, auch damals war er in Haft. Mir wurde gestattet, ihn im Turm einer alten Mogulenfestung zu sehen. Sein rascher Schritt fiel mir auf, sein athletischer Wuchs und die Schnelligkeit seiner Reflexe während unseres Gesprächs. Dies, fühlte ich, war ein Mann, den die Natur zu Tat und Abenteuer geschaffen hatte, obgleich sie ihn auch zum feinsinnigen Redner und zum Künstler begabt hatte, der an der Umwelt seine Freude hat. Es mag besinnliche Gelehrte geben, die sich ziemlich leicht ans Gefängnisleben gewöhnen können, wenn sie Bücher und Papier haben. Aber Nehru ist trotz seiner Liebe für

Literatur und Wissenschaft seinem Temperament nach mehr ein Kämpfer und ein Volksführer als ein Büchergelehrter. Im Gefängnis wandte er sich der Geschichte zu wie andere vor ihm.

Im Gefängnis konnte Nehru nicht mehr das Panorama von Indiens Bergen und Flüssen sehen, das er liebte. Nur Indiens Monde kamen und gingen über sein Gesichtsfeld, wie er uns an einer schönen und rührenden Stelle seines Buches sagt. Im Garten, in dem er graben durfte, geschah es manchmal, daß sein Spaten Fragmente der Vergangenheit des Landes ans Licht brachte, einmal eine feingeschnittene Lotosblume, dann wieder das Fundament eines ehemaligen Galgenbaumes. Bewußt und methodisch ging er ans Werk, sich aus den Schätzen seines Gedächtnisses das Bild der großen Mutter Indien zu erbauen, um deretwillen er gefangen war. *Die Entdeckung Indiens* ist keine förmliche Geschichte, obgleich das Buch fünftausend Jahre umfaßt. Es ist eher ein Versuch, den heiligen Faden zu entdecken, der durch all diese Jahrhunderte lief und aus Ariern und Drawidas, Moslems und Hindus mitten im

für meinen Teil war jedenfalls mit meinem Leben als Privatmann und Familienvater zufrieden. Offen bleibt auch meiner Ansicht nach die Frage, ob die Verschwörer, wenn Hitler beseitigt worden wäre, sich über die Anfrichtung einer Monarchie hätten einigen können oder nicht. Es gab jedenfalls Strömungen, die den Gedanken vertraten, daß eine monarchische Lösung die einzige gewesen wäre, die sowohl den liberalen Kreisen der „zivilen Opposition“ als auch den konservativen der „Wehrmacht“ annehmbar gewesen wäre.

★

Im Zusammenhang mit unseren Untersuchungen über die Beweggründe und die geistig-politischen Zusammenhänge der Widerstandsgruppen ist uns von dem Verfasser des im Tagesspiegel zitierten Artikels der englischen Zeitschrift „The Round Table“ ein Brief zugegangen, der in deutscher Uebersetzung lautet:

„Am 26. Januar veröffentlichten Sie einen ‚Kreis des Gedankens‘ betitelt Artikel von Walter Gong über Briefe, die Helmuth von Moltke kurz vor seinem Tode schrieb, und die zum ersten Male im Juni 1946 in der englischen Zeitschrift ‚The Round Table‘ veröffentlicht wurden. Als Autor der Einleitung in dem betreffenden Heft las ich Herrn Gongs Ausführungen mit großem Interesse und möchte heute mit Ihrer gütigen Erlaubnis zu dem Thema vom englischen Standpunkte aus ein paar Worte sagen.

Es ist richtig, daß aus den in ‚The Round Table‘ angeführten und von Ihnen zitierten Gründen Moltke und seine Anhänger sich jedem Versuche, Hitler durch den üblichen Staatsstreich zu beseitigen, widersetzen. Sie hielten das nationalsozialistische Regime für so fest gegründet, daß jeder Versuch, es von innen her zu stürzen, ihnen von vornherein aussichtslos erscheinen mußte. Sie sahen nicht nur das Unternehmen, sondern auch seine Urheber gefährdet, womit ihrer Meinung nach die Chancen eines späteren Erfolges, wenn einmal die äußeren Ereignisse die Zeit für eine Aktion reif gemacht hätten würden, beeinträchtigt oder sogar gänzlich zunichte gemacht worden wären. Aber es wäre ein großer Fehler, wollte man in dieser Haltung mangelnde Entschlossenheit oder politischen Unverstand erblicken. Im Gegenteil, gerade der Entschluß, nicht zu tun, was quasi auf der Hand lag, beweist, daß diese Männer einen starken Willen und klare Köpfe besaßen. Und man darf nie vergessen, daß die Passivität ja nicht die Ultima Ratio für sie war. Sie hielten es von Anfang an für richtig und notwendig, Widerstand zu leisten; nur glaubten sie, dieser Widerstand müsse fürs erste mehr praktische Formen annehmen, das heißt sich auf Aktionen konzentrieren, die geeignet waren, den gegen Einzelpersonen gerichteten Terror des Regimes abzuschwächen. Die Zeitschriften ‚The Round Table‘ und ‚Neue Auslese‘ haben einiges von dem berichtet, was Helmuth von Moltke und sein Kreis in dieser Richtung getan haben, und ich wünsche, es würde von allen denen beachtet und zitiert, die ihn als einen bloßen ‚Kreis des Gedankens‘ abtun möchten.

Die Tragödie des 20. Juli liegt meines Erachtens darin, daß das ganze Unternehmen verfrüht war, durch seine Erfolglosigkeit die Situation eher trübte als klärte und diejenigen, die so lange auf den ‚günstigen‘ Moment gewartet hatten, des Lebens und damit der Möglichkeit, später mit besserem Erfolge zu handeln, beraubte. Deutschland hätte bestimmt besser abgeschnitten, wären die Opfer des 20. Juli zu dem Zeitpunkt, als der Vormarsch der Alliierten auf Rhein und Oder günstigere Bedingungen geschaffen hatte, noch am Leben und in der Lage gewesen, ihre Pläne auszuführen.

Und noch etwas muß gesagt werden. Moltke und seine Freunde hielten es, wie erwähnt, für ausgeschlossen, daß das Hitler-Regime ohne Hilfe von außen zu Fall gebracht werden könne. Diese Ansicht mag richtig gewesen sein. Trotzdem muß man dem deutschen Volke einen Vorwurf daraus machen, daß es nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, sich aufzulehnen. Gerade eben weil so wenig Deutsche geneigt waren, etwas zu unternehmen, um den Nationalsozialismus zu beseitigen, mußten diejenigen, die tatsächlich Widerstand leisten wollten, ohnmächtig nach fremder Hilfe Ausschau halten. Hätte es in Deutschland genügend Menschen gegeben, die nur annähernd die Ueberzeugungstreue und den Mut der Männer aus dem ‚Kreis des Gedankens‘ besessen hätten, wäre ein Widerstand im normalen Sinne von innen her durchaus möglich gewesen. Allerdings fragt es sich, ob es unter solchen Umständen überhaupt je zu einem ‚Dritten Reich‘ gekommen wäre.“

★

Nachwort der Redaktion: Der letzte Satz des Briefes ist derjenige, der sowohl vom ausländischen wie vom deutschen Standpunkte aus das Richtige trifft. Nachdem es einmal über jenen anderen 20. Juli, den des Jahres 1932, zum 30. Januar 1933 gekommen war, bestand für die Zukunft nur noch geringe Aussicht dafür, daß das Regime anders als durch einen verlorenen Krieg gestürzt werden könne. Die hauptsächlichsten Führer der republikanisch-demokratischen Organisationen waren sofort geflohen; die Gewerkschaften wiegten sich in dem Glauben, sie könnten auch unter Hitler ihre — wie Leipart vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund im Februar 1933 plötzlich entdeckte: stets unpolitisch gewesen — Rolle spielen; die Masse der Arbeiter war zermürbt, entmutigt und fügte sich, soweit sie nicht schon vorher für den Nationalsozialismus zu optieren begonnen hatte, in das anscheinend Unvermeidliche. Es zeigte sich, daß die meisten von ihnen vorher gar nicht aus politischen Gründen, sondern aus solchen des Gefühls und der persönlichen Unzufriedenheit der einen oder anderen Partei angehört hatten, so daß viele der wildesten Kommunisten über Nacht die Fahne wechselten. Den Rest besorgte die nationalsozialistische Propaganda, die die Arbeiterschaft mit steigendem Erfolg umwarb und sich außerdem auf die Scheinkonjunktur stützte, die sie den deutschen Kriegsvorbereitungen und der überwältigenden Friedenssehnsucht der übrigen Nationen verdankte. Von diesem Augenblick an gab es nur noch Möglichkeiten für eine nationalsozialistische Opposition. Zweifellos lagen im Jahre 1934 die Dinge so, daß, wenn Wilhelm II., wie weiland Napoleon von Elba, aus Holland gekommen wäre, Stahlhelm und Reichswehr ihm zugefallen und die Nationalsozialisten von der monarchistischen Woge hinweggespült worden wären. Ob daraus für Deutschland Besseres hätte entstehen können, ist sinnlos zu fragen.

Nach dem Juni („Röhmputsch“) und erst recht nach dem August 1934 (Hindenburgs Tod) hatte nicht einmal mehr die Generalität, die fast ungerührt Schleicher hatte hinhinrichten lassen, irgendeine moralische Kraft. Hitler trug sie empor. Im Kriege vergrößerte jeder Sieg mit Hitlers Aussichten auch die übrigen. Der englische Einsender meint, die Aktion gegen Hitler hätte eher gelingen können, wenn damit gewartet worden wäre, bis die Alliierten an Oder und Rhein standen. Er übersieht das Zusammenwirken unzähliger Faktoren, die ihr dann erst recht im Wege gewesen wären. Als die Alliierten an Oder und Rhein standen, waren Chaos und Zerstörung in Deutschland schon so weit fortgeschritten, die Menschen aller Gruppen schon so sehr in alle Winde verstreut, daß, wie jede Organisation, auch die des Widerstandes unmöglich geworden war. Eine andere Frage ist — wir haben sie schon früher aufgeworfen und bejaht — ob das äußerste Delirium des totalen Krieges vermieden worden wäre, hätte das mißglückte Attentat den Nationalsozialisten nicht neuen Auftrieb gegeben. Eines aber ist sicher: wenn man mit dem englischen Einsender bemängeln will, daß das deutsche Volk (das in seiner Mehrheit mindestens vom Kriege genug hatte) sich nicht um jene Ueberzeugungstreuen Männer wie Helmuth von Moltke geschart hätte, so mußte vorher festgestellt werden können, daß die Verbindung gesucht wurde. Ein paar Gewerkschaftsführer genügen nicht. Diese Widerstandsbewegung hatte sechs Jahre existiert, ohne daß sie aus ihrer Splendid isolation herausgetreten wäre. Das Volk erfuhr von ihr erst, als das „großdeutsche“ Radio mit beinahe religiösem Pathos verkündete, daß die Vorsehung an dem „Führer“ ein rettendes Wunder getan habe.

Botschafterin Berlins

HJK. KAPSTADT, im April

Staatsoberhaupt, Kabinettsmitglieder, Diplomaten, Abgeordnete, Wirtschaftler, Behördenchefs, Offiziere, Studenten und Journalisten aller Zeitungen waren unter ihren Zuhörern, vor denen sie in den Städten der Südafrikanischen Union vom Schicksal der Berliner seit 1945, von ihrem Alltag, ihren Leistungen, ihrer Haltung in Krisenzeiten und ihren Zukunftsproblemen im Schatten der russischen Drohung berichtete. Diskussionen erweiterten diese Vorträge, dazu Gespräche im kleinen Kreis mit dem Außenminister, den Chefredakteuren oder Parteiführern. Millionen wohl lasen ihre Interviews, die englische und bürische Zeitungen oft an hervorragender Stelle veröffentlichten und die den Kommentatoren wiederum Stoff zu Betrachtungen über die deutschen Gegenwartssorgen lieferten.

Die Botschaft Berlins, die die Gräfin Dr. Freya von Moltke auf dieser Reise verkündete, hatte kaum eine bessere Interpretation finden können. Im Vortrag dieser eminent gescheiten Frau, die komplizierte internationale Politik begreiflich zu machen versteht, ohne jedes überflüssige Wort und zugleich doch mit soviel Wärme und Ueberzeugungskraft, steht der Freiheitsbegriff unserer Lebensform am Anfang, im Mittelpunkt und am Ende. Ihr Mann, Graf Helmuth James von Moltke, hat im Januar 1945 für diese Freiheit sein Leben gegeben.

Frankfurter 6.4.59
Allgemeine

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

N

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr. H. v. zur. Mühlen

④ Berlin-Halensee
Kurfürstendamm 145

Interview mit Frau Eva Olbricht.

ihrer Tochter Rosemarie und Schwiegersohn Fr. Georgi

am 8. April 1948 in Berlin.

Zur Person General Olbrichts : Friedrich Olbricht, geb. am 4.10.1888 in Leisnig bei Grimma/Sachsen, Sohn des Mathematikprofessors Richard O., besuchte in Bautzen das humanistische Gymnasium, an dem er auch 1906 die Reifeprüfung ablegte. Im gleichen Jahr trat er als Fahnjunker in das Inf. Rgt. 107 in Leipzig ein und wurde im gleichen Regiment, dem er bis zum Weltkrieg angehörte, 1908 Leutnant. Der Ausbruch des Weltkrieges verhinderte die bereits vorgesehene Kommandierung zur Kriegsschule. Zunächst nahm Olbricht am Weltkrieg als Regimentsadjutant teil und fand dann als Generalstabsoffizier im Stabe des XIX. Armee Korps, der Garde-Reserve-Division und schliesslich im Stabe der vom Generaloberst v. Sinen befehligten 3. Armee Verwendung. Nach dem Waffenstillstand wurde er nach Leipzig kommandiert, von wo aus er organisatorisch an der Rückführung der sächsischen Truppen aus dem Westen und mit Demobilisierungsaufgaben befasst wurde. In Leipzig hat Olbricht zum ersten Male in grösserem Rahmen seine ausgleichenden Fähigkeiten unter Beweis stellen können, die seine Vorgesetzten veranlassten, ihn als Vertreter der militärischen Dienststellen in die verschiedensten Kommissionen und Schlichtungsausschüsse zu entsenden, in denen er durch seine Verhandlungsbegabung und das ihm eigene, stark entwickelte psychologische Fingerspitzengefühl auch mit den Kommunisten fertig zu werden verstand. Nach Beendigung der Demobilisierung des XIX. A.K. wurde Olbricht auf ein Vierteljahr zum sozialdemokratischen Oberpräsidenten Hörsing nach Magdeburg kommandiert. Von 1920 (Sommer) bis 1924 gehörte Olbricht dann als Generalstabsoffizier dem Stabe der 4. Division in Dresden an, dem damals auch Hans Oster angehörte. Bis zum Februar 1926 war Olbricht dann Komp.-Führer im Inf. Rgt. 10 in Dresden, dessen Kommandeur damals Alexander Frh. v. Falkenhausen war, mit dem Olbricht seit dieser Zeit in Verbindung geblieben ist. Im Februar 1926 wurde Olbricht an die Abteilung 13 (fremde Heere) des Reichswehrministeriums versetzt, der er bis zum Herbst 1931 angehörte. Mit der Arbeit in dieser Abteilung waren Auslandsreisen verbunden und ein reger Verkehr mit ausländischen Offizieren. Im Herbst 1931 kehrte Olbricht als Batl.-Kdr. in das Rgt. 10 zurück, dem er bis 1933 angehörte, um in diesem Jahr Chef des Generalstabs des IV. A.K. zu werden. Am 1.10.36 zum Generalmajor befördert, übernahm er im Herbst 1938 die 24. Division in Chemnitz. Im Frühjahr 1939 Generalleutnant geworden zog er an der Spitze dieser in den Polenfeldzug und erhielt als 4. das Ritterkreuz zum EK. Nach dem Polenfeldzug lag er mit seiner Division im Vorfeld des Westwalls und übernahm vor dem Frankreichfeldzug das Allgemeine Heeres-Amt (AHA) in Berlin und wurde im Frühjahr 1940 zum General d. Infanterie befördert. Für die Übernahme der Leitung des AHA, das einen grossen Teil der Funktionen des früheren Kriegsministeriums in sich vereinigte, war Olbricht schon vor dem Kriege vorgesehen worden.

Widerstandarbeit : Wenn Olbricht mit seiner konspirativen Arbeit begonnen hat, vermag Frau O. nicht zu sagen, weil es kaum möglich sein dürfte eine klare Linie zu ziehen, hinter der die Verschwörung begann. Mit Generaloberst Beck, der 1931 in Dresden stand, hat Olbricht seit dieser Zeit laufend in Verbindung gestanden, auch Witzleben stand damals in Dresden, zu dem Olbrichts Verbindung aber lockerer war. Als die Frage der Rehabilitierung des Generalobersten Frh. v. Fritsch aufgeworfen war und ein Kollektivschritt der Kommandierenden Generale und der Chefs der Generalstäbe der A.K.'s in Aussicht genommen wurde, erschienen zum vorgesehenen Termin in Berlin nur 6 der Kommandierenden Generale, wohl aber der überwiegende Teil der Chefs, darunter auch Olbricht, der anscheinend auch an der Vorbereitung dieser Aktion irgendwie beteiligt gewesen ist. Der Schritt bei Hitler unterblieb damals, vornehmlich auf Betreiben General

v. Leichenau's, da die erschienenen Herren für eine Repräsentation des Heeres als nicht genügend angesehen wurden. Ob General Olbricht an den Umsturzplänen des Herbstes 1938 beteiligt gewesen ist, liess sich nicht klären. Frau Olbricht glaubt es nicht, während Herr Georgi auf Grund einiger Indizien glaubt annehmen zu können, dass sein Schwiegervater um diesen Plan gewusst haben müsste. In Berlin stellte Hans Oster gleich nach dem Eintreffen Olbrichts zur Übernahme des AHA die Verbindung wieder her, die nach Osters Ausscheiden aus der Reichswehr abgerissen war. Durch Oster ist Olbricht dann auch in ständigem Kontakt zur Abwehr geblieben. Die Verbindung zu Admiral Canaris selbst war nicht sehr eng, weil Olbricht Canaris Persönlichkeit nicht recht lag und er ihn "distanziert" beurteilte. Sehr eng wurde Olbrichts Verbindung in Berlin zu Beck, dessen wirklich vornehme Persönlichkeit und dessen abgewogenes, dazwischen aber auch schneidend scharfes Urteil über Menschen Olbricht sehr schätzte. Die Verbindung wurde auch neben allem Persönlichen sehr eng, weil Beck seine gesamten militärischen Informationen von Olbricht bezog, dessen "Lagekarte" die einzige Beck noch zugängliche war.

Durch Oster ist Olbricht auch mit Gisevius in Verbindung gekommen, der immer bemüht war, Verbindungen zu hohen militärischen Stellen zu erhalten und von Oster "herumgereicht" wurde. Gisevius ist auch wiederholt Gast im Hause Olbricht gewesen, "ein sehr bequemer Gast, denn wenn er sich um 8 hinsetzte, begann er zu reden. Er hörte erst auf, wenn er dann nachts um 1 aufbrach. Man brauchte gar nicht recht hinzuhören, denn er hörte sich sicher ebenso gern reden, wie er sich jetzt gern schreiben sieht." Frau O. weist nachdrücklich darauf hin, dass Gisevius keinesfalls eine so zentrale Position gehabt habe, wie er es heute darstellt, und auch von Beck mit einiger Reserve beurteilt worden ist. Durch Gisevius ist die Verbindung Olbrichts zu Halldorf hergestellt worden, über dessen Charakter man sich klar war, den man aber als Polizeipräsidenten für die Pläne dringend brauchte, auch wenn man ihn nicht schätzte.

Die Verbindung zu Goerdeler bestand schon zur Zeit, als Goerdeler noch Oberbürgermeister in Leipzig war. Damals schon hat Goerdeler häufig Olbricht aufgesucht, der damals Chef des Generalstabs des IV. A. K. in Dresden war. Diese Verbindung wurde ergänzt durch den gesellschaftlichen Verkehr, da Olbricht durch seine Repräsentationspflichten häufig nach Leipzig kam. Nachdem Olbricht das AHA übernommen hatte, war Goerdeler oft mit seinen Sorgen bei ihm, auch persönlichen um seinen Sohn. Die Verbindung zu Beck und Goerdeler war stets sehr eng. Auch Popitz lernte Olbricht in Berlin kennen und hielt zu ihm Verbindung wie zu verschiedenen anderen Herren, weil das AHA nicht nur für die Verschwörer sondern auch sonst die militärische Zentralstelle in Berlin war, bei der sehr viele Fäden zusammenliefen und viele Persönlichkeiten des zivilen Lebens ihre Sorgen abbluten konnten, private wie auch politische. Dazu kam noch, dass Olbricht immer schon einen besonderen Einfluss auf Personalfragen ausgeübt hat, schon als Hauptmann in der Division, ebenso auch in allen seinen späteren Stellungen, oft weit über den ihm gesteckten dienstlichen Rahmen hinaus, weil er es besser als viele andere Militärs verstand, die Menschen psychologisch richtig zu behandeln.

Olbricht übernahm das AHA von Fromm, der es eigentlich aufgebaut und mit dessen Wachsen sein eigenes Steigen auf der Rangleiter verbunden hat. Fromm ist nach dem ersten Weltkriege nicht mehr aus Berlin und den Stabsstellungen herausgekommen, hat seit dieser Zeit kein Truppenkommando mehr gehabt. Er war ein organisatorisch sehr befähigter Bürooffizier, den Olbricht schon lange kannte und wegen seines Charakters ablehnte. Er sah in Fromm einen immer irgendwie unzuverlässigen Menschen, der niemals zu einem persönlichen Einsatz bereit sei. Olbricht und Stauffenberg haben versucht Fromm für die Verschwörung zu gewinnen, ohne jedoch die letzten Karten ihm gegenüber aufzudecken. Fromm wusste - ohne die letzten Ziele zu kennen - so um die Verschwörung, konnte sich aber niemals zu einer eindeutigen Haltung durchringen. Sein schnelles Handeln am 20.7.44 gegen Olbricht, Stauffenberg usw. sollte ihm einmal ein Alibi schaffen, vor allem aber die Zeugen beseitigen, die um sein Wissen um die Verschwörung

wussten. Durch dieses schnelle Handeln hat er - nach Frau Olbricht - den Erschossenen ungewollt Gutes angetan, da er sie so dem Henker entzog.

Bei der Übernahme des AHA übernahm Olbricht auch Fromm's ehemaligen Adjutanten v. der Lancken, der ihm bei seiner Arbeit eine gute Stütze war. Chef des Stabes war zuerst Köhler, der dann bei Fromm Chef wurde und schliesslich eine Kav.Div. erhielt. Köhler war ein unausgeglichener Charakter, hing sehr an Fromm, sah wie dieser die dünnen Stellen im System genau, war aber bewusst wie sein Nachfolger Reinhardt nur Soldat und allen Versuchen, sie zu gewinnen, unzugänglich. Soweit sich Frau Olbricht entsinnen kann, ist v. d. Lancken von Olbricht in die Verschwörung gezogen worden. Im Stabe von Olbricht sass zunächst auch Meichner, der später zur Organisations-Abt. übertrat. Ferner waren Bernardis, der junge Havessen, Hagen, Herfurth und Busso Thoma im AHA tätig, während Hptm. d. Res. Kaiser von seinem Weltkriegskameraden Fromm in dessen Stab geholt worden war.

Stauffenberg kannte und schätzte Olbricht schon von früher. Er hatte schon lange die Absicht, ihn zu sich heranzuziehen, weil er ihn für besonders befähigt hielt. Er war sehr ungehalten, als er hörte, dass Stauffenberg aus der Org. Abt. nach Italien versetzt worden war und veranlasste nach Stauffenbergs Verwundung sofort dessen Transport per Flugzeug aus Afrika nach München, interessierte sich für dessen fortschreitende Genesung und holte ihn dann als Nachfolger Reinhardts als Chef seines Stabes nach Berlin. Als Stauffenberg dann Chef bei Fromm wurde, kam als sein Nachfolger Merz v. Quirnheim zu Olbricht.

Die Pläne zur Unterdrückung innerer Unruhen wurden zunächst von Meichner im Herbst 1942 so umgearbeitet, dass sie auch für die Verschwörer brauchbar wurden. Damals führten sie noch nicht den Decknamen "Walküre". Die "Walküre" ist dann von unten her noch oben suggeriert worden und hat von oben dann das Placet erhalten. Das war notwendig, weil im eigentlichen Unternehmen "Walküre" ein Zusammenwirken zweier Wehrmachtsteile (Heer und Luftwaffe) vorgesehen war. Ganz auf die Notwendigkeiten eines Umsturzes zugeschnitten wurde dann der Plan durch die Umarbeitung, die Stauffenberg vornahm.

Beck hatte die Absicht, sich nur für das Übergangsstadium nach dem Tage X zur Verfügung zu stellen. Sobald eine stabile neue Regierung nach der Übergangszeit das Heft fest in der Hand hielt, wollte er sich zurückziehen.

Im Kreise um Olbricht ist - soweit sich Frau Olbricht erinnern kann - vorwiegend über die militärische Seite des Umsturzes gesprochen worden, weniger über die politischen Fragen, die damit zusammenhängen.

- - - - -

Bemerkung : Frau Olbricht spricht über die Rolle ihres Mannes mit fühlbarer Zurückhaltung, weil sie - nach einer Mitteilung ihres Schwiegersohnes - befürchtet, es könne der Eindruck entstehen, dass sie ihren Mann in den Mittelpunkt zu schieben trachte. Die Unterhaltung mit Frau Olbricht wird demnächst fortgesetzt, da sie fraglos zu Einzelfragen noch viel sagen kann.

V. z. M.

PRO MEMORIA

ÜBER DEN DEUTSCHEN GENERALSTAB.

Wesen und Aufgabe des Generalstabs entspricht es, nicht im Rampenlicht öffentlicher Betrachtung zu stehen. Dies galt für den Deutschen sowie für die Generalstäbe anderer Mächte. Auch ist ihre Arbeit eine zu ernste und auf den höchsten Notfall ihres Landes zu geschnittene, sodass sie sich gemeinhin öffentlicher Polemik fernhalten müssen.

Diese Auffassung behielte für den ehemaligen Deutschen Generalstab auch nach dem Zusammenbruch des Reiches Gültigkeit, wenn er nicht davor stünde, in Nürnberg als "Verbrecher-Organisation" in Permanenz festgelegt zu werden. Es bleibt damit keine innermilitärische Angelegenheit und geht nicht nur die Fachleute, sondern die zu Gericht sitzenden Völker ebenso wie die Bürger des eigenen Landes an.

Zu offensichtlich sind die verbrecherischen Handlungen einzelner Vertreter des Generalstabes im Sinne des in Nürnberg zu Grunde liegenden Kriegs- und Menschenrechtes, als dass sie zu verteidigen wären. Ebenso offensichtlich ist aber auch, dass mit einer Verurteilung in corpore den Trümmern des Deutschtums einer der wenigen Aktivposten verloren gehen würde, den es vor dem Forum der Welt noch besitzt. Das macht diese Darlegungen notwendig.

Diese Behauptung mag auf den ersten Blick befremden, zumindest verwundern. Die Begründung dafür ist, dass die Öffentlichkeit in Friedenszeiten nur geringe Kenntnis vom Generalstab hatte. Die Masse stand ihm fremd gegenüber. Nun nach dem Zusammenbruch ist die Kritik schnell und scharf zur Hand. Das ist verständlich und würde allein noch keine Meinung herausfordern. Wenn es aber gilt, ein Urteil für die Geschichte, das sonst erst nach Jahrzehnten ernster Forschung gefällt würde, jetzt zu verkünden, so kann nicht verwehrt werden, dass vor dem Schicksalspruch des Gerichtes das Für und Wider sachlich abgewogen wird.

Vorwürfe gegen den Generalstab gibt es mehr als genug. Gerechte und ungerechte. Sie entsprechen dem Zeitgefühl. Wer sich freimachen kann von der gefühlsmässigen Einstellung gegen diese Einrichtung des ehemaligen Heeres und der hier aufgezeigten Entwicklung eine irreführende et studio folgt, wird vielleicht zu einer unabhängigeren Einstellung dem Generalstabe gegenüber kommen. Diesem Ziel dient dieser Aufsatz. Er ist in gleicher Weise für den ehemaligen Feind wie für die eigenen Landsleute geschrieben.

Mit der Einführung des Generalstabes in Deutschland zur Zeit der Freiheitskriege - wenn sich auch schon bei Friedrich dem Zweiten Ansätze dazu zeigen - trat praktisch eine Teilung der Befehlsgewalt ein. Die freiheitlichen Grundsätze der französischen Revolution hatten der autokratischen Führungsform auch im Heer eine Grenze gesetzt. Die Mitverantwortlichkeit des Chefs des Generalstabes legte dem Befehlshaber eine Bremse an. Seine Pläne und Anordnungen waren Ueberlegung und Kritik - dies begriff die Mitverantwortlichkeit in sich - ausgesetzt, ehe sie durchgeführt wurden. Es ist nicht ad hoc konstruiert, wenn man diese Tätigkeit des Generalstabes eine demokratische nennt

nannt. Diese "Ehe" war keine immer reibungslose. Der Einspruch und die Bedenken der Führungsgehilfen rissen oft den Befehlshaber von stürmischem Tun zu besonnener Massnahme. Es sollen hier nicht in Einzelfällen die jeweiligen Motive des Einspruchs untersucht werden. Wichtig ist, festzuhalten, dass das Vorhandensein eines verantwortlichen Generalstabes das Recht auf Kontrolle und Kritik in sich schloss. Der militärische Usus, dass der Befehlshaber auf Durchführung seines Willens bestehen konnte, spricht nicht dagegen. Dem verantwortlichen Generalstabsoffizier blieb dann immer der Weg, seine Auffassung und sein Amt niederzulegen. Die Kriegsgeschichte kennt Beispiele dafür. In der Mehrzahl der Fälle aber wird sich die überprüfende und abwägende Arbeit des Generalstabes der Idee des Kommandierenden aufgeprägt haben.

Nicht selten hat der Deutsche Generalstab in den vergangenen hundert Jahren für sein Land eine Schlacht durchdacht und überlegen geführt. Das steht am Besten in den Büchern der ehemaligen Feinde zu lesen.

Was brachte den Generalstab zu dieser Stellung? Welche Fehler hatten seine Vertreter? Welche Eigenschaften zeichneten sie aus? Die exakte Beantwortung dieser Fragen füllte ein Buch, das zu schreiben im Hinblick auf den Zeitpunkt des Unterganges des Generalstabes noch verfrüht ist. Das Wesentliche sei kurz zusammengefasst:

Durch strenge Auslese wurde eine sehr begrenzte Anzahl von Soldaten ausgewählt, die sich durch scharfen Verstand, klaren Charakter und grosse Selbstlosigkeit abzeichnete. Dass die Auslese auch Nieten zog, ist menschlich. Dass Eitelkeit, Strebertum, Ueberheblichkeit zu finden waren, wird nicht geleugnet. Nichts ist vollkommen. Der grösste Teil der durch die langjährige Ausbildung gelaufenen Offiziere überragte jedoch die anderen um Vieles. Die Erziehung zum selbständigen Denken, zur "Sich selbst nichts vormachen" formte Persönlichkeiten, die ihre Meinung zu vertreten wussten.

Der Generalstäbler war naturgemäss "Militarist" in dem Sinne, dass die Vorbereitung seines Landes auf den Ernstfall, den Krieg, sein Beruf war. Seine Forderungen mussten dahin gehen, dass diesem Umstand von der Führung des Staates Rechnung getragen wurde.

Der Generalstäbler war nicht Militarist im Sinne plan- und sinnloser Angriffe ohne Ziel und Aussicht. Alles Improvisieren war ihm verhasst, weil er Gründlichkeit und Sauberkeit zur Unterlage seines Wissens zu machen gelernt hatte. Neudeutsche "Kern"sprüche wie: "Unmögliches möglich machen", "die Truppe muss von fanatischem Hass gegen den Feind gerückt sein" sind nicht auf seinem Boden gewachsen. Das System des "in den Tod Jagens um jeden Preis" war ihm fremd. Man muss es in jahrelangem Generalstabsdienst erlebt haben, wie mit der Unsinnigkeit solcher Befehle des grössten Feldherrn aller Zeiten und seiner Trabanten gerungen wurde im Truppengeneralstab, wie mancher dieser Befehle einfach unter den Tisch fiel, weil das Gewissen ihn nicht trug, weil er in dem Lehrbuch eines anständigen Soldaten nicht verzeichnet war.

Von einem Militarismus, der von der Uniformierung der Zehnjährigen über die pseudo-militärischen Aufmärsche von Hunderttausenden, über das Nachäffen ernster militärischer Formen wie Frontabschreiten bei jedem Kaninchenzüchtertreffen und die jedes wahre Soldatentum entstellenden Riesenparaden auf Asphalt von stundenlanger Dauer zum

- 3 -

blutigen Ernst obiger sinnloser Maxime führte, hat sich der Generalstab immer abgesetzt und sie als unwürdig eines Volkes wie des Deutschen empfunden.

Von einem Militarismus des "Immer feste druff" musste sich der Generalstab abwenden, da er die Möglichkeiten und die wirklichen Verhältnisse kannte. Dass der Leitsatz des Älteren Moltke: Erst Wagen, dann Wagen! trotzdem so oft in den vergangenen Kriegsjahren verletzt wurde, davon wird noch zu reden sein.

Es gehört zum Arbeitsgebiet des Generalstabes, schon im Frieden Angriffs- und Abwehrpläne für alle Grenzen vorzubereiten. Daraus kann ihm kein Vorwurf erwachsen. Erst die Auslösung durch eine verantwortungslose Aggressionspolitik macht diese Pläne zu Verbrechen. Hierbei wird von Aussenstehenden leicht die Einflussmöglichkeit des Generalstabes auf die Staatsführung überschätzt. Der Generalstab wird immer nur Handlanger bleiben - besonders in einer Diktatur, wo die Schergen die Durchführung jeder Anordnung zu überwachen bzw. erzwingen pflegen.

Diesem vom Generalstab abgelehnten Militarismus gegenüber stand ein Soldatentum, das unter den vergangenen Verhältnissen nur im Verborgenen blühte, weil es das Tönen und Säbelrasseln mied. Im vordersten Graben war es ungestört zu finden. Es offenbarte sich nicht im Hockenknellen und "Heil Hitler"-Grüssen. Es zeigte sich in der stillen Befolgung der Soldatenworte: "Ich dien'" und "mehr sein als scheinen" - immer im Vertrauen darauf, dass das, was Pflicht genannt wurde, zu Recht geschah.

Auch der vom Regime nicht angekränkelte Generalstab lebte diesem Soldatentum. Dieses wird heute mit dem Militarismus zusammen verdammt. Vielleicht wird eine spätere Geschichtsschreibung es wieder vom Militarismus trennen. Wichtig ist nur, zu erkennen, dass dieses freiheitlich denkende Soldatentum seinen Lebenshauch erhielt von einem hannoverschen Bauernsohn: Scharnhorst. Und dass dieser Scharnhorst im Jahre 1806 preussischer Generalstabschef war.

Von da führte der Weg über Gneisenau, der weder seinem Armeeführer Blücher noch seinem König ein bequemer Untergebener war, zu dem Feldmarschall Moltke. In diesem weisen, abgeklärten Mann hat der Generalstab seine Vollendung gefunden. Ein Leben voller Studien und Arbeit an sich selbst. Ein Leben voller Kenntnis fremder Völker und Lebensbedingungen. Ein Leben, dessen Bilder und Ereignisse er, in meisterhafter Sprache geschrieben, uns hinterlassen hat. Und am Abend dieses Lebens, mit der Ueberlegenheit des Alters und einer auf solidem Können gegründeten Verantwortung drei kurze Feldzüge, die in klaren bis ins Kleinste durchdachten Operationen den Frieden herbeiführen. Es steht hier nicht zur Entscheidung, inwieweit diese Kriege politisch glücklich und zu wünschen waren. Dass sie als Feldzüge Meisterlösungen gewesen, wird selbst der politische Gegner nicht leugnen können. Wer aber dieses Soldatenleben mit über 90 Jahren als Landmann in Kreisau ausklingen sieht mit keinem anderen mehr als dem einen Wunsch, "einen Baum wachsen zu sehen", der weiss, dass hier Handwerk längst zum Künstlertum wurde. Vor allem aber, dass dieses Leben nicht unernste Soldatenspiellerei, sondern wirkliches Soldatenleben erfüllte, dem auch der Gegner die Achtung nicht versagte.

-4-

Dem Deutschland der Jahrhundertwende wird oft der Vorwurf gemacht, dass Byzantinertum keine freie Meinung aufkommen liesse. Die Forderung zu selbständigem, unabhängigen Denken und eigener Verantwortung liess jedoch den damaligen Generalstabschef, Graf Schlieffen mit seiner sachlichen, aber schneidenden Kritik an Fehllösungen auch vor der Person des Monarchen nicht halt machen. Das war gute Tradition des Generalstabs.

Dieser kurze Blick in die Geschichte des Generalstabes kann gerade im Hinblick auf das, was wir erlebten, nicht abgeschlossen werden ohne eine Betrachtung der Soldaten, die dem Generalstab zwischen den beiden Weltkriegen ihr Gepräge gaben. Sie wurden in der Republik oft angefeindet. Mancher Parlamentarier jener Tage wird im Hinblick auf das, was kam, ihnen einen Teil seiner Feindschaft abgeben.

Die ersten beiden Generalstabsoffiziere, die von einer demokratischen Neugestaltung des deutschen politischen Lebens zutiefst überzeugt waren, waren die Schwaben Groener und Reinhardt. Beide waren zu ihrer Zeit Chefs des Generalstabes. Der erzieherische Einfluss des Letzteren war ein bedeutender. Die nach dem 20. Juli 1944 ermordeten Generalstabsoffiziere von Witzleben, Beck und Olbricht waren aus seiner Schule hervorgegangen.

Von diesem geht der Weg zu dem Preussen Seeckt. Dessen kühlen Aeusseren stiess nur den ab, der ihn nicht kannte. Er hatte, ähnlich wie Moltke, ein Leben im Generalstab verbracht. Als Generalstabschef auf fast allen Kriegsschauplätzen des ersten Weltkrieges kannte er den Krieg bis in seine letzten Grenzen. Er wusste, dass Deutschlands neuer Weg in den Kreis der Völker nur durch einen langen Frieden zu sichern war. So schulte er das kleine, festgefügte Heer für den Fall, dass Deutschland gezwungen würde, seine Grenzen zu schützen. Es wurde Seeckt vom Ausland und wird ihm jetzt von Deutschen vorgeworfen, dass er durch den hohen Ausbildungsstand des Heeres die Aufrüstung Hitlers erst ermöglicht hätte. Seeckt forderte in der Tat viel: Das Einzige, was in dem kleinen Rahmen zu tun blieb. Konnte er wissen, dass sein gehütetes Schwert zu so schändlichem Tun missbraucht werden würde?

Als der Generaloberst verabschiedet war, sprach er als Reichstagsmitglied und auf Reisen in Deutschland und im Ausland, besonders in England, immer wieder über die Aufgabe des Reiches, als Mittler zwischen Ost und West seine Mission friedlich zu erfüllen. Natürlich hoffte auch er, dass Ostpreussen einmal eine Verbindung zum Reich bekäme. Aber in diesem Wunsche wusste er sich mit anderen Deutschen von links bis rechts einig. Was aber die Deutsche Republik diesem General, der ein typischer Vertreter des Generalstabes war, nicht vergessen darf, ist seine scharfe Verurteilung der jungen Offiziere und Fähnriche, die am 9. November 1923 sich vom Rechtsradikalismus verleiten liessen, ihren Eid zu verletzen. "Es ist das erste Mal, dass ich vor Meuterern stehe" waren seine Worte.

Und zum anderen darf diesem General nicht vergessen werden, dass er in den Jahren 1920/23 zweimal die vollziehende Gewalt aus den Händen des Reichspräsidenten Friedrich Ebert empfing und sie nicht eine Stunde länger behielt, als sein Auftrag - Wiederherstellung der Ruhe im Lande - erforderte. Bei der Stellung, die der Generaloberst von Seeckt damals in der Reichswehr und in führenden

- 5 -

Kreisen hatte, wäre es ihm mit Sicherheit gelungen, eine Militärdiktatur zu errichten. Es wurde ihm dies auch nahegelegt. Erig war seine Ablehnung. Sein Verantwortungsbewusstsein und seine innerste Überzeugung liessen ihn sich als Sachwalter der Demokratie seines Landes fühlen. Darüberhinaus war sein Verhältnis zum damaligen Reichspräsidenten ein ausserordentlich korrektes. In jenen Tagen setzte man sich noch nicht gewissenlos über Schranken, wie die des persönlichen Anstandes hinweg. Was aber ausschlaggebend war für den kritisch und sachlich prüfenden Generalstabler Seeckt, war die Erkenntnis, dass aller Umsturz, komme er von welcher Seite auch immer, das Staateschiff nur auf Strand setzen würde, das mit viel Mühe und ernster Arbeit eben flott gemacht war. - Mag dem Generaloberst von Seeckt, der schon 1926 ausgeschieden, auch nach 1933 noch eine militärische Ehrung zuteil geworden sein - die sich im Übrigen der ihn tief verehrende Generaloberst Freiherr von Fritsch ausgedacht hatte und nicht Hitler - seine innere Einstellung zum "Dritten Reich" lag seit seiner Bekanntschaft mit dieser Bewegung im Jahre 1923 fest. Freunde wissen davon, mit welcher ernster Besorgnis er am Abend des laut tönenden Tages von Potsdam in die Zukunft sah.

Seeckt hatte den zweiten Weltkrieg nicht erlebt. Aber die Tatsache, dass einer seiner engsten Mitarbeiter und nachmaliger Biograph, der Chef der Heeresarchive, General von Rabenau, mit zu den Gemordeten nach dem 20. Juli 1944 gehört, lässt keinen Zweifel darüber, wo der Generalstabsoffizier Seecktscher Prägung gestanden hat.

Ein weiterer Angehöriger des Deutschen Generalstabes muss hier genannt werden, der auf der Schwelle zum "Dritten Reich" gestanden hat und dessen tiefe Bedeutung für unsere Entwicklung wohl nur einige nach dem blutigen 30. Juni 1934 ahnten, der aber sonst ein Unbekannter blieb: Kurt von Schleicher, der letzte Kanzler der Deutschen Republik. Es soll hier nicht untersucht werden, ob seine Betreuung mit diesem Amt eine glückliche war. Es bleibe auch dahingestellt, ob der General ein sympathischer Mann gewesen ist. Aber eins steht fest: Dieser kluge, gewandte, politisch sehr begabte Generalstabsoffizier hatte wie vielleicht selten einer den Scharlatan Hitler ganz frühzeitig erkannt. Er wurde von dem Gedanken, geradezu gepackt: Alle anderen, aber den nicht! So wurde er Reichskanzler in der festen, fast verzweiferten Hoffnung, mit dem ihm befreundeten Gregor Strasser, dem grossen Gegenspieler Hitlers und den noch gut organisierten und aufbauwilligen Gewerkschaften die Katastrophe in letzter Minute abzuwenden. Dass dies für eine Übergangszeit hätte mit Hilfe der Truppe geschehen müssen, lag in den Machtverhältnissen bedingt. Sein Versuch blieb ohne Erfolg. Der grosse Reichspräsident versagte sich ihm. Er ernannte Hitler zum Kanzler. Dieser hat den General geheisst und ihn als einen der ersten am 30. Juni 1934 am Schreibtisch mit seiner Frau ermorden lassen.

Unter dem Sarge Kurt von Schleichers auf dem Dahlemer Waldfriedhof ging - entgegen einer Weisung des "Führers" - als einziger Offizier in Uniform der Generaloberst von Hammerstein, vormals Generalstabschef und dann Chef der Heeresleitung. Dies war mehr als ein mutiger Akt der Kameradschaft. Es war ein deutliches Zeichen, wo

der

der Generalstab mit seiner Auffassung stand und wie sehr er die Methoden des "Tausendjährigen Reiches" schon im ersten Jahre seines Bestehens ablehnte. Es wurde es in der Reichskanzlei auch verstanden.

Aus der vorstehend aufgezeigten Entwicklung erhellt, dass Hitler bei Antritt seiner Diktatur in dem festgefügt Truppenamt des Reichswarministeriums und den Führerstabsoffizieren der Wehrkreise - die Bezeichnung "Generalstab" war durch den Versailler Vertrag untersagt - eine Mauer der Ablehnung vorfand, zumindest weitgehender Skepsis begegnete. Ausnahmen wie der damalige General von Blomberg und sein Chef, der Oberst von Reichenau, bestätigten die Regel. Hitler erkannte auch mit dem sicheren Instinkt ewigen Argwohns, dass diese Phalanx einer geschlossenen, nur mit Tatsachen rechnenden Geisteshaltung eine Gefahr für ihn und sein System bedeutete. Logisches Denken und Erziehung zur kritischen Beurteilung waren Gift für den Unlogiker Hitler. Seine Massnahmen liefen Gefahr, von dem kühnen Verstande dieser Offiziere zerpfückt zu werden. Das nährte seinen Hass. Vorerst schützte den Generalstab noch der Nestor dieser Einrichtung, der Feldmarschall-Reichspräsident. Mit seinem Tode wurde der Weg dann frei, den Generalstab "gleichzuschalten."

Der Generalstab war auch im Heer nicht populär. Mit der wachsenden Durchdringung der Armee mit nationalsozialistischem Gedankengut wurde er sogar verhasst bei den Truppenführern, die selbst nicht Generalstabsoffiziere, durch den Aufbau des Heeres rasch in höhere Stellungen kamen, ohne ausreichende Vorbildung hierfür zu haben. Diese wurde oft durch weltanschauliche Zuverlässigkeit ersetzt. So fand Hitler gerade in jenen Offizieren Verbündete bei der von ihm betriebenen Entnervung des Generalstabes.

Andererseits brauchte er den Generalstab für seinen Aufbau - und, wie wir jetzt wissen, für seine Kriege.

Bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde auch der Generalstab unter seinem alten Namen wieder ins Leben gerufen. Es sollte ein Generalstab Hitlers werden, der ihm allein gefügig war. Dieser Versuch misslang im Grossen. Die Begründung dafür ist leicht ersichtlich. Die für den Generalstabsdienst notwendigen geistigen Qualitäten mussten den Generalstabsoffizier mit verbundenen Augen in den Stand setzen, die innere Hohlheit der Diktatur zu erkennen, den Schein vom Sein zu unterscheiden. Es kann nicht geleugnet werden, dass es Generalstabsoffiziere gab, die unter dem Deckmantel des "Nur Soldat sein Wollens" mit Scheuklappen durch den Tag gingen. Es gab auch Karrieremacher. Zur Ehre des Generalstabes sei gesagt, dass diese schnell erkannt und gezeichnet wurden.

Es muss aber auch gestanden werden, dass neben der klaren Erkenntnis, welchen Gefahren das Reich zusteuerte, bei einer Weiterentwicklung der nationalsozialistischen Politik in Europa, das handwerkliche Schaffen des Generalstabes weiterlief. Es war sein Beruf.

Der Heeresaufbau war die erste Etappe. Es muss ausdrücklich festgelegt werden, dass das Tempo hierzu die Politik bestimmte. Der Umfang der Aufrüstung ging sehr bald über das Mass hinaus, das der Generalstab für tragbar und nützlich hielt. Der Generalstab wusste, dass eine

- 7 -

eine Armee organisch wachsen und sorgsam aufgebaut werden muss. Der schärfste Vertreter dieser Auffassung war der Chef der Heeresleitung, Freiherr von Hammerstein. Er verliess den Dienst, als er die Aussichtslosigkeit seiner Einwände bei dem Volksführer Hitler erkannte. Dieser und die ihm hörige Clique wussten es besser. So wurde der Generalstab ständig unter Druck gehalten.

Das Gewissen des Heeres, und als seines Kopfes auch des Generalstabes, war seit 1934 sein Oberbefehlshaber, Freiherr von Fritsch, dessen erster Berater und persönlich enger Freund der Chef des Generalstabes, Beck. Beide Männer haben, gegen den völlig ergeben eingestellten Reichskriegsminister und dessen Gehilfen Keitel, in einem zermürbenden Kampf die Positionen des Heeres den Zugriffen parteilicher Forderungen und weltanschaulicher Einflüsse gegenüber verteidigt. Mancher General erlag damals dem "Charme" des Demagogen. Diese beiden in keinem Augenblick. Hitler wusste das. Er fühlte solche Ablehnung immer. So musste die Spitze des Heeres im Februar 1938 einer gemeinen Intrige zum Opfer fallen. General Beck aber sagte Hitler so offen und eindeutig seine Auffassung über dessen militärische und politische Utopien ins Gesicht, dass seine Stellung nicht zu halten war. Er konnte die Verantwortung für das, was er vorbereiten sollte, nicht tragen und ging. Die berauschte deutsche Öffentlichkeit nahm damals wenig Notiz von dieser Entwicklung. Nur wenige begriffen diese Warnung. Umso wichtiger ist es, sie heute dem Vorwurf des Auslandes entgegenzustellen, es hätte keine offene und mannhafte Kritik gegen das "Universalgenie" gegeben. Der Generalstab war einer dieser unerhittlichen, nicht locker lassenden Kritiker und Frondeure, ja Feinde der Hitlerschen Wahnpolitik, als diese sich mit Riesenschritten von der Bahn rechtlicher und sachlicher Auffassung entfernte.

Der Nachfolger Beck's wurde der Bayer Halder. Hitler ohne Einschränkung ablehnend, hat er mit Übernahme seiner Stellung in einer Zeit, wo die Masse des Volkes und auch des Heeres dem "Führer" gläubig folgte, die Beseitigung der Machthaber für erforderlich gehalten, um den Frieden zu sichern, d.h. das Reich vor dem Untergang zu bewahren. Er ging darin so weit, durch Vermittlung eines seiner alten Generalstabsoffiziere über einen Vertrauten den Lord Robert Vansittart am 2. September 1938 warnen zu lassen, dass Hitler unbelehrbar und zu allem entschlossen sei; dass es jetzt an den Westmächten liege, einen energischen Riegel vorzuschieben. Man muss die Himmlersche Überwachungssperre über die Heeresleitung damals erlebt haben, um zu würdigen, was ein solcher mutiger, aus Verantwortung seinem Lande und, man darf es wohl sagen, Europa gegenüber gefasster Entschluss für den Chef des Deutschen Generalstabes bedeutete. Man wird aber auch die Enttäuschung verstehen, die General Halder erfüllte, als er und die um ihn zur Tat entschlossenen Generalstabsoffiziere weder in München noch in Godesberg etwas von einem "Riegel vorschieben" merkten. "Mars regiert die Stunde" hat Halder in jenen Tagen resigniert gesagt.

Gleichlaufend mit diesen Bemühungen, den Frieden zu erhalten, ging die

die mühsame Arbeit des Generalstabes in den Wehrkreisen, wo in oft aussichtsloser Position gegen die unrechtlichen Übergriffe der örtlichen politischen Machthaber angegangen wurde - ohne Rücksicht, ob es "oben" genehm war oder nicht. Es sei als Beispiel von vielen angeführt, dass es Generalstabsoffiziere waren, die im Jahre 1935 die unmenschlichen Quälereien an pommerschen Arbeitern, Pastoren und Besitzern im berüchtigten Konzentrationslager "Vulkan-Werft" in Stettin zur Sprache brachten und damals den preussischen Ministerpräsidenten zwangen, diesen Zustand abzustellen. Die Fälle liessen sich beliebig erweitern, wo der Generalstab sich als das Gewissen des deutschen Volkes gegenüber dem Terror bewährt hat.

Man kann dem Generalstab vorwerfen, dass er bei solcher klaren Erkenntnis hätte den Dienst verweigern, den Terror organisieren, zum Mord schreiten müssen. Diese Forderungen auszusprechen ist nur der berechtigt, der in ähnlich schwerer Lage sich bewährt hat. Kaum einer der sie aufstellt, hat in solcher Lage gestanden. Darüberhinaus muss eingestanden werden, dass der Generalstab auf Grund seiner Überlieferung weder den Mord noch den Terror gelernt hatte. Er war den Methoden des Neo-Germanentums nicht gewachsen. Wenn dieser für seine ethische Einstellung und Erziehung sprechende Punkte als Schuld gewogen werden soll, so sei es.

Ein Generalstabsoffizier hat einmal die Art des Kampfes und die Situation des Generalstabes den Machthabern gegenüber treffend, aber drastisch - nur so wirkt sie - bezeichnet: Man kann nicht Florett fechten, wenn der Gegner mit Dreck schmeisst! In diesem Bekenntnis zum Florettfechten liegt die ganze Tragik des Generalstabes, zugleich aber auch seine Ehre begriffen.

Wie gefährlich die Machthaber, vor allem Hitler und Himmler, die geistige Einstellung des Generalstabes des Heeres einschätzten, zeigt ihre Ablehnung eines Wehrmachtgeneralstabes. Sie mussten urteilen, dass der Geist der Sachlichkeit und kritischen Prüfung dann auch auf Waffen-SS und Luftwaffe - die Kriegsmarine bleibe bei dieser Betrachtung aus dem Spiel - übergreifen und den "revolutionären" Schwung dieser neuen Waffengattung lähmen würde. Nur brausende, vorurteilslose Optimisten waren dort erwünscht. Damit soll nicht gesagt werden, dass es in der Luftwaffe keine klarsehenden Generalstabsoffiziere gegeben hätte. Der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, Jeschonnek, war ein solcher - und schoss sich tot.

Nachdem es der Leitung des Generalstabes nicht gelungen war, den Krieg zu verhüten, musste ihr daran liegen, den vom Staatsoberhaupt vom Zaun gebrochenen Feldzug so schnell wie möglich zu beenden. Dass die Operationen des Heeres dieser Forderung in Polen, Frankreich und zu Beginn des Russlandfeldzuges Rechnung trugen, kann nicht bestritten werden.

In dem Augenblick, wo die politischen Forderungen die Kriegsmassnahmen zu bestimmen begannen, kam es zu fortlaufenden Zusammenstößen. Die Ratschläge und Wünsche der Strategen Rosenberg und Ribbentrop setzten sich beim Feldherrn durch. Die Reichsführung SS gewann immer grösseren Einfluss. Die sachlichen, auf wirkliche Kenntnis der Verhältnisse gründenden Auffassungen des Generalstabes waren unerwünscht. Sie atmeten keinen Optimismus, sondern zogen klare Bilanz. Hitler und die ihm hörige Führungsgruppe hörte lieber die frisch-fröhlichen Berichte von der gläubigen Front.

- 9 -

In diesem zermürbenden Kampf schieden viele für ihre Überzeugung Eintretende Generale und Generalstabsoffiziere aus; im Herbst 1942 auch der Chef des Generalstabes, Halder. General Zeitzler wurde sein Nachfolger. Die Kriegsführung wurde nun zum offenen Wahnsinn.

Wie es an oberster Stelle ging, so ging es an manchen Stellen der Truppe. Wenn dort auch die einsichtigen Führer überwogen, so gab es doch genug vom Wahn des "ersten Feldherrn aller Zeiten" befallenen Truppenführer, die die abwägende Beurteilung ihrer Generalstabsoffiziere und deren Mahnung zu steifem Nacken nach oben verwarfen. "Immer feste druff" war die Parole solcher Führer.

Der Generalstab ist in der übergrossen Mehrzahl seinen Weg weitergegangen und hat sich in seiner Haltung nicht irre machen lassen.

Der Generalstab hat die unritterliche, komödienhafte Szene im Salonwagen von Compiègne aus innerster Einstellung abgelehnt.

Der Generalstab hat die vom OKW befohlene Aktion "Morgenröte" - Operieren mit Soldaten in feindlicher Ausrüstung - scharf verurteilt und ihren Einsatz lange hinausgezögert.

Der Generalstab hat klar gegen die menschenunwürdige und rechtswidrige Behandlung der sogenannten Volksdeutschen und ihrer Familien Stellung genommen - im Jahre 1943 noch durch die beachtliche Denkschrift des Obersten i.G. Berger von der Organisationsabteilung des Generalstabes.

Der Militärbefehlshaber im Generalgouvernement Polen, Generaloberst Blaskowitz, stellte mit seinem Generalstabe der verbrecherischen Ausrottung der polnischen Bevölkerung durch den Generalgouverneur Frank harten Widerstand entgegen - er musste gehen.

Der Generalstab hat die Führeranordnung in Russland über die Erschiessung der Kommissare sabotiert, solange erkonnte.

Der Generalstab hat bis 1943 den Bestrebungen Himmlers standgehalten, dass auch Truppen des Heeres sich an den "Liquidierungen" beteiligen sollten.

Der Oberstleutnant i.G. Graf Pückler hat vor dem Ende Stalingrads in schonungsloser Weise vor den Quartiermeistern der 6. Armee einem Abgesandten des OKH den Unsinn Hitlerscher Kriegsführung vorgeworfen.

Der Kommandeur der Kriegsakademie, General Weckmann, und einer seiner Lehrer, der Oberst i.G. von der Chevallerie, haben im Frühjahr 1943 den Schülern der Kriegsakademie gegenüber die verbrecherische Art der Kriegsführung offen und mutig verurteilt in Anwesenheit von SS-Offizieren.

Der Oberst i.G. von Bonin, Chef der Operationsabteilung im Generalstab, nahm auf eigenen Entschluss die Front von Warschau zurück, um diesem Blutbad ein Ende zu machen - er kam als Totgeweihter ins Konzentrationslager und wurde nur durch ein Wunder errettet.

Der Oberstleutnant i.G. Graf Rittberg hielt Hitler auftragsgemäss Vortrag über die Lage an der Front und knüpfte daran sein eigenes Urteil über den verlorenen Feldzug - er wurde erschossen.

Der Chef der Heeresgruppe Südwest, General Roettiger, mit dem Obersten i.G. Pretzell und Moll war die Seele eines kühnen und aussichtreichen Unternehmens, durch das noch in letzter Stunde der jetzt in Nürnberg fehlende Hauptangeklagte lebend in die Hand genommen und dem Gegner überstellt werden sollte. Hitler entzog sich diesem Geschick, in dem er in Berlin blieb.

Die befohlenen Massnahmen zur Liquidierung der beiden in Gefangenschaft befindlichen französischen Generale Weygand und Giraud wurden von Generalstabsoffizieren verhindert.

Diese Beispiele lassen sich um sehr viele vermehren. Sie werden nicht genannt, um Namen herauszustellen. Sie sind aber ein Symptom für die Gesinnung und Erziehung zur wahren Verantwortung, die in diesen Reihen überwog. Sie sind ein Beweis dafür, dass es noch ein tätiges, waches Gewissen gegen die Untaten und Unsinnigkeiten der Reichsführung gab. Dass der Generalstab nicht mehr tat, bleibt seine Schuld, ihn aber bei dieser erwiesenen Einstellung als "verbrecherisch" bezeichnen zu wollen, erscheint gewagt, ja ungerecht.

Je mehr der Generalstab in seiner Prognose und mit seiner passiven Resistenz recht behält, desto grösser wurde Hitlers persönlicher Hass gegen diese Organisation. Er sah in ihm immer mehr das Gewissen der Führung. Dies musste zerschlagen werden. "Ich werde den Generalstäblern die roten Streifen herunterreißen" ist zwar in angeheitertem Zustand von Hitlers Adjutanten Schmuntz gesagt worden, aber es ist die wahre Stimme seines Herrn. So befahl dieser 1942 eine völlige Umstellung des Generalstabes. Starke Verbreiterung des Nachwuchses in den unteren Stellen trat ein. Nicht mehr hervorstechende militärische Begabung allein, sondern vor allem weltanschauliche Zuverlässigkeit wurde gefordert. Vorbildung als Führer in der Hitlerjugend war erwünscht. Die Ausbildung wurde stark verkürzt. Die Führung der Division sollte in der Mehrzahl in die Hände von ganz jungen Truppenführern mit hohen Auszeichnungen gelegt werden, die sich von dynamischem Schwung der Weltanschauung tragen liessen. Der NSFO (National Sozialistischer Führungs Offizier) sollte den Generalstabsoffizier vom Stuhl des ersten Gehilfen des Truppenführers auf den des Schreibers verdrängen. Durch diese Verflachung sollte zumindest in den unteren Stellen die unsichtbare Phalanx des Widerstandes gegen die geniale Kriegsführung des Feldherrn gebrochen werden.

Es spricht für den Geist des Generalstabes, dass er eine grosse Anzahl des jungen Nachwuchses der Front in sich aufzog und zu logischem Denken erzog. Nur wenige blieben weiter unbelehrbar.

Im Winter 1942 kam ein persönlicher Befehl Hitlers über die Verteidigung heraus, der in so schauderhaftem Deutsch verfasst war und solchen Unsinn enthält, dass ein Quartaner damit schwerlich versetzt worden wäre. Da wurde manchem noch "gläubigen" Generalstabsoffizier der letzte Zweifel genommen.

Der Generalstab hielt sich im Grossen von dem Geist, der das Heer weitgehend verseucht hatte, rein.

Mit Feldherrenerscheinungen wie Schörner, mit Generalen wie Balck und dem

- 11 -

dem in Italien erschossenen General Dostler verband ihn nichts. In Blomberg und Keitel sah er die Totengräber des Heeres. Die Darstellung des als Kämpfer bekannten Generalobersten Jodl blieb ihm unverständlich. Gestalten, wie die Generale Warlimont und Reinecke, der die weltanschauliche Verseuchung in unwürdigster Form betrieb, versohnte er.

Über den ehemaligen Feldmarschall von Brauchitsch als Mensch und Generalstabsoffizier nach seinem schamlosen Artikel über den 20. Juli 1944 im Völkischen Beobachter, zu dem er als zur Ruhe gestellter Offizier keinerlei Veranlassung hatte, auch nur ein Wort zu verlieren, erübrigt sich. Er hat sich selbst gerichtet.

Der Generalstab blieb im Herzen weiter Seecktscher Prägung und sah in dem verabschiedeten Generaloberst Beck seinen lautersten und edelsten Vertreter.

So tat der Generalstab weiter seinen Dienst in der festen Hoffnung, dass gemeinsame Erkenntnis aus den eigenen Reihen zu befreiender Tat führen würde. Diese Tat geschah viel zu spät und schlug fehl. Damit war auch das Durchhalten des Generalstabs wertlos geworden. Seine grosse Chance, Retter seines Volkes zu werden, war vertan. Ihm blieb nur, dem Schicksal des Heeres verkettet, mit dem Reich unterzugehen.-

Um den Aufstandsversuch vom 20. Juli streiten schon jetzt vielerlei Meinungen. Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Tat glücklich gewählt war, ob das Unternehmen Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Die wirkliche Antwort auf diese Frage hätte nur die gelungene Tat selber geben können. Alles andere bleibt Hypothese. Diese trifft in Unkenntnis der Dinge oft nicht den Kern. Für vorliegende Darlegungen aber muss in diesem Zusammenhang festgehalten werden: Der unermüdliche Antreiber und überlegen kluge politische Praktiker der Widerstandsbewegung war unbestritten der Leipziger Oberbürgermeister Dr. Karl Goerdeler. Zum geistigen Haupt der verschiedenen Widerstandsgruppen hatte sich immer mehr der ehemalige Generalstabschef Beck herausgeschält. Zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte war der edle, abgeklärte Feldmarschall von Witzleben bestimmt. Der Wille zur befreienden Tat selber aber kam aus dem Generalstab - und zwar aus seiner jüngeren Generation. Es ist kein Zufall, dass der Mann, der die Bombe warf, ein Sohn Schwabens war, wo gesundes demokratisches Denken zu den Grundlagen politischer Erziehung überhaupt gehört. Und es ist kein Zufall, dass Graf Klaus Schenk von Stauffenberg und seine Freunde Generalstabsoffiziere waren, die die Schande untragbar brannte, dass ein volksfremder Tyrann im Namen der Deutschen sein Land knechtete, Europa zerstörte und Unrecht an Unrecht, Grausamkeit an Grausamkeit reihte. So bleibt diese Tat unbeschadet ihres Misslingens - eine solche der Sühne auch für manches Unrecht, zu dem der Generalstab geschwiegen, dem er sich nicht hat widersetzen können.

Es ist in Deutschland beinahe zur Manie geworden, nachweisen zu wollen, dass man immer gegen Hitler gekämpft hat. Die Beweise dafür sind oft recht fadenscheinige.

Diese Zeilen wurden daher nur zögernd geschrieben. Sie wollen den Generalstab nicht einreihen unter jene, die ihre Unschuld unter Beweis zu stellen suchen. Aber sie wollen dartun, wie diametral ent-

entgegengesetzt den rechtlosen und zerstörend machtpolitischen und weltanschaulichen Lehrsätzen der bisherigen Machthaber Deutschlands die Gesinnung und Erziehung des Deutschen Generalstabes gewesen sind. Sie wollen ins Gedächtnis rufen, dass ein Viertel der aus dem Führungskreise des Umsturzversuches vom 20. Juli qualvoll Gemordeten Generalstabsoffiziere gewesen sind. Und diese Niederschrift will davor warnen, im Zustand berechtigten Hasses gegen den Faschismus den Stab über eine Organisation zu brechen, die als eine von wenigen Hitler vor und während seines Auftrittes auf die Bühne der Politik klar erkannt hatte, vor ihm warnte, seinen Methoden Widerstand leistete und schliesslich aus ihren Reihen, in voller Verantwortung und Überzeugung, den Attentäter stellte.

Der Deutsche Generalstab gehörte nach dem Zusammenbruch des Reiches zu den Toten und wird nicht wieder erstehen - dafür wird der ehemalige Feind sorgen.

Aber das Gericht wird über seinen Tod hinaus seine Stellung vor der Geschichte festlegen. Daher drängt die Feder, hier manches aufzuzeichnen, was sonst noch lange ungesagt geblieben wäre. Der Vorwurf der Opportunität entfällt, denn dem Schreiber dieser Zeilen hat Hitler's Wut die "roten Streifen heruntergerissen" und er gehört zu den Geächteten. Das Gewissen des Deutschen Generalstabsoffiziers jedoch blieb und damit die Verpflichtung, zur Klärung der Wahrheit das Seine zu tun.

Es wird hier kein Grablied auf eine vermeintliche "reaktionäre" Einrichtung des Deutschen Heeres gesungen-gerade das war der Generalstab nicht. Der Generalstab aber darf nicht mit einer Belastung in die Geschichte eingehen, die seiner Geisteshaltung geradezu widerspricht.

Die unter Anklage stehenden einzelnen Generalstabsoffiziere sind kein Beweis dafür, dass der Generalstab in corpore verbrecherisch war. Wenn diese die ihnen durch Erziehung und Überlieferung gegebenen Auffassungen verletzt, mögen sie abgeurteilt werden.

Der ehemalige Generalstab will dem Teil Verantwortung nicht ausweichen, der bei der Verurteilung des nationalsozialistischen Regimes auf ihn entfällt. Seine ehemaligen Angehörigen werden sowie alle deutschen Männer und Frauen einen ganz neuen Weg in ein schweres, arbeitsvolles Leben gehen müssen. Aber sie wollen alles getan sehen, dass der Fluch des Verbrechens von ihnen genommen wird, gegen das viele ihrer Kameraden mit dem Einsatz ihres Lebens gekämpft haben.

Der deutsche Generalstab wendet sich vor seinem Urteilspruch nicht an die Generalstäbe der ehemals feindlichen Armeen, die wie er nur eins kennen: Das Wohl ihres Landes. Er weiss, dass es für Deutsche auf lange Zeit hinaus keine Kameradschaft über die Grenzen hinweg geben wird. Solche Versuche wären unwürdiges Anbieten, das der Feind verachten, das uns selber schaden würde. Aber da er in seiner Geisteshaltung als verbrecherisch abgeurteilt werden soll, kann er an der geschichtlichen Erinnerung nicht vorbeigehen, dass es einer der Seinen war, der deutsche General Wilhelm von Steuben, der dem grossen Präsidenten Amerikas, George Washington, half, eine freiheitlich denkende, doch in seinem Geiste geschulte Armee zu schaffen.

- 13 -

Der Generalstab mag in der öffentlichen Meinung unserer Tage kritisiert und abgelehnt werden - das steht in der Demokratie jedem frei.

Das Deutsche Volk will mit grossen Teilen heute auch von seinen Soldaten nichts wissen.

Es sollte jedoch mit seinen ehemaligen Soldaten zusammen nicht vergessen, dass zu einer Zeit, da es sich willenlos dem Taumel betörender Feste und Siegeszüge hingab, in eben diesem Generalstab für den Frieden, für das Recht und die Rettung des Reiches von der Herrschaft Unwürdiger gearbeitet, erbittert gerungen und - gestorben wurde.

gez. Oster.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Einige Angaben über Art und Umfang meiner Mitwirkung bei der Vorbereitung des politischen Umsturzversuches (20. Juli 1944).

Alexander v.
[Alexander v.]

Als Generalstabsoffizier I c des XI. Armeekorps war ich 1937/38 für das Aufgabengebiet "Abwehr" (Erkundung und Abwehr) dem Chef des Amtes Ausland/Abwehr, Admiral Canaris, unmittelbar unterstellt.

Im Zusammenhang mit der Empörung, die das Vorgehen Hitlers gegen den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst v. Fritsch auslöste, (4. Februar 1938), hatte ich durch verschiedene Berichte und Vorschläge offensichtlich das besondere Vertrauen des Admirals erworben.

In Erwartung eines negativen Ausganges der Verhandlungen Hitlers mit dem britischen und französischen Aussenminister - München 1938 - war ein geschlossenes Vorgehen der 12 Kommandierenden Generale des Heeres gegen Hitler vorgesehen. Ich erhielt von Admiral Canaris den Auftrag, den Kdr. General des XI. Armeekorps, General der Artillerie Ulex, und andere Ältere Offiziere in Hannover, für diesen Plan zu gewinnen. Von diesem Zeitpunkt ab (1938) gehörte ich der Widerstandsbewegung an. Ich stand von nun ab in ständiger Verbindung mit Canaris und seinem Stabschef, General Oster, die mich laufend über die weiteren Pläne und Erwägungen für einen politischen Umsturz mit rückhaltlosem Vertrauen unterrichteten.

Mein Verhalten in Hannover 1938 löste den ersten höchstgefährlichen Angriff gegen mich aus. Ein fanatischer, intelligenter SS-Mann hatte in einem Brief an den Kommandierenden General Ulex meine "politischen Umtriebe"

- 2 -

geschildert und meine sofortige Entlassung aus der nationalsozialistischen Wehrmacht und gerichtliche Aburteilung gefordert. Der SS-Mann drohte mit Anzeige bei der obersten SS-Führung, falls der Kommandierende General nicht innerhalb von 8 Tagen in der geforderten Weise gegen mich vorgehen würde. Obgleich der General Ulex über meine "politischen Umtriebe" genau informiert war, mußte ich nach Lage der Dinge auf das Schlimmste gefaßt sein. Die Anzeige konnte schliesslich durch ausserordentlich mutiges Verhalten des Generals Ulex, der sich dadurch selbst erheblich belastete, unterdrückt werden.

Die Gründe und die Erwägungen des Admirals Canaris, die zu meiner Ernennung zum Kommandeur der Division Brandenburg führten - 1.1.1943 - sind im Antrage selbst geschildert (Ziff. I, 3).

Gleich bei meiner Meldung in Berlin im Januar 1943 hat mich Canaris beauftragt, die neue Division so vorzubereiten, daß sie ab Mai 1943 bei dem geplanten politischen Umsturz zur Besetzung Berlins und zur Ausschaltung der SS-Artillerieschule in Jüterbog eingesetzt werden könne. Damit war mir eine Aufgabe zugewiesen, die eindeutig zeigt, in welchem Umfange meine Mitwirkung geplant war.

Oberst Graf Stauffenberg hat mit mir gemeinsam an meinem Schreibtisch den Divisionsbefehl für die Besetzung Berlins am Tage des Umsturzes aufgesetzt. Dieser Befehl lautete:

1. Adolf Hitler ist tot !
2. Es folgten 2 Ziffern über die Bildung einer provisorischen Reichsregierung unter Beck. Ziele, Absichten, erste Maßnahmen.

Dann folgten Einzelanordnungen für die Besetzung Berlins.

Dieser Befehl wurde viele Monate vor dem 20. Juli 1944 in 3 Exemplaren ausgefertigt und von mir unterschrieben.

Die persönliche Mitarbeit von Stauffenberg an diesem Befehl war notwendig, weil die ersten Ziffern meines Befehls den gleichen Wortlaut haben mußten wie zahlreiche andere

Anweisungen, die Stauffenberg vorbereitet hatte.

Meine volle Unterschrift war notwendig, weil Tag und Stunde der Auslösung des Umsturzes nicht vorausszusehen waren. Da ich mich des öfteren auf Reise befand, mußte die Ausgabe dieses Befehles notfalls auch während meiner Abwesenheit möglich sein. Ein Exemplar dieses Befehles behielt ich. Das zweite Exemplar legte Stauffenberg in seinen Panzerschrank. Das dritte Exemplar erhielt Generalfeldmarschall von Witzleben, der es in ein Buch einer großen Bibliothek bei Freunden versteckte. Es bedarf keiner Erläuterung, was mich erwartete, wenn die Gestapo diesen Befehl gefunden hätte.

Im Frühjahr 1944 wurde ich vom Feldmarschall Keitel mit Arrest bestraft, kurz darauf als Kdr. der Div. Brandenburg abgelöst und zum Kdr. der 50. Inf.Div. an dem gerade zusammenbrechenden Mittelabschnitt der Ostfront ernannt.

Folgendes hatte sich zugetragen:

- a) S.A.-Obergruppenführer Kasche hatte berichtet, daß ich (irgendwo auf dem Balkan) gesagt habe: " Den Krieg betrachte ich für 100%ig gewonnen, wenn Deutschland in den Grenzen von 1937 erhalten bleibt " (Defaitismus schlimmster Sorte).
- b) Der Leiter der Gestapo, SS-Obergruppenführer Kaltenbrunner, hatte Keitel berichtet, daß ich trotz des Verbotes mit dem politisch höchst verdächtigen und deshalb bereits abgelösten General Oster - bisher Stabschef bei Canaris - in ständiger Verbindung stehe. Agenten der Gestapo hatten mich häufig nachts, in Zivil, beim Betreten und Verlassen der Wohnung des Generals Oster beobachtet. Die Aufrechterhaltung dieser Verbindung war aber für mich im Rahmen des erhaltenen Auftrages notwendig. Über das Risiko dieser nächtlichen Besuche ^{bei} ~~von~~ Oster war ich mir natürlich klar.
- c) Ich hatte dem Oberstrichter Dr. Roeder einen Faustschlag in das Gesicht versetzt.
Dr. Roeder hatte bis dahin die Vernehmung des bereits verhafteten Reichsgerichtsrates Dr. v. Donahny geleitet. Canaris fürchtete, daß der schwerkranke Dr. v. Donahny in

der Haft schliesslich doch zusammenbrechen und "auspacken" würde. Canaris befand sich deshalb in ständig zunehmender Sorge. Verschiedene Versuche des Admirals, diese Gefahr zu beseitigen, waren gescheitert.

Dr. Roeder hatte durch eine bestimmte Äusserung einen Vorwand für mein persönliches Einschreiten gegeben. Canaris hoffte, ^{dann} die gesamte bisherige Vernehmung des Dr. v. Donahny durch Dr. Roeder für ungültig erklären und neu aufrollen zu können. Auf diese Weise sollte Dr. v. Donahny aus der Gestapohaft befreit und zugleich die Gefahr einer vorzeitigen Aufdeckung des gesamten Umsturzesplanen beseitigt werden. Bevor Canaris mir diesen höchst ungewöhnlichen Auftrag erteilte, hatte er beim Heeresrichter Dr. Sack (später hingerichtet durch den Strang) ein Gutachten darüber eingeholt, was mich dieser Faustschlag kosten würde. Die Auskunft des Heeresrichters Dr. Sack lautete auf "sofortige Ablösung als Divisionskommandeur und Bestrafung bis zu 9 Monaten Festungshaft". In einer dramatisch verlaufenen nächtlichen Unterredung in Zossen bei Berlin hat mich Canaris (später hingerichtet durch den Strang) im Beisein der Abteilungsleiter Abwehr I und Abwehr II, Oberst Hansen (später hingerichtet durch den Strang) und Oberst v. Freitag (später Selbstmord vor der Verhaftung) beschworen, diesen Auftrag anzunehmen. Zugleich erklärte er mir, daß ich die von Dr. Sack vorausgesagten Folgen eines Faustschlages in Kauf nehmen müsse. Er wäre nicht in der Lage, mich zu decken, im Gegenteil würde er (aus Tarnungsgründen) mein Vorgehen offiziell "mißbilligen".

Nach einem Art Abschiedsbrief an meine Frau flog ich am nächsten Tag in das Quartier des Dr. Roeder und habe dort das dem Admiral gegebene Versprechen eingelöst. Feldmarschall Keitel, höchst erregt, hielt mir nun in Gegenwart von Hitlers Adjutanten, General Schmudt, eine lange Strafpredigt. Die wahren Gründe für den Faustschlag konnte ich - wie mit Canaris verabredet - mit einer angeblichen Beleidigung meiner Division durch Dr. Roeder tarnen.

Nicht der Faustschlag, sondern der Bericht über meine nächtlichen Besuche bei Oster und die sich hieraus ergebende Schlußfolgerung, daß ich bereits von der Gestapo beschattet wurde, besorgten Keitel am meisten. Keitel, der im Grunde in seiner Strafpredigt wohlwollend war, forderte (zu meiner Rettung) eine endgültige Trennung zwischen dem General Oster und mir. So kam es zu meiner Versetzung und Ernennung zum Kdr. der an der Ostfront stehenden 50. Division.

Den 20. Juli 1944 erlebte ich auf diese Weise in Rußland und entging so der ersten Liquidierungswelle. Die absolut sichere Verhaftung war aber von nun an stündlich zu erwarten. Eine ganze Reihe meiner früheren Kameraden in ähnlicher Lage haben damals Selbstmord verübt. Ich hatte noch Gelegenheit, kurz meine Frau zu sprechen. Wir beschlossen, der weiteren unausbleiblichen Entwicklung der Dinge nicht auszuweichen. Bald darauf wurde ich zunächst wegen "Defaitismus und mangelnden Glaubens an den Führer und den Endsieg" als Kdr. der 50. Inf.Div. abgelöst. Ich hatte allerdings zu dieser Begründung reichlich Anlaß gegeben. Dann folgte die erwartete Verhaftung. Die sofortige Anlegung von Handfesseln war das untrügliche Zeichen dafür, daß ich als sicherer Anwärter für den Strang betrachtet wurde.

Alle meine damaligen Vorgesetzten und Kameraden, mit denen ich in Vorbereitung des Umsturzes zusammen gearbeitet habe, wurden hingerichtet.

Meines Wissens bin ich aus der militärischen Gruppe der Widerstandsbewegung um Beck, Canaris, Oster, Olbricht, Stauffenberg der einzige heute noch lebende frühere General, der trotz Haft und Fesseln wie durch ein Wunder der Liquidierung entgangen ist. Insoweit besitze ich einen gewissen "Seltenheitswert". Ich bin daher auch nicht in der Lage, Zeugen für diese Einzelangaben zu nennen. Ich darf aber auf die eidesstattlichen Erklärungen hinweisen, die als Beweismaterial bereits dem Herrn Bundesminister der Finanzen seit 1951 vorliegen. Es sind die Erklärungen

des Staatsministers a.D. Dr. Josef Müller, des Generals der Bundeswehr Graf Kielmansegg, des Ministerialdirektors Wirmer, Bundesministerium für Verteidigung, des Rechtsanwalts Fabian v. Schlabrendorff, des Oberstleutnants der Bundeswehr Achim Oster und des Majors a.D. Miescke. Müller, Kielmansegg und Schlabrendorff waren zeitweise meine Zellennachbarn. Ich nehme an, daß diese eidesstattlichen Erklärungen eine genügende Bestätigung meiner Angaben darstellen.

Aus allen bitte ich, zu entnehmen, daß ich aus politischer Überzeugung und auf freiwilligen Entschluß ab 1938 ein risikoreiches, spannungsreiches und aufreibendes Leben geführt habe, ganz abgesehen von meinem Einsatz als Soldat an den Fronten zweier Weltkriege mit 3 Verwundungen.

Auszug aus dem Brief von Dr. Helmuth Rhenius, Hamburg-Hochkamp, v. 25.10.1946
an Frau Ricarda Huch.

.....

Ich glaube, wie wenige ein Recht zu haben, über Planck zu sprechen, umfaßte unsere Freundschaft doch eine Spanne von vollen 40 Jahren. Sie begann in der Quarta des Joachimstalschen Gymnasiums in Berlin im Winter 1904. Ihr erstes Aufkeimen ist einer der Augenblicke aus meiner Kindheit, denen die Zeit nichts an Frische der Erinnerung und an immer erneutem Nacherleben des Augenblicks genommen hat. Nach einem Streit, in dem wir an die Kraft und die Schnelligkeit unserer Fäuste appelliert hatten, reichten wir uns, plötzlich des Streites überdrüssig, impulsiv zur Versöhnung die Hand. Es war, als ob dieser Händedruck etwas weckte, was vorher in einer Schale eingeschlossen war, und sie nun sprengte. Es war der Beginn unserer Freundschaft, die keinen Augenblick der Trübung kennen lernen sollte.

40 Jahre später, am 21. Dez. 1944 bei der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße. Ich war acht Wochen zuvor verhaftet worden und zu einer neuen Vernehmung vorgeführt. Zur Klärung von Widersprüchen in unseren Aussagen wurde Planck mir gegenüber gestellt. Von einem Gestapobeamten begleitet trat er ins Zimmer. Die Fußfesseln erlaubten nur ein langsames Schreiten. Er bewegte sich bis in die Mitte des Raumes, wo eine helle, direkt über ihm hängende Lampe scharfe Schlagschatten in sein abgemagertes Gesicht zeichnete. Den vernehmenden Gestapobeamten grüßte er mit einem knappen Neigen des Kopfes, von mir nahm er keine Notiz. So stand er unbeweglich eine kurze Zeit in der Mitte des Raumes, gefesselt an Händen und Füßen, aber steil aufgerichtet, den Kopf erhoben. Ausdruck und Haltung eines Mannes, der in Wochen qualvoller Vernehmungen und Wartens auf das Urteil und in weiteren Wochen nach dem Todespruch des Gerichtes hinausgewachsen war über das, was ihm auf dieser Welt noch angetan werden konnte. Man nahm ihm die Fesseln ab und plötzlich ging wie durch ein Wunder eine Verwandlung mit ihm vor. Er begrüßte mich mit seinem alten, treuen Lächeln und machte dann seine Aussagen in dem überlegenen Plauderton, der mir aus unzähligen Unterhaltungen so vertraut war. Der Abschied war ein Händedruck, in dem Jahrzehnte der Freundschaft, die Hoffnung auf ein Wiedersehen - wir Beide glaubten an seine Begnadigung - und doch die Ahnung unwiderstehlicher Trennung lagen. Er verließ den Raum, wie er gekommen war, eingehüllt in einen Stolz, der ihn abschloß von allem Schmutz, der ihn umgab.

./.

Zwischen 1904 und 1944 spann sich in weitem Bogen unsere Freundschaft, die mich teilnehmen ließ an Plancks Mühen und Kämpfen, seinen vielen Erfolgen und manchem Verzicht, bis ich am 24. Januar 1945 im Gefängnis erfuhr, daß er am Tage zuvor sein Leben geendet hatte, treu dem Gesetz, nach dem er angetreten war.

Plancks Wesen und seine menschliche und politische Entwicklung sind nur zu verstehen aus der Umgebung, in der er aufwuchs. In seinem Elternhaus im Grunewald hatten wissenschaftliche Forschung, Interessen auf den verschiedensten Geistesgebieten, Pflege der Musik weit über einem laienmäßigen Niveau eine Atmosphäre geschaffen, wie sie nur in den besten Familien des Bürgertums in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg herrschte. Das Interesse umspannte universell alle Lebensgebiete. Aufgeschlossenheit allem Geistigen gegenüber entsprach in Mitfühlen im Menschlichen. Toleranz war eine Selbstverständlichkeit, bedeutete aber nicht Unsicherheit des eigenen Urteils, sonder Anerkennung fremder Überzeugung, und war im eigenen Bereich der Anerkennung eines strengen Sittengesetzes unterstellt.

Aus dieser Umgebung heraus wählte Planck den Beruf des Offiziers, eine befremdende Wahl und abweichend von jeder Familientradition. Aber Planck ist später nie Offizier im landläufigen Sinne gewesen und ebensowenig nach seinem Übertritt in den Civildienst nur Politiker. Zunächst die äußeren Etappen seines Lebens:

Im ersten Weltkrieg schwer verwundet in Gefangenschaft geraten, als Ausgetauschter ins Hauptquartier in Gröners Umgebung kommandiert, nach dem Kriege im Reichswehrministerium, beim Kapp-Putsch auf Seiten der Regierung Ebert, von Seeckt als Verbindungsoffizier in die Reichskanzlei kommandiert, in den Civildienst übergetreten, Mitarbeiter Brünnings, mit 39 Jahren unter den beiden letzten Reichskanzlern Staatssekretär in der Reichskanzlei, am 30. Januar 1933 entlassen, ein Jahr in China, nach der Rückkehr nach wenigen Jahren Einarbeitung Mitglied der Geschäftsleitung eines der bedeutendsten industriellen Unternehmen Deutschlands.

Eine erfolgreiche Laufbahn, aber als Laufbahn nicht einmalig, Nichts deutet äußerlich darauf hin, daß Plancks Leben unter einer Idee stand. Nur wer es mitgelebt hat, sah die Zwangsläufigkeit seines Weges, sah wie er ihn bis zum Ende gehen mußte, bis es hieß: "Am 23. Juli verhaftet, am 23. Oktober zum Tode verurteilt, am 23. Januar hingerichtet".

Ererbte Veranlagung sowie Erziehung und Einfluß des Elternhauses hatten aus Planck einen Mann mehr des ruhigen Abwägens als des schnellen Zupackens gemacht. Diese Seite seines Wesens wurde durch eingehende Beschäftigung mit der Geschichte aller Zeiten, aus der er den Wert ruhiger Entwicklung entnahm, vertieft. Er war ein Feind von Gewaltlösungen, ein Freund der Evolution. Als Planck als junger Offizier beim Kapp-Putsch sich ohne Zögern für die legale Regierung Ebert entschied, war nicht die bessere Chance für ihn entscheidend. Bewußt wählte er Verfassung und Legalität gegenüber Militärregierung und Experimenten. Damals wurde man auf den jungen Offizier, der so wenig Offiziersmäßiges an sich hatte, aufmerksam. Die Folge war Plancks Kommandierung als Verbindungsoffizier des Reichswehrministeriums in die Reichskanzlei, der Beginn seiner politischen Laufbahn.

Es gibt Menschen, die von der Politik absorbiert werden, die in ihr aufgehen. Eine solche Selbstaufgabe war Plancks Wesen fremd. Sein Ziel war der homo humanus, aufgeschlossen für alles Geistige, mitlebend mit den Interessen aller Kulturvölker, Erholung in der Musik suchend und in allen Beziehungen der Menschen untereinander die Freiwilligkeit und die Freiheit vom Zwang voranstellend.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Persönlichkeit Brünnings, der Planck zur engen persönlichen Mitarbeit heranzog, sein politisches Denken stark beeinflusste. Brünnings Einfluß traf auf verwandte Seiten in Planck. In den Jahren ihrer Zusammenarbeit festigte sich in Planck die Überzeugung, daß die Politik und ihre Mittel dem gleichen Sittengesetz unterstehen, wie die übrigen menschlichen Funktionen, daß moralisch verwerfliche Mittel versagen müssen und daß verwerfliche Ziele auf die Dauer nicht zu erreichen sind, weil die Mittel, mit denen sie erstrebt werden, nicht einwandfrei sein können.

Damit war Plancks Einstellung zum Nationalsozialismus und seinen Trägern festgelegt. Lehnte er die Partei vor dem 30. Januar 1933 ab, weil er ihre wirtschaftlichen und politischen Ziele mißbilligte und weil seiner kultivierten und sauberen Art die Kampfweise ihrer Führer widerstrebt, so wurde seine Ablehnung nach der Machtübernahme zu einem Glaubensbekenntnis. Dem Massaker des 30. Juni war er entgangen, vielleicht weil er erst kurz zuvor von einem einjährigen Aufenthalt in China zurückgekehrt war und er sich in der Zwischenzeit ohne hervortreten meist auf dem Lande aufgehalten hatte. Aber schwer hatte ihn die Ermordung seines Freundes Schleicher getroffen, an dem er in treuer Freundschaft gegangen hatte.

In den folgenden 10 Jahren ist Planck dann den schweren Weg vieler vaterlandliebender Männer gegangen. Von Hause aus und aus Überzeugung staatsbejahend, aus Temperament und politischer Schulung dem Ausgleich politischer Gegensätze geneigt, sah er sich in eine Opposition gedrängt, aus der heraus nichts anderes übrig blieb, als bedingungslose Verneinung.

Der Krieg machte den Konflikt unlösbar, Planck mußte ihn verurteilen. Er war von seinem Verlust überzeugt, auch der erfolgreiche Westfeldzug konnte diese Überzeugung keinen Augenblick erschüttern. Als im Herbst 1940 der Feldzug gegen Rußland beschlossen wurde, sagte er klar voraus, daß dies das Ende sein würde. Aber die Regierung im Kriege stürzen, das staatliche Gefüge des eigenen Landes zum Einsturz bringen, ein Chaos herbeiführen? Die Armeen in Rußland dem Untergang aussetzen?

Planck ging den Weg, den ihm sein Glaube an die Notwendigkeit der Sittlichkeit in der Politik und Staatsführung vorgezeichnet hatte. Wie viele der Verschwörer aus den Jahren 1942 und 1943 hoffte er, daß ein Chaos vermieden werden könnte, aber erstes Ziel war die Beseitigung der Verbrecher.

Die Jahre 1942 und 1943 vergingen, ohne daß es zur Durchführung des geplanten Umsturzes kam. Jetzt war nach Plancks Ansicht der Zeitpunkt verpaßt. Er fühlte, das Schicksal Hitlers mußte sich im Verlauf von Monaten erfüllen, der Krieg war in ein Stadium getreten, in dem eine Auflösung der staatlichen Ordnung in keinem Fall mehr verhindert werden konnte. Planck auf das Evolutionäre gerichtete und dem Gewaltsamen abholden Natur kam wieder zum Durchbruch.

Den sicheren Ablauf des Schicksals sollte man nicht stören, dem Verhängnis seinen Lauf lassen. Hinzu trat die Erwägung, daß eine neue Dolchstoßlegende, die sich bilden mußte, auch wenn der Umsturz nur einen Tag vor dem natürlichen Zusammenbruch glückte, gerade die Männer belasten mußte, die Planck für die spätere Führung Deutschlands als wichtig ansah. Er selbst hatte von vornherein jede spätere Stellung für sich abgelehnt, aber seine Freunde, denen noch eine politische Zukunft bevorstand, sollten diese nicht unnötig zum Opfer bringen. So trennte sich sein Weg in letzter Stunde von dem seiner Freunde, denn auch ohne menschliches Zutun sah er das Schicksal sich an Hitler und seinen Helfern vollenden.

Planck wurde verurteilt wegen Vorbereitung zum Hochverrat, begangen in den Jahren 1942 und 1943, sowie wegen Nichtanzeige eines hochverräterischen Unternehmens. -

Frau Baronin!
Euer Durchlaucht!
Meine Damen und Herren!

Morgen, am 10. März, jährt sich zum ersten Mal der Todestag unseres Präsidenten, des Freiherrn von Plettenberg. Vor einem Jahr war es der Fürstlichen Verwaltung verwehrt, ihres Leiters in irgendeiner Form zu gedenken. Wir haben uns deshalb heute hier in Dienstzimmer des Verstorbenen versammelt, um uns seine Persönlichkeit und sein Wirken in unserem Kreise noch einmal zu vergegenwärtigen.

Wir danken zurück an den 31. August 1937, an dem der Durchlauchtigste Fürst von dieser Stelle aus Herrn von Plettenberg als seinen alten Regiments- und Kriegskameraden begrüßte und ihn als Präsidenten und Chef der Hofkammerverwaltung einführte. Wir durften dem Verewigten versichern, daß alle Beamten und Angestellten der Fürstlichen Verwaltung ihm voll Vertrauen und mit offenen Herzen und freudiger Einsatzbereitschaft entgegenkämen.

Dann sprach er, und wir erinnern uns wohl noch seiner lebendigen, klaren, schlichten Redeweise, die die Sätze wie aus dem Augenblick geboren erscheinen ließ.

Er sprach von der alten Verbindung seiner Verfahren mit den Fürsten des Landes, sprach von seinen ersten Kinderjahren, die er in unserer Stadt verlebt habe, und betonte seine Freude, jetzt in eben dieser Stadt einen großen und schönen Wirkungskreis zu erhalten. Indem er dann auf seine neue Aufgabe zu sprechen kam, betonte er die soziale Gebundenheit allen Besitzes, in Sonderheit allen Grundvermögens, und sprach sodann von seinem Wunsch nach einem guten Verhältnis zu all seinen Mitarbeitern und von seiner Bitte um ihr uneingeschränktes Vertrauen und eine jederzeit offene Aussprache.

In diesem Geiste begann er im Spätherbst des Jahres seine Arbeit. Er übernahm die hiesige Verwaltung unter nicht leichten Umständen. Drückende Lasten ruhten auf dem Vermögen, die Zinsen zehrten das Jahreseinkommen zum größten Teil auf. Deshalb war eine durchgreifende Sanierung alsbald notwendig. Sie erforderte umfassende Vorarbeiten und eine ~~zahlreiche~~ zahlreiche schwierige Verhandlungen.

~~Kurz darauf~~ ~~hatte~~ ~~er~~ ~~begonnen~~ ~~im~~ ~~Spätherbst~~

Der

Der große oesterreichische Besitz, unserem Durchlauchtigsten Herrn besonders ans Herz gewachsen, war durch alte unglückliche Verträge praktisch der hiesigen Verfügung entzogen. Er mußte aus dieser Verflechtung gelöst und von Grund aus neu geordnet werden.---

Endlich waren innerhalb der Verwaltung unerfreuliche Personalverhältnisse zu bereinigen und manche Dinge zu vereinfachen.

Alle diese Aufgaben wurden unter der Leitung und sehr regen Mitarbeit des Verewigten in Angriff genommen. Sie waren erst zum Teil gelöst, als das Fideikommißerlöschengesetz neue und sehr schwierige Probleme aufwarf und gerade für den Herrn Präsidenten recht viel zusätzliche und persönlich oft wenig dankbare Arbeit brachte.---

Zu all dieser Schreibtischarbeit kamen laufend Reisen des Verewigten auf die Mecklenburgischen Besitzungen, nach Steyrling, München, Berlin, Bonn. Überall griff er klärend, ordnend, ausgleichend, schlichtend und aufbauend ein. Stück für Stück wurde so eine Aufgabe nach der anderen gelöst: Die Schuldenlast beseitigt, Steyrling in eigene Verwaltung übernommen, die Fideikommißauflösung gefördert, die innere Verwaltung vereinfacht und bereinigt und so manches andere getan, was im einzelnen aufzuführen, den Rahmen dieser Stunde sprengen würde.

Es gab eine Zeit, in der der Verewigte und wir hofften, die Neuordnung im Großen bald abschließen und uns in Ruhe den mancherlei kleineren Aufgaben widmen zu können, die zunächst hatten zurückgestellt werden müssen.

Dann kam der Krieg, und statt der erhofften Entspannung tauchten neue dringende Probleme auf, für den Verewigten selbst darüber hinaus neue soldatische Pflichten. Auch in dieser Zeit der Einziehung zur Wehrmacht blieb er in steter Fühlung mit der Kammer und wirkte weiter als der befruchtende und anregende, oft auch als der ausgleichende gute Geist der Verwaltung.

Nach seiner Rückkehr aus dem Felde erging bald der Ruf des Preussischen Königshauses an ihn, die Leitung auch der dortigen Verwaltung mit zu übernehmen. Trotz mancher Bedenken und anders gerichteter eigener Wünsche glaubte er sich diesem Ruf nicht entziehen zu dürfen, sondern nahm auch diese Last noch auf seine Schultern, eine Last, die besonders schwer wurde, als ihm gleich zu Anfang ein Terrorangriff auf Berlin mehrere leitende Mitarbeiter entriß.

Auch in Potsdam und Berlin blieb er jedoch mit der Fürstlichen Verwaltung aufs engste verbunden. Ständig versuchte er, seine

Erfahrungen

Erfahrungen in der Kronprinzlichen Verwaltung für die hiesigen Verhältnisse nutzbar zu machen, und er griff weiterhin leitend und anregend in die hiesigen Geschäfte ein. Er sagte uns oft, daß es ihn gegenüber seinem Kronprinzlichen Herrn fast bedrücke, wie umfangreich seine Korrespondenz in Schaumburg-Lippischen Angelegenheiten auch in Berlin sei. Und wenn er dann alle Monate einige wenige Tage hier einkehrte, wartete auf ihn stets ein reiches Pensum persönlich und sachlich schwieriger Aufgaben.---

Wehrhaft ein erfülltes Leben, und ein Aufgabenkreis, dessen Bewältigung dem Verewigten nur möglich war, weil sich außergewöhnlich glückliche Anlagen in ihm vereinigten. Er war klug, klar und von schneller Entschlußfähigkeit. Infolge der mannigfaltigen Zusammensetzung der ihm unterstellten Vermögensmassen mußte er sich oft mit Sachgebieten beschäftigen, die für ihn fremd und neu waren. Er folgte Vorträgen über solche Dinge stets mit größter Aufmerksamkeit, ganz gleich, ob es sich um landwirtschaftliche Fragen, juristische Probleme, betriebswirtschaftliche Geheimnisse bis hin zu Bilanzen und Betriebsabrechnungsbögen handelte. Er hatte die glückliche Fähigkeit, auf allen Gebieten schnell das Wesentliche zu erkennen und festzuhalten und alles Beiwerk auszuscheiden.

Und wie es bei einem solchen großen Arbeitsgebiet und einem derart bewegten Geist nicht anders sein konnte, er zog Parallelen von einem zum anderen und entwickelte, unterstützt durch ein beneidenswertes Gedächtnis, die Probleme weiter und befruchtete derart die Arbeit auch ihm fremder Gebiete. So war er ein höchst lebendiges Beispiel dafür, daß es für einen wirklich klugen Menschen ohne wesentliche Bedeutung ist, in welcher Disziplin er seine erste Ausbildung gefunden hat. Er wird sich stets in alles Neue schnell hineinfinden, das Wesentliche erfassen und in allem Großen leisten können. Dazu kam ein unaufhörliches Streben des Verewigten nach weiterer Fortbildung, nach einer Verbreiterung und Vertiefung seiner geistigen Grundlagen. Wir alle, die wir das Glück hatten, häufiger mit ihm sprechen zu dürfen, wissen aus unzähligen Bemerkungen des Verewigten, wie ernst es ihm hiermit war. Diese Arbeit an sich selbst hat ihn bis in seine letzten Tage begleitet. Als er schon in Haft war, fanden wir neben seinem Schreibtisch, zum täglichen Gebrauch bestimmt, sein altes Geschichtslehrbuch aus der Schule, andere historische Werke, englische Sprachlehren und andere Bücher, aus denen er sich täglich weiterbildete.---

Aber

Aber all diese großen und gewiß seltenen Gaben waren nur die eine Seite, die wir an dem Verewigten bewunderten. Die andere, die sofort jeden anrührte, der mit ihm in Verbindung kam, waren seine hohe Menschlichkeit und seine einmalige Kunst, Menschen zu behandeln. Es ist gewiß unmöglich, im Rahmen dieser Stunde den Menschen Kurt von Plettenberg auszuschöpfen oder auch nur zu umreißen. Doch wollen wir versuchen, einige Charakterzüge von ihm zu streifen, die uns besonders liebenswert und wesentlich für ihn erscheinen.

Goethe sagt einmal in Wilhelm Meister: "Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir von Gott erbitten sollen."

Große Gedanken und ein reines Herz ----.

Der Verewigte war ein gläubiger Mensch. Er war wohl kein Christ in konfessionell-dogmatischem Sinne aber ein Mann mit dem "Steh-fest" Martin Luthers im Glauben an einen persönlichen Gott. Gerade in den letzten Jahren seines Lebens wuchs in ihm immer lebendiger die Überzeugung, sich geborgen zu wissen in der Liebe des ewigen Vaters.

Die andere Quelle, aus der der Verewigte schöpfte, war die Tradition besten alten Preußentums, in der er fest verwurzelt war. Wir brauchen nur zu denken an die Männer, die wir als Repräsentanten dieser hohen Charakterwerte seit langem kennen, Männer etwa wie Helmuth von Moltke, und uns ihre hervorstechendsten Charakterzüge zu vergegenwärtigen, dann wird uns das Bild des Verewigten ganz lebendig sein.-- Er war ein Mann, anspruchslos und bescheiden für sich selbst, rührend dankbar für jede kleine Hilfe. Ein Mann mit eisernem Pflichtbewusstsein und einem bedingungslosen Einsatz für die hohen Aufgaben, denen er sich geweiht hatte, und ein Mann mit einem hochentwickelten Gefühl für innere Sauberkeit und Geradheit, für Recht und Gerechtigkeit.

Vor allem aber ein Mensch mit einem warmen Herzen für alle anderen. Wir alle wissen, wie er sich bei jedem Beamten und Angestellten nicht nur für seine sachlichen Fähigkeiten interessierte, sondern stets auch für sein und seiner Familie persönliches Ergehen. Wie er teilnahm an der Freude und dem Leid aller ihm Unterstellten, und wie er so gern bereit war, mit Rat und Tat großzügig zu helfen. Das alles war ihm nicht eine Sache des Verstandes oder gar der politischen Klugheit, sondern ureigenste Herzensangelegenheit.

Und wie er im einzelnen gegenüber den Menschen fühlte und handelte, die mit ihm in Berührung kamen, so war er auch im großen allen sozialen Problemen weit aufgeschlossen. Schon in seiner Antrittsrede hatte er auf

die

die soziale Verpflichtung hingewiesen, die auf jedem großen Vermögen, insbesondere jedem großen Grundvermögen ruhe, und in der praktischen Arbeit wandte er seine besondere Aufmerksamkeit stets gerade diesen Dingen zu. Er glättete Härten, er baute gute Wohnungen für Angestellte und Arbeiter, er half in Krankheitsfällen und sorgte wie ein guter Hausvater für den großen Kreis aller am Fürstlichen Vermögen tätigen Menschen.---

Welch ein Künstler der Menschenbehandlung!

Der Verewigte glaubte fest daran und äußerte es wiederholt, daß in jedem Menschen etwas Gutes, Anständiges schlummere, und daß man versuchen müsse, es anzusprechen, anzuregen, dann würde der Betreffende sich auch bemühen, besser zu werden. Diesen Grundsatz wandte er unaufhörlich an, und so kam es, daß jeder, der mit dem Verewigten in Berührung kam, ihn froher und in seinen besten Eigenschaften ermuntert verließ.---

Noch wenn er einen Tadel aussprach, aussprechen mußte, geschah dies in einer Form, die nicht verletzte, sondern die bessere Einsicht des Getadelten anrief und ihn darum nur umso fester an seinen Mahner band.

Auch männlicher Zorn war ihm nicht fremd; ja, wir haben ihn einmal fast zu Tränen erzürnt gesehen. Bezeichnend für den Verewigten war aber wiederum der Anlaß: Die Ehre eines ihm unterstellten Beamten war von einem Dritten leichtfertig und unberechtigt angegriffen worden. So etwas konnte er von Grund aus nicht ertragen. Das Gefühl, einem Menschen mit mangelndem inneren Anstand gegenüberzustehen, trennte ihn rastlos von diesem. Deshalb hatte er auch zuweilen auf Reisen Schwierigkeiten, wenn er mit Menschen zusammentraf, denen er freundlich und hilfsbereit begegnete, und die sich dann weniger anständig erwiesen.

Aber solche kleinen Mißstimmungen, wie sie durch persönliche Enttäuschungen oder sachliche Sorgen verursacht wurden, hielten bei dem Verewigten nicht lange an. Ein gütiger Gott hatte ihm ein frohes und begeisterungsfähiges Herz geschenkt. Er hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, für Situationskomiken und konnte so recht von Herzen lachen und froh sein. Die Natur war ihm ein unversieglischer Quell der Erholung und der Freude.

Dürfen wir zurückgreifen auf das Goethewort: Große Gedanken und ein reines Herz. Wir glauben, dieses Gebet ist dem Verewigten erfüllt worden.

Ein solcher Mann ist geboren zum Führer und Mittelpunkt eines grossen Kreises von Freunden, und wie es in den Sprüchen Salomons heisst: "Ein treuer Mann wird viel gesegnet," so ist ihm dieser Segen in reichem Maße zuteil geworden. Groß war die Schar seiner Freunde, unabsehbar die Zahl derer, die ihn verehrten. Wo man seinen Namen aussprach, fingen die Augen an zu leuchten; und in unzähligen Besprechungen überwand seine

Liebenswürdigkeit

Liebenswürdigkeit und seine ausgleichende, kluge Art, oft auch nur sein Name, schwierige Hemmnisse.

Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht Freunde sprach und mit ihm nahestehenden Menschen korrespondierte, überall ratend, helfend und stets sich selbst ganz gebend. Das ging soweit, daß er besonders in den letzten Jahren häufiger klagte, der Kreis werde zu groß und lasse ihm zu wenig Zeit für sich selbst.

Aber diese Hingabe an andere bereicherte ihn zugleich unaufhörlich. Man konnte mit ihm ja keine seichte Konversation machen, sondern kam sehr schnell von selbst auf wesentliche Dinge zu sprechen. Deshalb erwuchs ihm aus diesem ständigen Umgang mit Freunden und Verehrern eine fruchtbare dauernde Berührung mit allen akuten Fragen des Lebens.

Wie man stets doppelt zurückerhält, was man anderen gibt, so brachten ihm diese Unterhaltungen mit seinem Kreise eine ständige Bereicherung seines Wissens und eine dauernde Anregung zur Überprüfung und Weiterentwicklung seiner Gedanken und Anschauungen.

So, -über seine Freunde- kam er auch schließlich mit den Dingen der Politik in nähere Berührung. Ursprünglich war der Verewigte wohl kein Mann der Politik und schon gar kein Mann doktrinäerer oder gar fanatischer Ansichten. Sein Interesse galt zunächst dem Kreise, in dem er wirkte, und der täglichen Arbeit in ihm. Aber je größer seine täglichen Pflichten und Bereiche wurden, und je mehr er sich mit dem Schicksal seiner Freunde beschäftigte, umso unausweichlicher wurde er zu einer Auseinandersetzung mit den Fragen der Politik gedrängt.

Auch auf diesem Gebiete fühlte und dachte er als ein gläubiger Christ, der weiß, daß es eine höhere Macht gibt als die der Menschen; als ein deutscher Mann, dem die Eigenschaften des friederizianischen Preußentums eine lebendige Verpflichtung bedeuteten, als ein kluger Führer, der ein Feind aller Phrase war und ein offenes Auge für die Grenzen der praktischen Möglichkeiten hatte, und als ein geschworener Feind alles Unklaren, Unsauberen, Unwürdigen, aller Überheblichkeit. Deshalb wurde ihm -wir wissen es aus vielen Gesprächen seit 1937- die Auseinandersetzung mit dem 3.Reich so schwer.

Er begrüßte warmen Herzens das Programm einer Neuerweckung alter guter Ideale, einer Verwirklichung großer sozialer Gedanken, einer gesunden körperlichen und seelischen Erziehung der Jugend und manche anderen Punkte mehr. Aber er hörte auch von Jahr zu Jahr mehr den falschen Ton, der aus der Wirklichkeit nationalsozialistischer Politik aufklang. Wir sahen den Verewigten leiden unter der zunehmenden Entfremdung des Staates

von

von Gott, unter der steigenden Abkehr der Führung von den Grundsätzen der Redlichkeit und des Anstandes, leiden unter der verhängnisvollen Personalpolitik und unter der immer mehr wachsenden Erkenntnis, daß angesichts der Maßnahmen dieser Staatsführung das Gespenst eines großen Krieges unausweichlich näherrückte, einer Auseinandersetzung, über deren tragischen Ausgang für das deutsche Volk sich der Verewigte schon im Frühjahr des Jahres 1939 keine Illusionen mehr machte. Dann kam der Krieg und mit ihm wuchs täglich mehr die Erkenntnis des Verewigten, wie sehr seine Befürchtungen berechtigt waren, daß das deutsche Volk immer schwerer durch falsche Maßnahmen der Staatsführung belastet und immer näher dem Abgrund entgegengeführt wurde. Diese bedrückenden Sorgen um Volk und Vaterland quälten ihn von Tag zu Tag mehr, und er erörterte sie unaufhörlich mit seinen Freunden.

So geriet er ganz von selbst in den Kreis der Menschen, die uns heute als die Männer des 20. Juli ein schon historischer Begriff geworden sind. Diese Männer waren ja nicht, wie uns später gesagt wurde, eigensüchtige und in ihrem Ehrgeiz gekränkte Offiziere, die einen ihnen im Wege stehenden Staatsführer beseitigen wollten, um selbst die Macht an sich zu reißen, sondern es waren Männer, deren Vaterlandsliebe es nicht mehr ertrug, tatenlos zuzusehen, wie Tag für Tag im Namen des deutschen Volkes Verbrechen über Verbrechen begangen wurden, und wie der deutsche Name in der ganzen Welt immer mehr entehrt wurde, Männer, die erkannt hatten, daß es einer grundsätzlichen Abkehr von den bisherigen politischen Zielen und einer entschlossenen bewußten Hinwendung des Volkes und der führenden Schichten zu Gott und seinen Geboten bedürfe, um den gänzlichen Zerfall des deutschen Volkes zu verhüten.

Dieser idealen Ziele wegen fühlte der Verewigte sich ihnen verbunden. Er gehörte nicht zu dem engeren aktivistischen Kreise der Männer um Stauffenberg, und er wußte auch wohl nicht um die Einzelheiten des Planes.

Als ich am Morgen des 21. Juli mit ihm über das Attentat sprach und ihm die durch das Radio bekanntgegebenen ersten Namen der beteiligten Männer sagte, da erkannte er, daß es sich um die Aktion seines Freundeskreises handele. Von diesem Augenblick an wußte er, daß er mit gefährdet war; und er war in den kommenden Wochen täglich darauf gefaßt, wegen seines losen Wissens um die Hintergründe mit zur Rechenschaft gezogen zu werden. Die folgenden Monate ließen uns hoffen, daß die Gefahr an ihm vorübergehen würde. Die schließlich am 3. März 1945 überraschend erfolgende Verhaftung machte jedoch allen Hoffnungen ein Ende.

Wir wissen bis heute nur wenig über die äußeren Gründe, die zu dieser Maßnahme führten, und über das Verfahren, das nun begann. Das Wenige

aber

aber, das bisher zu erfahren war, zeigt noch einmal den ganzen Menschen Kurt von Plettenberg, so wie wir ihn kannten und liebten.

Nach den Berichten von Schicksalsgenossen, die mit ihm im Gebäude des Reichssicherheitshauptamtes gefangengehalten waren, hat er durch seine tapfere, aufrechte Haltung, durch sein frohes, unerschütterliches Gottvertrauen und durch seine ritterliche Art die Mitgefangenen aufgerichtet und gestärkt. Auch in dieser schwersten nervlichen Belastungsprobe hat er sich als die gesammelte, in sich ruhende Führerpersönlichkeit erwiesen, die er alle Zeit seines Lebens gewesen ist.

Als er schließlich fürchten mußte, durch äußere Maßnahmen der Behörden gezwungen zu werden, ihm nahestehende Menschen zu belasten, entschloß er sich zum letzten Einsatz. Nach einer Vernehmung am Morgen des 10.3.1945 entledigte er sich des Wachmannes, schrieb noch einen letzten Gruß und befreite sich dann mit einem Sprung von allen irdischen Bindungen. Seine letzten Worte sind wiederum bezeichnend für den ganzen Menschen:

"Ich fürchte den Tod nicht, denn ich habe einen guten Richter."

Dann folgt ein Dank an den Kriminalkommissar für die freundliche Art, in der er die Untersuchung geführt habe, eine Verteilung seiner letzten Habe, einiger Zigarren und Äpfel, an die beiden Beschließer, und endlich ein Gedanken an seine Nächsten.---

Wie sollen wir, die Lebenden, uns zu dem Tode dieses Mannes stellen, abgesehen von der Trauer, diefüglich unser Herz beschwert? Es mag uns unbegreiflich und sinnlos erscheinen, daß dieser Mann noch so kurz vor dem Zusammenbruch abberufen wurde, er, der wie kaum ein Zweiter geschaffen war, am Wiederaufbau unseres zerstörten Vaterlandes an maßgeblichster Stelle mitzuwirken. Oder sollen wir ihn glücklich preisen, daß er die Tiefe des Niederganges, die Bitternis unserer Tage und vielleicht auch manche Enttäuschung nicht hat erleben müssen?

Ich denke, wir lassen ihn selbst zu uns sprechen. Als ich ihn wenige Stunden nach dem Ableben seiner ihm besonders nahestehenden Mutter traf, sagte er mir wohl in tiefer Erschütterung von der Qual der letzten Stunden, dann aber faßte er sich mit den Worten:

"In unserer Familie ist es nicht üblich, die Dinge vom Leben und Sterben wichtiger zu nehmen als andere natürliche Geschehnisse. Wir fügen uns ihnen."

So lassen Sie es uns auch halten. Wir wollen uns in Ehrfurcht beugen unter Gottes heiligen Willen, beugen vor dem Opfergang, mit dem der Verewigte sich selbst getreu- sein Leben beschlossen hat. Aber wir wollen nicht herumräteln an dem abgeschlossenen Schicksalsweg dieses Mannes und an Fragen, die uns verschlossen sind. Sondern wir wollen sein Bild in uns

lebendig

lebendig erhalten und sein Gedächtnis dadurch ehren, daß wir so leben, wie er es von uns gewünscht hätte. Lassen Sie uns das mit einem Worte aus dem von dem Verewigten so oft und gern zitierten Faust sagen, einem Wort, das uns in sonderlichem Maße auf ihn und sein Leben zu passen scheint:

"Weite Welt und breites Leben,
langer Jahre redlich Streben,
stets geforscht und stets gegründet,
nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
heit'ren Sinn und reine Zwecke,
nun, man kommt wohl eine Strecke."

① Berlin-Halensee.
Kurfürstendamm 145

A b s c h r i f t

Geglaubigte Abschrift.

Geheime Reichssache !

Ø.J. 26/44 gRs
I.L. 349/44

Im Namen des deutschen Volkes !

In der Strafsache gegen

1. Dr. Johannes P o p i t z , ehemals preussischer Staatsminister aus Berlin-Steglitz, geboren am 2. Dezember 1881 in Leipzig,
2. Dr. Carl L a n g b e h n , ehemals Rechtsanwalt und Notar aus Berlin-Dahlem, geboren am 6. Dezember 1901 in Padang Bedaget (Sumatra)

Beide zur Zeit in dieser Sache in Haft

wegen Verrats,
hat der Volksgerichtshof, 1. Senat, auf die am 30. September 1944 eingegangene Anklage des Oberreichsanwalts in der Hauptverhandlung vom 3. Oktober 1944, an welcher teilgenommen haben

als Richter :

Präsident des Volksgerichtshofs Dr. Freisler, Vorsitzender,
Volksgerichtsrat Lämmle,
General der Infanterie Reinecke,
Gartentechniker und Kleingärtner Kaiser,
Bürgermeister Ahmels,
Ersatzbeisitzer: Ingenieur Wernecke,

als Vertreter der Anklage :

Oberreichsanwalt Lautz,
Oberstaatsanwalt Göhrisch,

für Recht erkannt :

Johannes P o p i t z hat, abgleich Staatsminister unseres Grossdeutschen Reiches, jahrelang verräterisch gegen Volk, Führer und Reich konspiriert, um unserem Führer die Führungsmacht zu entreissen.

Er und Carl L a n g b e h n versuchten im vierten Kriegsjahr mit hinterhältigen Mitteln, eine Änderung der Wehrmachtführung zu erreichen, um sie zu missbrauchen, unserem Führer die Führungsmacht zu entreissen.

Sie sind dadurch Verräter geworden an allem, was wir sind und wofür wir kämpfen, am Opfer unserer Krieger, an Volk, Führer und Reich.

Für immer ehrlos werden sie mit dem T o d e bestraft.

Ihr Vermögen verfällt dem Reich.

G r ü n d e :

Einer der erschütterndsten aus dem ganzen Kreis der Verräter vom 20. Juli ist der Fall Johannes P o p i t z : amtierender Staatsminister im Grossdeutschen Reich, auf seinem Arbeitsgebiet mit höchstem Vertrauen belehnt, und - er konspiriert jahrelang mit Verrätern an Volk, Führer und Reich !

IV g 10b 57/44 gRs

Er gibt das auch glatt zu.

Schon vor Kriegsausbruch sei er Zweifler geworden : Kirchenfrage, Judenfrage, Rechtsstaatlichkeit, Beratungstechnik der Reichsregierung und zuletzt die "Lebensgefährlichkeit der Aussenpolitik" seien die Gründe gewesen.

Auch Beck und Goerdeler hätten schon damals ihm gegenüber seine Meinung über Aussenpolitik geteilt ; er habe gefühlt, dass England zur "Napoleon-Indikation" gekommen sei.

Beck habe auch die Stimmung der Generalität düster geschildert, doch werde er nichts unternehmen. Zwischen dem Polen und Westfeldzug habe er bei Beck einen Kollektivschritt der Heerführer angeregt, doch Beck habe dazu geschwiegen.

Damals habe ihm Goerdeler bei einem Besuch gesagt, bisher habe er gemeint, Popitz sei mit den "bestehenden Zuständen" zufrieden, von Beck habe er aber von seiner grossen Sorge erfahren. Es gebe nur eine Rettung : das Heer übernehme die Macht, bilde eine neue Regierung und schliesse Frieden; ob er mitberaten wolle ?

Seitdem hätten in seiner Gegenwart viele Besprechungen stattgefunden mit Goerdeler, Beck, von Hassell, später auch mit von Planck und noch später mit Jessen ; mal einzeln, mal mit mehreren zusammen.

Schon um die Jahreswende 1941 sei man zu dem Ergebnis gelangt, man müsse Vorsorge treffen, dass die Exekutive möglichst kampflos auf das Heer übergehe; durch Belagerungszustand; die stellvertretenden Wehrkreis-kommandeure sollten die Gauleiter ausschalten. Olbricht habe die Vorbereitungen dazu in der Hand gehabt. Anfangs 1943 sei auch schon Graf Helldorf mit im Komplott gewesen.

Natürlich habe man auch an die Volksstimmung gedacht; er habe sie als lethargisch (!), Goerdeler für antinationalsozialistisch gehalten. Man habe diskutiert, ob man eine neue Volksvertretung aufbauen solle, etwa auf Betriebs- und Gemeindevertretungen (Gedanke Goerdeler) oder durch Ernennungen eines Staatsrates (sein, Popitz, Gedanke). Er habe in wichtigen Fragen mitberaten ; Eine Denkschrift zur Reichsgliederung eingereicht, sich gegen eine Einheitsgewerkschaft gerichtet, sei auch einmal im "Grafen-Kreis" gewesen ; habe von Beck gewusst, dass Goerdeler Reichskanzler werden solle (während er von Falkenhausen ohne dessen Wissen vorgeschlagen habe) ; Goerdeler gegenüber habe er sich bereit erklärt, Kultusminister zu werden, das ihm angebotene Reichsfinanzministerium dagegen abgelehnt.

An einen Mordanschlag habe er nicht gedacht; wohl an Vorgänge, die man richtig als "Zernierung" des Führers bezeichnen kann. Auf die Frage, ob er denn nicht gedacht habe, das auch das zum Mord am Führer in einer Meuterei führen könne, - weil doch nicht denkbar sei, dass der Führer einfach erklären werde : "Ich protestiere, ich weiche der Gewalt !" - wusste Popitz keine Antwort zu geben !

Das alles ist vollendeter Verrat. Mitten im Kriege ! Von einem Manne in dieser Stellung !

Durch seine Nachbarn Haverbeck lernte Popitz 1942 Carl Langbehn - einen Rechtsanwalt mit grosser Praxis und weitgespannten Auslandsbeziehungen - kennen. Beide fanden sich gleich auf dem Boden ihres Defaitismus.

Langbehn erzählte ihm, Prof. Burkhardt (Schweiz) habe ihm gesagt, im Ausland fürchte man die "mit der Genialität verbundene Sprunghaftigkeit des Führers, die die Vertragstreue Deutschlands nicht sichere"; ob man nicht einen Treuegaranten einbauen könne, etwa den Reichsführer SS, den die Angelsachsen zwar für den Hausgebrauch sehr angriffen, der ihnen aber doch vielleicht dafür geeignet erscheine.

Popitz unterrichtete Langbehn in grossen Zügen darüber, dass man an eine Militärdiktatur denken könne, um verhandlungsfähig in Friedensverhandlungen zu steigen, nannte dabei den Namen Beck, meinte jedoch, "den Generälen seien ihre Ritterkreuze lieber als das Vaterland", und beide hielten einen Militärputsch für kaum durchführbar; wie Langbehn hinzufügt, "weil keine Kompanie für die Reaktion marschieren werde." Wie Langbehn früher bekundet hat - jetzt aber, entgegen Popitz Darstellung bestreiten will -, war dabei auch sinngemäss von der Möglichkeit einer "Zernierung" des Führers die Rede.

Dieses Gespräch zwischen beiden konkretisierte sich schliesslich zu dem Plan, dem Reichsführer folgende Gedanken nahezubringen :

- 1.) der Reichsaussenminister müsse ersetzt werden,
- 2.) die obersten Befehlsverhältnisse in der Wehrmacht müssten geändert werden; so, "dass der Führer von der strategischen Führung der Wehrmacht losgelöst werde",
- 3.) die Stellung des Reichsführers SS müsse gestärkt werden, über die eines Reichsministers hinaus; wie Popitz sagte : "zu der des Reichskanzlers, so dass der Führer mehr auf das Repräsentative beschränkt werde " !

Langbehn erklärte sich bereit, "dazu Popitz eine Besprechung durch SS-Obergruppenführer Wolff mit dem Reichsführer zu vermitteln; Popitz erklärte sich bereit, "in den sauren Apfel zu beißen und in die Höhle des Löwen zu gehen".

Bald danach sandte Olbricht Popitz den aus der Aburteilung des Verrats vom 20.7. uns bekannten damaligen Obersten von Tresckow von der Heeresgruppe Mitte. Popitz zog zu dieser Besprechung Langbehn bei und fragte von Tresckow, ob denn das Militär nichts machen könne; von Tresckow antwortete: das sei nicht möglich, denn kein Truppenkörper könne marschieren, ohne dass es der Führer wisse, - nicht einmal ein Ministerium könne man besetzen ohne dass die Truppenbewegung hierzu oben auffalle. Jetzt schildert Popitz den Plan, eine Änderung der obersten Befehlsverhältnisse, & wie dargestellt zu erreichen. Darauf antwortete von Tresckow : "Dann sehe ~~ich~~ eine solche Sache freilich anders aus, wenn dann ein entschlossener Mann an der Spitze stehe !"

Und nun betrieb Langbehn eifrig Popitz Besuch beim Reichsführer SS. Dabei nannte er nach seiner Angabe dem SS-Obergruppenführer Wolff, mit dem er die Besprechung vorbereitete, in deutlichen Andeutungen die springenden Punkte, auf die Popitz kommen wolle, und meinte, es wäre gut, wenn der Reichsführer Popitz zu solchen Ausführungen ermuntere, sonst habe er vielleicht Angst, damit anzufangen. Dagegen verschwieg er :

1. dass Popitz seit langem schwerer Defaitist war;
2. dass Popitz schon mit ihm über Militärputsch und Militärdiktatur gesprochen und dabei den Namen Beck genannt habe;
3. das ganze Gespräch mit Tresckow !

Das alles haben Popitz und Langbehn uns so geschildert. Von Langbehn freilich - wie schon im Vorverfahren - mit endlosen Versuchen zu Winkelzügen; schliesslich aber doch. Und Popitz unter Einschränkungen wegen der Einzelheiten des Gespräches mit von Tresckow ; es ist aber ausgeschlossen, dass Langbehn mit dieser seiner Schilderung nicht nur Popitz sondern auch sich selbst zu Unrecht belastet hat; es ist also sicher so gewesen, wie er sagt.

Trotzdem will sowohl Popitz wie Langbehn bei der Vorbereitung dieses Gesprächs und bei seiner Durchführung reinen Herzens gewesen sein.

Johannes Popitz sagt, nun habe er - daran zweifelnd, dass die Verräter etwas tun würden, auf legalem Wege versucht, das Erforderliche zu erreichen. Sei es etwa verboten, dass ein Minister mit dem Reichsführer SS derartiges bespreche ? Oder glaube man gar, dass er auch nur im entferntesten daran gedacht habe, den Reichsführer SS zum Putschgenossen zu machen.?

Wir sind überzeugt, dass Johannes Popitz aus dem Verrat in die Scheinlegalität emporstieg, um dort mit scheinbar sachlichen Argumenten eine Änderung der Befehlsverhältnisse zu erreichen und diese - im Sinne des Tresckow-Gespräches - für Putschzwecke nutzbar zu machen. Denn :

1. er sagt, wie er zugibt, garnichts von den drei "Forderungen", der Reichsführer SS ermunterte ihn dazu natürlich nicht ! Er hatte d
- das aber - bei gutem Gewissen - sagen können, müssen und tatsächlich gesagt.
2. Als das Gespräch in seinem Sinne unbefriedigend ausgegangen war, ging er - wie er zugibt - zweifach wieder zu den Verrätern :

a) er liess sich von Olbricht, ausgerechnet also von einem Putschgenossen, den für die Übernahme des Oberbefehls geeigneten Feldmarschall nennen, um ihn beim Reichsführer SS bei einer zweiten Besprechung zu lancieren. Olbricht nannte ihm - natürlich ! -

von Witzleben. Und er vergewisserte sich dessen Bereitschaft !! - Ehrlich hätte er den Kandidaten sicher nicht von einem Verratskomplizen sich nennen lassen !

b) Dann ging er zu Beck !! Beschwerte sich, dass man ihn nicht mehr unterrichtete und fragte "frontal", ob noch etwas zu erwarten sei. Von Beck bekam er eine vorsichtig bejahende Antwort. Und das teilte er dem Reichsführer SS nicht mit !!!

Er ist also nicht aus dem Verrat zur Treue zurückgekehrt ! Übrigens wir sind der Überzeugung : vom Verrat gibt es gar keinen Rückweg zur Treue.

So bleibt also nur : Er blieb auch bei seinem Gespräch mit dem Reichsführer SS im Verrat. Er wollte ihn - scheinbar sachlich und voll treuer Sorge - bewegen, eine Massnahme bei unserem Führer zu befürworten, die er und seine Kumpane zu Putschzwecken - Gespräch von Tresckow - ausnutzen konnte.

Dabei spielte er mit dem Gedanken, vielleicht sogar den Reichsführer SS für seine Verratspläne gewinnen zu können.

Gewiss, wir und jeder anständige Deutsche erklären so etwas für ein hirneverbranntes Unterfangen. Aber die Gedanken eines Verräters sind eben anders. Er misst Andere nach sich selbst, traut ihnen eigenes Handeln zu ! Das beweist bei Popitz sein nachheriges Gespräch mit Graf Helldorf, das er zugibt : "Der Reichsführer SS wird sich in den Mittelpunkt der Macht stellen" !!! Eine Ausgeburt seines Hirnes, aber damit eben auch eine Selbstentlarvung.

Ebenso hat Langbehn das Gespräch zwischen dem Reichsführer SS und Popitz nicht guten, sondern verräterischen Herzens vorbereitet. Er sagt so: Er habe gedacht : Ist der Reichsführer einverstanden, wird er schon Wege finden, um die drei "Forderungen" von Popitz zu verwirklichen - Ist er aber anderer Meinung, so kennt er ja den "Kopf" und kann ihn - Popitz - zur Verantwortung ziehen.

Schon das zeigte : Langbehn hielt die Sache für faul, denn die Schuld kann nicht von dem Erfolge abhängen.

Und weiter : Hätte Langbehn eine reine Sache vorgehabt, so hätte er auch SS-Obergruppenführer Wolff reinen Wein eingeschenkt. Tatsächlich aber gibt er zu, ihm verschwiegen zu haben, was oben schon festgelegt ist.

Zunächst erklärte er, er habe das nur "vergessen". Später hielt er das vor uns nicht aufrecht. Sondern sagte : er habe das "später" sagen wollen. Er hat es aber auch nach eigener Angabe SS-Obergruppenführer Wolff nicht gesagt, als sie nach dem Gespräch Reichsführer SS - Popitz ein zweites solches Gespräch vorbesprachen !

Das zwingt zu dem Schluss : Langbehn bereitete das Gespräch aus den selben Erwägungen vor, aus denen Popitz es durchführte--.

So ist Popitz auch hierdurch, so ist also auch Langbehn Verräter geworden.

Mitten im Kriege ! In unserem schwersten Ringen ! Als es auf Leben und Tod ging ! Männer, die Bildung in Anspruch nehmen !

Und was für ein Verrat es war ! Jeder weiss, dass solch eine Erschütterung, wie es ein erfolgreicher Putsch wäre, unsere Kampfkraft lähmen uns unseren Feinden auf Gnade und Ungnade, also zur Vernichtung, ausliefern würde.

So haben also beide den Dolch in den Rücken unseres kämpfenden Volkes gesteckt; haben damit alles verraten, was wir sind und wofür wir kämpfen; den Opfertod unserer Krieger, die Geschlechter vor und nach uns; Volk, Führer und Reich !

Viele vom Gesetzgeber vorher erdachte und mit Strafdrohungen versehene Taten verwirklicht dieser Verrat ; aber in keiner von ihnen erschöpft er sich. Hier stehen wir vor dem vollkommenen Verrat.

Er hat die Ehre der Täter, ihre Persönlichkeit, ausgehöhlt, zerstört; er muss schon deshalb und um unseres Sauberkeitsbedürfnisses willen, ebenso aber auch zur Sicherung unseres Sieges mit dem Tode bestraft werden.

Handelt es sich doch bei beiden um eine Tat, die an Verruchtheit weit die Terrortat übertrifft, aus deren Anlass unser Reich 1933 die

die Strafvollstreckung durch den Strag gesetzlich ermöglichte.

Mit allem was sie sind und haben, mussten daher diese Verräter ausgelöscht werden.

gez.: Dr. Freisler

Zugleich für den durch Abwesenheit an
der Unterschrift verhinderten bericht-
erstattenden Richter, Volksgerichtsrat
Lämmle.

(Bl. 18 bis 25 der Akten)

PREIS 15 Rpf
Auswärts 20 Rpf

en Deutschlands

20. JULI 1946

Annahme v. Bestell.
in der sowjet. Zone
unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen

Volksgerechtshof contra Popitz

Aus den Geheimakten des 20. Juli 1944

Der Preussische Staatsminister Dr. Johannes Popitz war einer der Hauptbeteiligten bei dem Versuch, Deutschland und die Welt durch Aufstand im Inland von Hitler zu befreien. Manche halten ihn für den bedeutendsten Zivilisten des 20. Juli 1944. Im Februar 1945, drei Monate nach seinem 60. Geburtstag, ist er „mit Ermächtigung des Führers“ durch Erhängen in Sträflingskleidung im Strafgefängnis Plötzensee hingerichtet worden. Das gleiche Schicksal war schon am 12. Oktober 1944 seinem engeren Mitverschworenen, dem 43jährigen Rechtsanwalt und Notar Dr. Carl Langbehn aus Berlin-Dahlem, widerfahren.

Erhalten geblieben aber ist ein wesentlicher Teil der Geheimakten des Reichsjustizministeriums über den hinter verschlossenen Türen

durchgeführten Volksgerechtshofprozeß gegen Popitz und Langbehn. Aus diesen Akten ergibt sich mit erschütternder Deutlichkeit, daß die treibenden Kräfte, die Deutschland von seinem Tyrannen befreien wollten, stark genug für diese Tat waren. Es waren Politiker von hohem Ansehen, und es waren Generale, deren Persönlichkeit den Einsatz der nötigen Machtmittel verbürgt hätte. Ohne diese Machtmittel wäre naturgemäß nichts zu erreichen gewesen. Denn wer hätte Hitler verhaften und wer hätte Widerstand nationalsozialistischer Formationen brechen sollen, wenn nicht der Soldat, der im wahrsten Sinne des Wortes das Vaterland vor seinem Todfeind hätte retten können. Aber die mitverschworenen Generale zauderten. Ihr Zaudern mußte zum Versagen, ihre Aktion mußte zur Tragödie werden, von der das Volk damals nur das grausige Ende, das Wüten des Henkers erfuhr. Heute können wir den Sachverhalt aus den Dokumenten wiedergeben.

Die Hauptverhandlung gegen Popitz und Langbehn am 3. Oktober 1944 wurde von 9 bis 21 Uhr vor dem 1. Senat des Volksgerechtshofs unter dem Vorsitz des berühmten Präsidenten Dr. Freisler durchgeführt. Sie endete mit dem Todesurteil. Zwei Tage nach dem Prozeß übersandte Freisler dem Reichsjustizminister Dr. Thierack das Urteil mit einem Begleitschreiben. Darin bezeichnete er es als besonders interessant, „daß wir nach diesem Urteil das Datum für den ersten Entschluß der Verschwörerelique weit zurücklegen müssen, denn Popitz hat zugegeben, daß er mit Verrätern wie Beck, Goerdeler und anderen schon um die Jahreswende 1941-1942 in allen wesentlichen Punkten einig gewesen ist. Abgesehen davon, daß diese Einigkeit sich leider nicht auf „alle wesentlichen Punkte“, sondern nur auf die pessimistische Beurteilung der Lage und auf das Ziel der Ausschaltung Hitlers bezog. Liegen die Anfänge des Komplotts sogar noch früher, wie sich aus der Anklageschrift des Oberreichsanwalts ergibt.

Nach den Behauptungen der Anklage hat Popitz schon bei Kriegsbeginn mit Generaloberst Beck über seine Sorgen gesprochen und hat Hitlers Außenpolitik als „lebensgefährlich für das Reich“ bezeichnet. Beck — wir zitieren aus der Anklageschrift — vertrat ähnliche pessimistische Auffassungen und äußerte erhebliche Zweifel, daß es gelingen könne, den Krieg siegreich durchzukämpfen. Beide unterhielten sich über die Auffassungen der führenden Generale, die nach Becks Behauptungen die Lage zum Teil durchaus ernst betrachteten, jedoch zu einem Handeln gegen Hitler schwerlich zu veranlassen seien. Kurz vor Beginn des Westfeldzuges versuchte Dr. Popitz, den Generalfeldmarschall von Brauchitsch zu bewegen, zusammen mit anderen Generalen beim Führer nachdrückliche Vorstellungen zu erheben. Brauchitsch lehnte jedoch ab. Die Anklageschrift kommt dann auf die Beziehungen Popitz-Goerdeler. Goerdeler hatte von Beck die Sorgen Popitz erfahren. Dr. Goerdeler fragte, so sagt die Anklageschrift weiter, „ob Dr. Popitz bereit sein würde, sich an einer Aktion der Wehrmacht zur Beseitigung des Regimes zu beteiligen. Dies sagte Dr. Popitz zu...“ Im Laufe der folgenden Jahre führte Dr. Popitz dann zahlreiche Gespräche mit Beck, Dr. Goerdeler und dem zu seinem engeren Freundeskreise gehörenden ehemaligen Botschafter von Hassell über die Vorbereitungen für einen Staatsstreich. An den späteren Unterhaltungen beteiligten sich auch der ehemalige Staatssekretär Planck und der ehemalige Universitätsprofessor Jessen. In den Besprechungen ergab sich nach und nach, daß Beck Staats- oberhaupt und Dr. Goerdeler Reichskanzler werden sollen. Die militärischen Vorbereitungen wurden dem ehemaligen General Olbricht übertragen, der sich für das Gebiet der Reichshauptstadt der Mitwirkung des ehemaligen Polizeipräsidenten Graf Helldorff versicherte. Nach Andeutungen Becks dachte man ursprünglich daran, daß eine Reihe von Heerführern in ultimativer Form den Rücktritt des Führers verlangen sollte. Da man jedoch später zur Überzeugung kam, daß dies nicht zum Erfolg führen würde, entstand die Auffassung, daß der Führer „irgendwie beseitigt“ werden müsse.“ Bei den Besprechungen über Einzelheiten kam es zu Gegensätzen unter den Beteiligten. So entfremdeten sich Goerdeler und Popitz allmählich.

Im Herbst 1942 kam Popitz mit dem Rechtsanwalt Langbehn in engeren Kontakt. Popitz hatte zu jener Zeit schon keine Hoffnung mehr, daß die „Revolution von oben“ zum Ziele führen könnte, und meinte, den „Generälen seien ihre Ritterkreuze wichtiger als das Vaterland“.

Wahlordnung für Groß-Berlin genehmigt

Der Text der vorläufigen Verfassung an den Kontrollrat weitergeleitet

Sitzung der Alliierten Kommandantur der Stadt Berlin
Kommunique Nr. 41

Am 19. Juli 1946 fand die 41. Sitzung der Alliierten Kommandantur statt. Es waren anwesend der sowjetische Kommandant, Generalmajor Kotikow, der amerikanische Komman-

der Bürgermeister, eine Gruppe beim Mahlen, um den effektiven Bedarf an sahem Strom und Gas seitens der verschiedenen Verbrauchergruppen zwecks Rat derselben, festzustellen.

Die Kommandanten bewilligten eine vorläufige Verfassung für G

ung nicht stärker werden.

Düsseldorf. Auf der außerordentlichen Sitzung der Düsseldorfer Stadtverordneten, die zur Erörterung der ersten Ernährungslage der Stadt einberufen worden war, fanden nach Meldung der Agentur DPD heftige Debatten statt. Verschiedene Redner wiesen darauf hin, daß die weitere Kürzung der Fettration für die in ihrer

Leiter des Ernährungsamtes wies darauf hin, daß auf Grund der Ernährungslage stungen in den Düsseldorfer Betrieben bis 50 Prozent zurückgegangen seien, erneut seiner Enttäuschung darüber, daß die der Nordrheinprovinz in Hamt sprochene Lebensmittelsonderhilfe no eingetroffen ist.

Langbehn war ebenfalls von Zweifeln erfüllt, zumal, wie er hinzufügte, „keine Kompanie für die Reaktionen marschieren werde“. Diese Überlegung führte zu der Auffassung, daß man danach trachten müsse, den Wechsel in der politischen und militärischen Führung unter möglicher Beibehaltung der von der SS verkörperten „staatlichen Machtmittel“ durchzuführen und somit den Reichsführer SS Himmler selbst zu gewinnen.

Langbehn hatte berufliche Beziehungen zum Reichsführer SS. Er äußerte den Eindruck, daß Himmler und seine Umgebung die Lage ebenfalls als „ernst ansehen, und daß Hoffnung bestünde, Himmler könne sich zu „dringlichsten Vorstellungen beim Führer“ entschließen, damit diese sich zurückzöge und ihm, Himmler,

die Führung der Staatsgeschäfte überlasse, der seinerseits eine für das Ausland verhandlungsfähigere Regierung bilden würde. Einige Mitverschworene, darunter Goerdeler, wurden von diesem Projekt unterrichtet, Beck nicht. Wochenlang bereite Langbehn über den Obergruppenführer Wolff die Unterredung Popitz-Himmler vor. Am 26. August 1943 empfing Himmler, der gerade Reichsinnenminister geworden war, Popitz im Gebäude des Reichsinnenministeriums in Berlin. Die Unterredung fand ohne Beisein anderer Personen statt. Nach der Darstellung der Anklageschrift hat Popitz Himmler gegenüber die Situation und die Folgerungen unrissen und dabei erklärt, der Krieg sei nicht mehr zu gewinnen; es frage sich nur, ob er vorzuziehen oder wenigstens noch remitt zu beenden sei. Es ist nun für das ganze merkwürdige Kapitel Himmler bezeichnend, daß Anklageschrift und Urteilsbegründung ausführlich berichten, was in dem Gespräch unter vier Augen Popitz, nach eigener Aussage, zu Himmler gesagt hat, daß sich aber in den Geheimakten kein Wort darüber findet, was Himmler erwiderte. Der Sonderbeauftragte des Reichsjustizministers für die Vorgänge des 20. Juli, Ministerialrat Dr. Franke, erklärt in seinem für den Minister bestimmten Prozessbericht lediglich: „Der Inhalt der Besprechung Popitz-Reichsführer SS wurde nicht näher erörtert. Es besteht hierüber ein besonderes Ermittlungshemmnis, das nicht zu den Akten gegeben, sondern dem Oberreichsanwalt und dem Präsidenten des Volksgerichtshofs nur kurz zur Kenntnis gebracht worden ist.“ Freisler begnügte sich in seiner Urteilsbegründung mit dem Vermerk, Popitz habe mit dem Gedanken gespielt, „vielleicht sogar den Reichsführer SS für seine Verratspläne gewinnen zu können“. Dr. Franz Reuter schreibt in seiner Broschüre „Der 20. Juli“ über die Aussprache Himmler-Popitz: „Popitz hat mir darüber gesagt, sein Gesprächspartner habe sich jedenfalls erheblich stärker bloßgestellt als er selbst, und er schien überhaupt mit dem Ergebnis der Unterhaltung nicht unzufrieden.“ Himmler hatte bestimmt ein sehr schlechtes Gewissen gehabt, das beweist nicht nur das „besondere Ermittlungshemmnis“, sondern noch mehr ein Brief, mit dem „der Chef der Sicherheitspolizei und des SD“ SS-Obergruppenführer Kaltenbrunner den Reichsjustizminister Dr. Thierack aufforderte, „im Hinblick auf die Besprechung RFSS-Popitz die Hauptverhandlung unter praktischem Ausschluss der Öffentlichkeit durchzuführen“. In Wahrheit wird es so gewesen sein, daß Himmler bewußt mitgemacht hat, nicht etwa, weil er sich der Überzeugung der Männer des 20. Juli angeschlossen hätte sondern, weil er bereit war, für den Machtgewinn jeden Verrat zu begehen. Er muß überzeugt gewesen sein, daß die Kräfte stark genug waren, um ans Ziel zu kommen, sonst hätte seine Gestapo nicht jahrelang den Vorbereitungen der oppositionellen Generale und Politiker zugesehen, sonst hätte Himmler es überhaupt nicht zum 20. Juli kommen lassen. Himmler war gewillt, seinen Herrn und Meister zu verraten. Erst als es für ihn gewiß war, daß die „Revolution von oben“ am Zwickpunkt und am Zaudern ihrer führenden Männer scheitern würde, fand er seine alte „Treu“ zu Hitler wieder. Es konnte ihm ja

hoffen stieg um ein Fünftel der Fläche von 1945, die Gemüseanbaufläche wurde um ein Drittel vergrößert. Die Aussaatfläche für Ölfrüchte stieg 1946 im Vergleich zur Vorkriegszeit um das Dreifache. Bemerkenswerte Vergrößerungen der Anbaufläche sind auch bei den Zuckerrüben zu verzeichnen. Die Erweiterung der Anbaufläche im laufenden Jahre brachte das Fehlen einiger Sorten von Sommergetreidesamen, Hülsenfrüchten und Saatkartoffeln mit sich. Die Bauern, in erster Linie die Neubauern, erhielten von der Sowjetischen Militärverwaltung als Leihsaat 101.000 Tonnen Getreidesaat, Samen von Hülsen- und Ölfrüchten,

Günstige Eindrücke

Gespräche mit Parteitag

Die Delegierten der LDP aus den westlichen Zonen, die anlässlich des Erfurter Parteitages in Thüringen weilten, hatten die Möglichkeit, sich mit den Lebensbedingungen der Thüringer Bevölkerung und mit der Arbeit der LDP in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands bekannt zu machen. Ihre Eindrücke, die sie in Thüringen empfingen, lassen das Erstaunen über die günstigen Lebensbedingungen, in der sich die Bevölkerung der sowjetischen Besatzungszone und die Wirkungsmöglichkeiten der Liberal-Demokratischen Partei befinden, erkennen.

nicht viel geschehen. Wer würde es wagen, falls man überhaupt Popitz und den anderen „Verrätern“ glauben wollte, deren Aussagen, soweit sie Himmler belasteten, aktenkundig niederzulegen?

Um der historischen Gerechtigkeit willen darf nicht übersehen werden, daß die Aussagen von Popitz und Langbehn das Bild der Tatsachen aus dem selbstverständlichen Gebot der Verteidigung heraus gelegentlich verwischen. Dabei sind z. B. die Meinungsverschiedenheiten, besonders zwischen Goerdeler und Popitz, zu scharf kontrastiert dargestellt worden. Popitz hat ein gewagtes Spiel getrieben, als er sich dem schwarzen Teufel des Dritten Reichs, Himmler, anvertraute. Er, Langbehn und der enge Freundeskreis kamen zu diesem, man muß schon sagen, Verzweiflungsschritt entgegen dem dringenden Rat Schachts und anderer Kenner der trüben Mentalität des „Reichsheini“. Ihr Drang nach der Tat trieb sie zu diesem

letzten Versuch, seit sie annehmen mußten, daß die Generale unfähig oder unwillig waren, zu handeln. Popitz war viel zu klug, um sich nicht selbst zu sagen, Himmler werde befürchten, daß er nur Mittel sein solle, dessen man sich nach Erreichung des Zieles ebenfalls entledigen würde. Zu seiner und seiner Freunde Verteidigung Himmler gegenüber und später im Prozeß arbeitete er deshalb die These aus, daß er gar nichts gegen das autoritäre Regime und auch nichts gegen die SS hatte, sondern daß es ihm nur darauf ankam, Hitler durch eine verhandlungsfähigere Regierung zu ersetzen. Das Tatsachenkörnchen in dieser Bekundung liegt darin, daß Popitz für eine Übergangszeit nach der Ausschaltung Hitlers eine straffe Regierungsgewalt für erforderlich hielt.

Das Ende des 20. Juli jedenfalls war keine Befreiung für das deutsche Volk, sondern ein verschärfter Druck. Für die Beteiligten war es der Strang.

htm.

Französische Gegenwartskunst

Zeitgenössische Graphik in Berlin

Von morgen, Sonntag, an wird im Hause Reichlerstraße 45 (am Kurfürstendamm) eine Ausstellung französischer Graphik gezeigt. Es ist die erste Kulturveranstaltung von französischer Seite seit Kriegsende. Die Schau ist von 10-12 und 14-18 Uhr, Sonnabends und Sonntags von 10-18 Uhr geöffnet.

Es ist ein besonderes Merkmal der französischen Graphik, daß wir schon in der altmeisterlichen Zeit von ihr als einer modernen Kunst sprechen können. Gelangt bereits der mittelalterliche Holzschnitt durch die Betonung charakteristischer Wesenszüge der dargestellten Personen über die allgemeine Repräsentation eines Gefühls — sagen wir des Begriffs der Frömmigkeit etwa — hinaus zur Darstellung des eigenen religiösen Erlebnisses, so stellt sich vom Ausgang des 16. Jahrhunderts an die Graphik die Wiedergabe lebensnaher seelischer wie profaner Vorgänge bewußt zur Aufgabe. Namen von Weltmaß bezeichnen von da an die einzelnen Phasen der Technik, des Stils und der Stoffwahl, seien es die Stecher und Radierer Mellan, Nanteuil, Andran; die Lithographen Moenier, Daumier, Guys; ein Meister des Holzschnitts wie Gustav Doré, der Radierer Meryon, die ganze sogenannte Schule von Barbizon, dann ein Félix Bracquemond; der gemalte Repräsentant der Farblithographie Henri de Toulouse-Lautrec oder die Redon, Leyraud, Forain. Sie alle kennzeichnen einzelne Perioden der graphischen Kunst Frankreichs bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, in denen die eine oder andere Technik erneuert wurde oder vorherrschend war — sie alle aber waren Franzosen voll Geist und Witz, naturalistische Schilderer und unerbittliche Kritiker, Spötter und Parodisten, mit einem Wort lebendiges Frankreich.

Dieses lebendige Frankreich ist nun in Berlin zu Besuch, vertreten durch zeitgenössische Gra-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

R

Prof. Spranger
Berlin-Dahlem
Fabeckstr. 13

In den ersten Jahren des Krieges wurde der Name des Generals von Rabenau immer häufiger als der eines Mannes genannt, der offen für den christlichen Glauben und seine Pflege innerhalb der Wehrmacht eintrat. Darüber hinaus begegnete es mir wiederholt in meinem Briefwechsel, daß Menschen, denen irgendwie Unrecht geschehen war, die Absicht äußerten, sich an ihn mit der Bitte um hilfreiches Eingreifen zu wenden.

Im Frühjahr 1940 (?) sah und hörte ich den Herrn General zum 1. Mal, als er in der Wehrwissenschaftl. Gesellschaft einen Vortrag: "Die Schlacht (der Geisterkampf) auf den Katalaunischen Feldern" hielt. Um dieselbe Zeit hatte ich ihm meine Broschüre "Weltfrömmigkeit" gesandt. Ich erhielt darauf einen sehr freundlichen Brief von ihm, in dem er seine Zustimmung äußerte, kurz ehe er zu einem Vortrag mit verwandtem Thema für die Deutsche Philosophische Gesellschaft nach Hannover reiste. Es ist der einzige Brief, den ich von ihm besitze. Am 24. Juni 1940 veranstaltete ich einen Abend der Berliner Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft im Harnackhause mit einem Vortrag von Prof. Dr. Weniger über "Goethe und die Generäle". Hierzu hatte ich einige Generäle und Admirale eingeladen, unter denen sich auch Herr v. Rabenau befand. Nach dem Vortrag fand ein geselliges Zusammensein statt, bei dem ich zuerst mit ihm eine persönliche Unterhaltung hatte. Wir sprachen von den mancherlei Mißständen der Zeit. Herr v. Rabenau deutete an, daß seinen Äußerungen neuerdings Schranken gezogen seien und daß man ihn gelegentlich anfeinde. Ich erlaubte mir zu bemerken: "Ich habe die Befürchtung, daß Ew. Excellenz ihren kostbaren Einfluß zu sehr verbrauchen". Sie sollten nicht auf jeden Hilferuf hören, sondern zwischen wichtigen Aktionen jeweils eine Zeit verstreichen lassen, um diesen ihre eindrucksvolle Wirkung zu erhalten". Es überraschte mich, daß Herr General v. Rabenau stutzig wurde, als habe er selbst einem solchen Gedankengang noch niemals Raum gegeben. Frau von Rabenau war bei diesem Gespräch zugegen.

Im Wintersemester 1943/44 erwies mir Herr v. Rabenau, der inzwischen den Licentiaten der Theologie mit einem viel beachteten Erfolge gemacht hatte, die Ehre, meine 4stündige Vorlesung "Einleitung in die Philosophie" zu hören. Die Vorlesung fand zuerst im großen Hörsaal 4, Dorotheenstr. 6, statt, als dieser durch einen Bombenangriff zerstört war, im Pharmakologischen Institut in der Dorotheenstraße, im Auditorium maximum des Hauptgebäudes und als auch dieser in Trümmer gesunken war, im Pharmakologischen Institut in der Dorotheenstraße.

Obwohl das ganze Semester hindurch die schwersten nächtlichen Bombenangriffe auf einander folgten, ist Herr v. Rabenau höchstens ein- oder zweimal wegen Verkehrsschwierigkeiten ferngeblieben. Nach der Vorlesung hatte ich manchmal Gelegenheit, ein paar Worte mit ihm zu sprechen, wobei natürlich die Erörterung der politischen und militärischen Lage im Vordergrund stand. In besonderer Erinnerung ist mir eine Äußerung - wohl aus dem Januar 1944 - des Inhalts: wir hätten keine Möglichkeit, die Hitlerregierung auf gewaltsame Wege loszuwerden, sondern wir müßten mit ihr bis zum bitteren Ende gehen, aber im April werde es so weit sein, daß Hitler mit den Gegnern verhandeln müsse, dies werde seine Konstitution nicht aushalten. Er werde krank werden und damit werde der Umschwung kommen. Ein anderes Mal traf ich den General an der Singakademie, in seiner Begleitung befand sich eine Studentin, die er mir früher vorgestellt hatte. Ich erwähne dies, weil die junge Dame, deren Name ich leider vergessen habe, viele Erinnerungen an Gespräche mit ihm aus diesem Winter haben muß.

Am Schluß der letzten Vorlesung bat ich Herrn v. Rabenau um die Erlaubnis, ihn gelegentlich in seiner Wohnung besuchen zu dürfen. Die Begegnung dort (am Hohenzollerndamm) fand aber erst im Frühling 1944 statt. Zu Beginn des Gesprächs wurden Maßnahmen getroffen, um ein Abhören durch das Telefon zu verhindern. Hauptgegenstand war das erfolgreiche Bemühen des Generals, eine gemeinsame Kundgebung aller Bekenntnisse mit dem Charakter einer Fürbitte für die deutschen, bereits vom Siegersglück verlassenen Waffen herbeizuführen. Diese Aktion hatte er dem Propagandaministerium angeboten. Man schien sie dort als erwünscht anzusehen, jedoch berichtete Herr v. Rabenau auch, mit welcher Deutlichkeit er die Beauftragten dieser Behörde am Telefon und sonst behandelt hatte. Ich gewann den Eindruck, daß man nach diesen Vorgängen dort keine Sympathie für ihn hegen könnte.

Bei dem Besuch wurde mir gezeigt, welchen eigentümlichen Weg bei einem Angriff ein Bombensplitter genommen hatte: er war von einem Sessel abgeprallt, in den Bücherschrank gelenkt worden und hatte sich dort in eines der zahlreichen Bücher eingebohrt: Hitler, Mein Kampf! Gegen Ende meiner Anwesenheit erschien - angemeldet - der Historiker Prof. Wilmsen aus Münster, mit dem ich auch noch ein paar Worte wechselte.

Der General erwiderte meinen Besuch ungefähr am 23./24. Juli 1944 in meiner Wohnung. Im Vordergrund standen natürlich die Ereignisse des 20. Juli 1944. Herr v. Rabenau betonte sogleich im Beginn, daß er als Christ, aber auch sonst, den politischen Mord grundsätzlich verwerfe. Es blieb in mir auch nach dem weiteren Gang des Gesprächs kein Zweifel, daß er mit dem Attentat und den Attentätern in keiner Weise Verbindung hatte. Seine völlig ablehnende, ja feindliche Haltung gegen das System verberg er natürlich auch diesmal nicht. In der Aussprache wurden auch theologische Fragen geführt. Es fiel mir auf, welche plastische Vorstellung der General sich von der menschlichen Gestalt Jesu gemacht hatte: aus dem Umwerfen der Wechsellertische schloss er auf eine heidnische Natur.

Am Morgen nach diesem Zusammensein wurde Herr General von Rabenau verhaftet. Erfuhr es wenige Tage später durch einen telefonischen Anruf der ihm benachbarten Frau Pfarrer Nehmitz. Sie hatte wohl von Frau v. Rabenau gehört, daß ich mit ihrem Gemahl in Verbindung stand, auch lag auf seinem Schreibtisch die Einladung zu einem Vortrag von mir, der am 29. Juli in der Goethe-Gesellschaft stattfinden sollte. Frau Nehmitz schilderte Einzelheiten der Verhaftung, die in sehr früher Morgenstunde stattfand, der General wurde von den SSleuten genötigt, vor dem Milchgeschäft auf der anderen Seite der Straße coram publico das Auto zu besteigen. Er soll bei der Abholung zu seiner Frau gesagt haben: "Ich komme nicht wieder."

Da ich selbst mit den Kreisen, die die Verschwörung vom 20. Juli vorbereitet hatten, in sehr viel näherer Verbindung stand als Herr v. Rabenau, mußte ich mich vorsichtig verhalten und zu meinem Schmerz auf einen Besuch bei Frau v. Rabenau verzichten. Am 7. Sept. ging ich, um Näheres zu erfahren, wieder zu Frau Pfarrer Nehmitz. Inzwischen war bekannt geworden, daß Herr v. Rabenau zuerst nach Fürstenberg gebracht worden war, wo seine Gattin wohl noch Sachen für ihn abgeben konnte. Am Tage nach meinem Besuch bei Frau Pfarrer Nehmitz wurde ich selbst verhaftet und in das Gefängnis in der Lehrterstraße gebracht.

Während meines 10 wöchentlichen Aufenthaltes dort erfuhr ich durch meinen gütigen Freund, den Calafactor und kommunistischen Schutzhaftling Theodor Baensch (jetzt Wilmersdorf, Bonnerstr. 2), daß sich Herr General v. Rabenau in einem anderen Flügel des Gefängnisses befinde. Ich hatte Baensch gerade von ihm erzählt, so daß B., der in diesem Flügel nicht regelmäßig zu tun hatte, aufmerksam wurde, als er den Namen hörte. B. berichtete mir später, während ich noch in Moabit war, daß von Rabenau bisher keinem Verhör unterworfen worden sei. An seinem 60. Geburtstag seien Blumen in seiner Zelle gewesen, man habe von ihr auch sonst den Eindruck gehabt, daß es sich um eine Art von Ehrenhaft handele.

Nach meiner und seiner Freilassung hat mir Baensch noch erzählt, der General sei später an einen anderen Ort gebracht worden, man wisse aber nicht, wohin. Auch Frau Pfarrer Nehmitz konnte mir darüber nichts sagen. Von den weiteren Spuren habe ich mit tiefem Schmerz erst am 12. März 1946 durch Herrn Pfarrer von Rabenau gehört.

Meine Begegnungen mit Herrn General von Rabenau waren leider zu selten, als daß ich es wagen dürfte, ein volles Bild seiner Persönlichkeit zu zeichnen. Es sei mir aber gestattet, wenigstens den Eindruck auszusprechen, den sie auf mich gemacht hat. Energie des Körpers und des Geistes war der hervorstechende Zug. Die beste Tradition soldatischer Erziehung verkörperte sich in ihm. Ein strahlendes Auge, eine mächtige Stimme, eine "Haltung", die den ganzen Leib und jede Bewegung beherrschte. Entschieden Selbstbewußtsein war unverkennbar, aber von der Art, die nie genötigt ist, um sich selbst besorgt zu sein, wenn der Träger aus seinem Stande heraustritt und sich in andere Kreise begibt. Herr v. Rabenau hat es nicht verschmäht, sich noch in höherem Alter ^{auf} die Kollegbank zu setzen.

Wo er saß, war eben ein ethisches Zentrum. Als Forscher und Gelehrter hatte er es zu einer Bedeutung gebracht, die in der alten Generalität gottlob nicht selten war. Er entschloß sich jedoch, noch einmal als Theologe von vorn zu beginnen, offenbar, weil er von der christlichen Wurzel alles unseres Geistesleben und unserer Gesittung tief durchdrungen war. Er begann dieses Studium, obwohl ihm eröffnet wurde, daß er dann aus der Führerreserve endgültig ausscheiden müßte. Mir schien, daß er sich von der Persönlichkeit Jesu eine eigene, höchst konkrete Anschauung gebildet hatte, die nichts mit Gemütsweiche zu tun hatte, sondern die männlichen Züge stark herausarbeitete. In der Nachfolge Christi wurde er zum Anwalt aller, die sich an ihn wandten, weil ihnen Unrecht geschehen war. Verletzungen des Rechts erfüllten ihn mit einem edlen Zorn. Persönliche Gefahren zog er so wenig in Betracht, daß ihm seine bedrohliche Situation bis zuletzt kaum zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Wo er angriff, war er scharf und sarkastisch, wo er half, war seine Güte auch noch metallisch. Rückhaltlose Offenheit bewies er dem Gegner wie dem Freunde, auch insofern kannte er keine Schonung seiner Person. Ich kann es nicht verschweigen, daß er bei meinem Besuch die mich erschütternde Äußerung tat, er sei entschlossen, die Generaluniform bei keiner Gelegenheit mehr zu tragen. Das tragische, das in dieser Anklage lag, wird durch die Tatsache gemildert, daß er über seinen Stand hinausgewachsen war ins rein Menschliche, das ihm mit dem rein christlichen zusammenfiel. So ist er für uns, für das deutsche Volk, ein Märtyrer geworden, d.h. ein Zeuge des festen Glaubens an Gott und das Göttlich-Gute. Nach alter Vorstellung gehören zu dem Zeugentum des Märtyrers Zeugen in einem zweiten Sinne, d.h. ein miterlebender "Umstand". Infolge der aufgeregten Zeit und des üblichen Geheimverfahren hat eine größere Zeugenschaft bei seinem Selbstopfer gefehlt. Um so tiefer fühle ich mich verpflichtet, meinerseits ein bescheidenes Zeugnis für ihn abzulegen, in Dankbarkeit, in Pietät und in tiefem Schmerz.

Dahlem, den 21. März 1946

gez. Eduard Spranger

Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“
Geschäftsstelle: Kärnten-Mardenberg
Vorderhaus

Erinnerungen an die Vorbereitungen zum 20. Juli 1944.

(von Ehrengard Gräfin Rantzau, geb. Gräfin v.d. Schulenburg

Ich war beschäftigt als Vorzimmerdame des Kommandierenden Generals und des Chefs des Generalstabes des stellv. Generalkommandos III.A.K. in Berlin und alles, was aus- und einging an Personen und Schriftstücken, soweit es diese beiden Herren betraf, ging durch meine Hände bzw. durch mein Zimmer. So kam erstmalig, es mag im Herbst oder Winter 1942 gewesen sein, mein Vetter, Graf Fritz-Dietloff v.d. Schulenburg zu mir und fragte mich, wer wohl von den Herren des Stabes infrage käme für eine Zusammenarbeit gegen das Hitler-Regime und wie die Einstellung des K. G. und des Chefs seien. Ich sagte ihm, daß diese beiden Herren eine anständige Gesinnung hätten, und daß er mit dem damaligen Chef des Genstb., Oberst v. Unger, offen über alles sprechen könne. Ob er allerdings mit einer aktiven Mitarbeit rechnen könne, wußte ich nicht, denn die Herren fühlten sich an ihren Eid gebunden, hätten Familie und ob er nicht die ganze Sache erstens für sehr gewagt halte, und ob sich zweitens auch eine wirkliche Besserung der Lage und nicht eine Verschlechterung, hervorgerufen durch innerdeutsche Wirren, zu versprechen seien. Schulenburg erwiderte, es müsse etwas geschehen und zwar bald, die Lage sei trostlos, und Deutschland würde durch die Verantwortungslosigkeit der Machthaber so tief in den Abgrund stürzen, daß gar nichts mehr zu retten sei. Es seien viele bedeutende Männer am Werk, diesem nur durch verlogene Propaganda noch aufrecht erhaltenen Regime ein Ende zu bereiten.

So erfuhr ich das erste Mal von einer organisierten Bewegung gegen Hitler. Wieweit die Besprechung, der damals wohl noch sehr in den Anfängen steckenden Bewegung Erfolg hatte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Im März 1943 trat Oberleutnant Albrecht, der damalige Adjutant des Chefs des Stabes im stellv. Gen. Kdo. III .A. K., general v. Rost (später als Div.Kdeur.Hoch- und Deutschmaeister in Ungarn im Frühjahr 1945 gefallen) an mich mit der Frage heran, ob ich mich aktiv an einer Organisation zur Stürzung des Hitler-Regimes beteiligen wollte. Ich könnte den Herren wertvolle Dienste leisten. Ich überlegte erst, denn ich wußte ja auch, daß mein Kopf dabei auf dem Spiel stand. Ich sprach dann mit dem Chef, General v. Rost persönlich. Er erklärte mir, daß dies die einzige Rettung Deutschlands bedeute (wean überhaupt noch etwas zu retten sei!), und daß dies Unternehmen groß aufgezogen sei und viele bedeutende Männer aller Berufs- und Bevölkerungskreise der Mitarbeit beteiligt wären. Ein Gelingen des Planes sei gewährleistet. Ich machte jedoch den Einwand, ob Hitler ermordet werden sollte mir läge es als Frau nicht, einen Mord vorzubereiten. Wahrscheinlich würde es nicht ohnedem abgehen, meinte der General. Ich überlegte, wie viele Menschen Hitler ja auch auf dem Gewissen hätte, so meinen jüngsten, sehr geliebten Bruder, der als junger Leutnant im Jahre 1941 vor Mogilew fiel (zum Schluß wurde auch mein Mann noch sein Opfer, er starb 1945 in russ. Kriegsgefangenschaft), und daß kein Ende des Mordens der Besten unseres Volkes für eine völlig sinnlose Sache, abzusehen war. Außerdem hatte ich auch durch meine Tätigkeit genug Einblick in all die Korruptionen und Verlogenheit des Nazi-regimes bekommen und so stimmte ich zu.

- 2 -

Meine Tätigkeit bestand darin, die Befehle zu schreiben, die den Tod Hitlers und die Absetzung des Naziregimes zur Folge hatten und dem deutschen Volk verkündet werden sollten. Außerdem wurden Befehle gegeben, die die Zusammenziehung der Truppen betraf, als da sind, die in und um Berlin stationierten Ersatztruppen und Schulen. Auch Befehle zur Festnahme einzelner Naziführer waren darunter. Alle diese Befehle wurden oft geändert, verbessert und neu geschrieben. Diese Arbeit wurde von Oberlt. Albrecht und mir nach Dienstschluß erledigt bei verschlossenen Türen, denn es durfte ja nicht plötzlich jemand im Zimmer stehen, der einen Blick auf die Schriftstücke warf. Viel Arbeit machte auch das Vernichten der ungültigen Befehle, wir hatten ja im Generalkommando Zentralheizung und keine Öfen. So mußten wir mühselig spät abends die einzelnen Seiten der Schriftstücke in den Becken der Klosetts verbrennen, mit Stöcken die Papierasche klein stoßen und ann die Reste durch Wasserzug hinunterspülen. Die angeschwärzten Beckenränder scheuerten wir eigenhändig weider wein, damit am nächsten Morgen die Reinemachefrauen keinen Verdacht schöpfen konnten und dies evtl. beim Verwalterbereich melden. (Ich erwähne dies alles, um zu zeigen, in wie weit bis in kleinste gehende Vorsichtsmaßnahmen geübt werden mußten.)

Im Herbst 1943, den Monat kann ich nicht mehr genau angeben, wurde Oberst Graf Stauffenberg mit seinem Adjutanten, Major v. Oertzen, zum Stabe des stellv. Generalkommandos kommandiert. Er leitete die Vorarbeiten und Aufzeichnungen im Einvernehmen mit General v. Rost. Sein Aufenthalt beim Generalkommando war natürlich nur getarnt unter der Firma, daß er Chef beim General Fromm werden sollte und so Einblick bekommen mußte in die Berliner Verhältnisse.

Es kamen auch öfters Herren von der Polizei, der Polizeipräsident Graf Helldorff persönlich und auch General Canaris waren da und viele Herren, auf denen Namen ich mich nicht mehr besinne. Natürlich kam auch manchmal General Olbricht und sehr häufig sein Adjutant Oberlt. v. Haeften mit neuem Material. Alle diese Besuche standen im Zusammenhang mit dem Anschlag gegen Hitler. Meine Tätigkeit bestand auch hier, alle die kleinen tausend Helfershelferdienste zu leisten, nicht Herren bei mir im Vorzimmer warten zu lassen, deren Gesehenwerden unerwünscht war, sie evtl. in ein kleines Nebenzimmer verschwinden zu lassen bis sozusagen "die Luft rein war", mich bei lästigem Befragung unwissend zu stellen oder falsche Auskünfte zu geben und vor allem meinen Mund zu halten über die viele Sonntagsarbeit, die der Chef leistete, von der ich durch mein ständiges Wohnen im Generalkommando Kenntnis hatte. Bei den Besprechungen selbst bin ich nicht zugegen gewesen.

Im Januar 1944 heiratete ich und schied somit aus den Diensten des Generalkommandos aus.

TT

Samstag, 25. Oktober 1958 / Nr. 248

Reichwein, ein deutscher Revolutionär

James L. Henderson: „Adolf Reichwein“, eine politisch-pädagogische Biographie, herausgegeben von Helmut Lindemann (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1958, 224 S. 14,80 DM).

Zwei Biographien sind in diesem Herbst erschienen, die nicht nur als literarische Merkwürdigkeiten besondere Aufmerksamkeit verdienen. Es sind Biographien von Vergessenen der jüngsten Zeitgeschichte. Ernst Niekisch schrieb sein „Gewagtes Leben“ auf. Er ist heute neunundsechzig Jahre alt und war einmal eine Figur nicht nur von geistiger Kraft und Entschiedenheit, sondern auch von politischem Einfluß. Sieben Jahre Zuchthaus für politischen Widerstand haben den Mann physisch zerbrochen. Was er einmal war, wissen nur noch wenige.

Adolf Reichwein ist nicht minder vergessen, obwohl heute zwei pädagogische Akademien nach ihm heißen, sinnigerweise die eine in Halle und die andere in Oldenburg. Reichwein wurde im Zusammenhang mit dem Aufstandsversuch des 20. Juli 1944 hingerichtet. Er wäre vor einigen Wochen sechzig Jahre alt geworden. Der Herausgeber und Übersetzer der deutschen Ausgabe des Buches, das in seinem Kern eine Londoner Dissertation über die politischen und sozialen Spannungen in den Weimarer Jahren ist, bemerkt in seinem Vorwort zu der Tatsache, daß sich bisher kein deutscher Biograph Reichweins gefunden habe, folgendes: „Die deutschen Freunde, die ihn umt haben, standen wohl ihm selbst wie vor allem auch dem Geschehen, dessen Teilhaber und Opfer Reichwein gewesen ist, allzu nahe, um den Ereignissen und seinem Anteil daran gerecht zu werden.“ Diese Argumentation ist nicht zu verstehen. Während eine neue Generation nachgerückt ist, die bereits deutliche Zeichen der Unfähigkeit des Verständnisses zu erkennen gibt, hält man sich aus privat recht achtenswerten Motiven zurück? Welchen andern Dienst könnten die Freunde und Zeitgenossen dem Toten, der bis heute umsonst gelebt zu haben scheint und einsam gestorben ist, leisten als den, sein geistiges Vermächtnis „aus der Nähe“ darzustellen?

Reichwein stammte aus einem hessischen Lehrerhaus im Taunus und war bei Ausbruch des Krieges Sekundaner. Die deutsche Schul- und Bildungsbewegung lag seit Jahrzehnten im Konflikt mit den starren autoritären Prinzipien des Staates und der Gesellschaft im Zweiten Kaiserreich. Nietzsche, Paulsen, Lichtwark hatten die Theorie einer freien, geistig fundierten Erziehung formuliert. Die Jugendbewegung, die soziale Bewegung der verschie-

denen Schattierungen lieferten der geistigen Bewegung politischen und sozialen Zündstoff. Der junge Reichwein war als Gymnasiast Kriegsfreiwilliger geworden, lag 1918 in einem Lazarett und bezog nach seiner Entlassung in einer Zeit schlimmer Unruhen und Entbehrungen als armer Student die Universitäten Frankfurt und Marburg. Seine Fächer waren originell zusammengestellt und typisch für den jungen Idealisten, der von Hause aus nur einen Zugang ins Öffentliche kannte, die Bildung. Reichwein studierte Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaft.

Die Tragödie dieses deutschen Lebens, das auf Hitlers Schafott endete, ist in diesen Studienfächern bereits angedeutet. Ein junger Mann, glühend vom Eifer, ins Öffentliche zu wirken, auf merkwürdige Weise ein Geistesverwandter eines anderen Hessen, Georg Büchners, sucht durch das Studium von Philosophie und Wirtschaft den Weg in ein politisches Wirken zu zwingen. An Reichwein wird deutlich, was in unserm Volk das Fehlen hoher Ausleseh Schulen, wie sie Frankreich und England besitzen, bedeutet. Eliten im Sinne kleiner durch gemeinsame Bildungswege und Studienjahre verbundener Männer, die für Führungsstellen bereitgehalten werden, können sich in unserm Partikularismus nicht bilden. Es ist leicht gesagt, daß Reichwein den Fehler gemacht habe, nicht über eine Partei in die Politik zu gehen. Er schlug in der Tat den ungeeigneten Weg ein, den die meisten jungen Geistigen damals (und heute?) gingen. Er nahm den Weg über bündische Gruppen und akademische Debattiervereine und ging nach seinem Studium als Schüler des deutschen philosophischen Idealismus in die Erwachsenenbildung. Reichwein hatte darin schöne Erfolge wie manche andere. Aber politisch änderten sie gar nichts. Typisch für den umgetriebenen, beinahe unrastigen Mann, der eine merkwürdige Einheit von Manager und deutscher Bildungspädagoge war, ist eine tiefe Lebenskrise ums Jahr 1925. Da geht er aus der Enge hinaus und beweist, daß er eigentlich aus modernem Stoff gemacht ist als der durchschnittliche deutsche Professor. Er lernt fliegen, frampft durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, den fernen Osten. Er ist ein typischer Generationsgenosse des Wandervogels, scheut sich nicht, als Matrose durch die Welt zu kommen, erwandert sich den Globus mit Studenten und Arbeitern auf Hungermärschen durch Lappland und den Balkan. Reichwein muß ein von Kraft und Temperament strotzender, gelegentlich ein über das Maß der Kräfte hinaus sich vergeudender Mensch gewesen sein. Vielleicht hat das geheime Ungenügen an der Sisypusarbeit der Bildung, die nicht ins Politische hineinwirkte, ihn getrieben, sich zu verzehren. Carl Heinrich Becker, der unvergeßliche preußische Kultusminister von 1925 bis 1930, der den Staat für die Schule und die Bildung erobern und dem Staate die administrative Führung der Bildung sichern wollte, machte den sprühenden hochbegabten Reichwein zu seinem persönlichen Referenten und danach zum Rektor der neuen Pädagogischen Akademie in Halle. Erst 1932 trat Reichwein der Sozialdemokratischen Partei bei. 1933 war es mit Reichweins Karriere zu Ende. Henderson berichtet von einem typischen Versuch der neuen Herren, den prächtigen Mann für sich zu gewinnen. „Sie wären ein geborener SA-Führer“, meint ein Mann des nationalsozialistischen Umsturzes zu Reichwein. Der zog sich in eine kleine märkische Volksschule als Lehrer zurück und vollbrachte das Experiment, inmitten der sogenannten politisch ausgerichteten „rassischen“ Erziehung eine isolierte Insel humaner Bildung aufrechtzuerhalten. 1939 litt es Reichwein nicht mehr auf seiner Insel. Er ließ sich durch Freunde, die im Reichserziehungsministerium ausgehalten hatten, ohne infiziert zu werden, nach Berlin an das Volkshochschulmuseum holen. Nun, als es schon zu spät war, begann Reichwein eine rege politische Untergrundarbeit. Er aktivierte seine zahlreichen persönlichen Beziehungen und fiel der Gestapo kurz vor dem 20. Juli 1944 in die Hände. Reichwein hatte es für unumgänglich gehalten, die Kommunisten in die Front des Widerstandes einzubeziehen und wurde bei dem Versuch, Kontakte herzustellen, verraten. Er endete, Vater von drei unmündigen Kindern, ein deutscher Idealist lauterster Art, als angeblicher Hochverräter durch den Strang.

Die Biographie des Briten ist zugleich der Versuch einer geistesgeschichtlichen Darstellung der Weimarer Jahre. Henderson ist nicht nur tief in die Programme der Reformer und in die politische Situation, sondern auch in die seelische Lage der Hauptbeteiligten eingedrungen. Bemerkenswert ist die Einfühlungsgabe des Verfassers, der aus Zeugnissen der Zeit und der Überlebenden ein im allgemeinen zutreffendes Bild entwirft. Das Buch ist ein neuer Beitrag zu einem der seltsamsten Kapitel deutscher Geschichte. Ein überaltertes System stürzt. Aber es gab in dem neuen demokratischen Staat so wenig Integration von Politik und Gesellschaft, von Macht und Geist, von Staat und partikularen Tendenzen, daß die Gebildeten sich außerhalb ansiedelten, in Bündeln, Volkshochschulen, in einer sogenannten konservativen Revolution. Ihr Versuch, von da aus politisch Fuß zu fassen, scheiterte. Hendersons Buch macht deutlich, daß in Deutschland ein Jahrhundert lang zu viel versäumt worden ist, als daß die Eroberung des Staates nach 1918 durch und für den Geist schon möglich gewesen wäre. Welche Lehre ziehen wir daraus? Wird das Opfer der Männer vom Schlage eines Reichwein noch fruchtbar werden?

Karl Korn

War der 20. Juli ein "Sabotageakt?"

Von Professor Dr. Gerhard Ritter, Freiburg.

Mit keinem ihrer Schlagworte hat die Goebbels-Propaganda einen solchen Dauer-Erfolg erzielt wie mit dem von der "kleinen Verräter-Clique" des 20. Juli. Zuerst hat sie damit vor dem deutschen Volk die Tatsache verdunkelt, daß nicht ein paar Dutzend Offiziere und Politiker, sondern Hunderte von führenden Köpfen des politischen und geistigen Lebens in Deutschland an dem Komplott irgendwie mitbeteiligt waren und daß es kaum noch einen höheren Wehrmachts-Stab gab, in dem nicht mindestens die Notwendigkeit begriffen wurde, den aussichtslos gewordenen Krieg schleunigst zu beenden. Ganz zu schweigen von den Tausenden, die als indirekt Mitbeteiligte oder Sympathisierendennach dem 20. Juli in aller Stille in Haft gerieten. Ihre Zahl wuchs so rasch an, daß die Gestapo schließlich wichtige Persönlichkeiten trotz unzweifelhafter "Belastung" gar nicht mehr zu verhaften wagte, um den Skandal nicht noch mehr zu vergrößern.

Später hat das Ausland, die amerikanische "Morgenthau-Presse" zuerst, die Goebbels-Parole aufgegriffen, aber gleichzeitig auf den Kopf gestellt. Man sprach jetzt von ehrgeizigen Militaristen, die an ihrem Generals-Posten klebten und die nicht begreifen wollten, was die Glocke geschlagen hatte: Deutschlands bedingungslose Kapitulation. Als Echo hörte man deutsche Stimmen der Neunmalweisen, die sich beeiferten, die Tat des 20. Juli zu bagatellisieren: als aussichtslosen Putsch politischer Dilettanten, monarchistischer Sozial-Reaktionäre, deren Sieg nur eine neue Form der Diktatur für Deutschland gebrecht hätte. Zu alledem kommt noch das Gerede jener unentwegten Nationalisten, die sich immer noch nicht entschließen können, den totalen Mißerfolg der Hitlerschen Kriegsführung zuzugeben. Ihnen sind die Männer des 20. Juli einfach "Saboteure" des Sieges. Ihre Wühlarbeit soll die Versorgung der Front mit dem nötigen Nachschub schwer gehemmt, ihr Defaitismus den "Siegeswillen" der Generale gelähmt, ihr attentat die Gesundheit und Unschädlichkeit des "Führers" schwer erschüttert und dadurch seine späteren Mißerfolge verschuldet haben.

Es wird eine der dringenden Aufgaben des jetzt von der Bundes-Regierung geplanten "deutschen Instituts für die Erforschung der nationalsozialistischen Zeit" sein, dieser Bildung einer neuen "Dolchstoß-Legende" durch aktenmäßige Gegen-Beweise entgegen zu treten. Eine besonders große Rolle dürften dabei die Prozess-Akten des 20. Juli vor dem Volksgerichtshof spielen, aus denen sich ganz eindeutig ergibt, daß die militärischen Central-Stellen des Heimatheeres, in denen die Verschwörung ihren eigenen Sitz hatte, nicht nur keinerlei Sabotage getrieben, sondern im Gegenteil gerade im Juni-Juli 1944 besonders große Anstrengungen gemacht haben, um drohende Katastrophen von der einen oder anderen Front abzufangen und so nach gelungenem Putsch das militärische Chaos zu verhindern.

Fraglos war es der eigentlich Sinn des Stauffenberg'schen Attentats, Deutschland vor dem totalen Zusammenbruch, insbesondere vor der Überflutung durch die Roten Armeen zu bewahren. Es hat nicht an Stimmen des Auslandes ge-

II.

fehlt (und auch nicht an deutschen Nachbeterern dieser Propaganda) die Goerdeler und seine Mitverschworenen eben deshalb Illusionäre, Militaristen und Nationalisten schalten, weil sie überhaupt noch den Versuch wagten, dem rollenden Wagen des Schicksals in die Speichen zu greifen, statt es als "verdiente Vergeltung" für Hitlers Untaten über Deutschland sich hinwälzen zu lassen. An dem entschlossenen Willen zu solchem Widerstand kann in der Tat kein Zweifel sein. Nur daß er zugleich noch von einem anderen Motiv mitangetrieben wurde: von tiefer sittlicher Empörung über dieses Schand-Regiment, das Deutschlands Namen für alle Zeiten befleckte. Ihre Tat sollte, wie General v. Tresckow im Juli 1944 seinen Freunden schrieb, selbst dann, wenn sie außenpolitisch erfolglos bliebe, "vor der Welt und der Geschichte beweisen" daß Deutschland dies Regim Regiment nicht länger zu ertragen bereit war.

Keiner dieser Männer, die um solcher Ziele willen, ihr Leben in einem grausamen Tod hingeben, hätte sich jemals träumen lassen, daß es Deutsche geben könnte, die ihn eben deshalb zu schmähen wagten. Wer sie wenigstens teilweise gekannt hat, wird nicht anders als mit tiefer Trauer des schlechthin unersetzlichen Verlustes gedenken, den Deutschlands politische Führungsschicht durch ihren Tod erlitt. "Trösten Sie sich damit Sie unter die besten Ehrenmänner und edelsten Charakterköpfe Deutschlands kommen", sagte mir der Direktor unseres Freiburger Gerichts-Gefängnisses (selber ein wahrer Ehrenmann) in einer mir unvergeßlichen geheimen Unterredeung in jener Nacht, in der ich in die Berliner Kerker des "Volks-Gerichtshofes" überführt werden sollte. Er hatte zweifellos recht.

Nun ist für das politische Urteil gewiß nicht der gute Wille allein maßgebend, sondern ebenso sehr die politische Einsicht und das Vermögen zur Tat. Waren die Verschwörer des 20. Juli "Reaktionäre"? oder waren sie blinde Fanatiker und Illusionäre? Sicherlich war es ihre Tragik, daß keiner von ihnen jene wilde Dämonie des echten Revolutionärs besaß, die der Hitler gewachsen gewesen wäre. Innenpolitisch gab es erhebliche Gegensätze zwischen ihnen, vor allem zwischen einer "Rechten" und einer "Linken" - Gegensätze, die niemals völlig ausgeglichen worden sind. Vom konservativen Monarchismus eines Popitz oder auch Goerdeler bis zum radikalen Sozialismus der Leber und Reichwein war die Spanne recht weit.

Da es sich fast durchweg um starke Persönlichkeiten handelte, fehlte es auch an persönlichen Spannungen und Antipathien nicht. Aber man soll das alles in seiner praktischen Bedeutung doch auch nicht überschätzen. Wer die mancherlei Pläne dieser Männer für den Neuaufbau Deutschlands überprüft, gewinnt bald den Eindruck, daß der Wille zu einer echten, alle Klassen-Gegensätze überbrückendenden (nicht bloß überdeckenden) "Volksgemeinschaft" auf allen Seiten lebendig war. Als wirklichen Volksstaat, der sich auf die breite Masse der Arbeiterschaft in Stadt und Land gründete, gedachte auch Goerdeler das neue Deutschland zu organisieren, in enger Fühlung mit den Gewerkschaften, deren Neubelebung eines seiner Hauptanliegen war. Und umgekehrt, als 1943 einmal die Möglichkeit eines monarchistischen Staatsstreiches erwogen wurde, bei dem ein jünge-

III.

res Mitglied des Hohenzollern-Hauses aktiv hervortreten sollte, fand der Plan sowohl bei ehemaligen Führern der christlichen wie auch der "freien" Gewerkschaften eine überraschend weitgehende Bereitschaft zur Unterstützung. Uebrigends war dabei keine Rede von einem bloßen "Staatsstreich von oben" oder von einfacher Restauration der alten Monarchie, sondern immer nur von einer Abschüttelung Hitlers mit Hilfe monarchistischer Elemente der Armee, die dann die Möglichkeit schaffen sollte zu einer freien Volksentscheidung über die endgültige Staatsform. Wer die damals aufgestellten und immer wieder durchdiskutierten Verfassungs-Pläne im einzelnen kennt, findet darin überraschend vieles, das ihn an die politischen Versuche von heute erinnert. Die großen Probleme der rechten Vereinigung von Freiheit und sozialer Gerechtigkeit, von Einheit des Ganzen und Vielgestaltigkeit der Glieder, von dauerhafter Regierungs-Bildung und wirksamer Kontrolle der Staats-Gewalt sind darin mit großem Ernst und reicher Erfahrung angepackt.

Aber waren die Verschwörer nicht Utopisten, wenn sie trotz der Parole von Casablanca noch immer glaubten, der "bedingungslosen Kapitulation" entgehen und womöglich mit den Westmächten ein Abkommen treffen zu können, das Deutschland befähigte, die bolschewistischen Heere bis zu einem halbwegs erträglichen Friedensschluß vom deutschen Boden fernzuhalten? Ohne Frage haben sie die enge Gebundenheit des Westens, gerade auch Amerikas, an den russischen Alliierten bei weitem unterschätzt. Sie glaubten an die Macht des nackten Staatsinteresses, das auch den Westmächten zu gebieten schien. Deutschlands Ueberflutung durch den Bolschewismus nicht zuzulassen und verkannten die Macht der Leidenschaften demokratisierter Völker, aber auch der moralischen Bindungen, die den Erwägungen reiner Staatsraison im Wege standen. Aber war Hitler's wahnsinniger Versuch, bis zum letzten Augenblick alle besetzten Länder Europa's festzuhalten, statt die verbliebenen Kräfte auf die Hauptfronten zu konzentrieren, nicht noch mehr utopisch? Zweifellos war im Sommer 1944 der allerletzte Augenblick gekommen, ja, eigentlich schon überschritten, in dem es (ähnlich wie am 8. August 1918) soldatische Pflicht wurde, einen aussichtslos gewordenen Krieg schleunigst zu beenden, weil jeder Versuch seiner Fortsetzung zu Selbstzerstörung führte, also zum Verbrechen am eigenen Volk wurde.

Uebrigends glaubten Goerdeler und seine Freunde konkreten Anlaß zu ihren Hoffnungen zu haben. Sie wußten seit Herbst 1943 aus direkter Quelle, daß Churchill schwere Sorgen vor einem russischen Totalerfolg hatte und schlossen aus den ihnen zugegangenen Meldungen, daß er mit sich reden lassen würde, sobald nur erst eine neue, verhandlungsfähige Regierung gebildet wäre. Natürlich hing alles zuletzt davon ab, daß diese Regierung noch irgendwelche Machtmittel in der Hand behielt und nicht bereits die totale Katastrophe eingetreten war. Im Juli 1944 war immerhin Frankreich noch nicht aufgegeben, stand der Russe noch nicht auf deutschem Boden. Sicherlich: wäre das Attentat und die Bildung einer neuen Regierung gelungen, so hätte diese Regierung schwere außenpolitische Enttäuschungen erlebt. Aber es fällt

IV.

schwer zu glauben, daß diese Flut von Haß und Verachtung über uns herein gebrochen wäre, wie 1945, wenn wir uns selbst von dem Tyrannen befreit hätten. Deutschlands schönste Städte wären im Augenblick des Friedesschlusses noch kein Trümmerfeld gewesen, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Eiserne Vorhang und die Oder-Neiße-Linie dieselbe Bedeutung gewonnen hätten, wie jetzt. Denn beides wurde erst im Februar 1945 in Yalta festgelegt.

So ist die Tat des 20. Juli wahrlich kein Sabotage-Akt gewesen, sondern ein letzter, freilich verzweifelter Rettungs-Versuch. Wir haben allen Anlaß, das Andenken der Männer, die ihr Leben dafür einsetzten, in höchsten Ehren Ehren zu halten.

(Erschienen 1950 im Juli in etwa 10 Zeitungen.)

11. Oktober 1944, abends.

Meine geliebte Mama!

Heute kam mir aus einem besonderen Anlaß der Gedanke, Dir/doch einmal zu schreiben, obwohl ein kurzer Brief an Dich schon meinen übrigen Abschiedsbriefen beiliegt. Ich weiß, daß Dich, trotz Deiner großen Sehnsucht und Freude, zum Heiland zu gehen, mitunter die Todesfurcht einfach vor dem Körperlichen Vorgang quälte. Und da wollte ich Dir so gerne sagen, daß unser Herr auch die ganz fortwischen kann, wenn wir Ihn darum bitten. Ängstige Dich also bitte garnicht! Schon Papa sagte mir, daß Großpapa sterbend ein linderndes Mittel von sich wies mit den Worten: "Es muß alles ausgehalten werden!" So souverän stand er über dem Sterben, ganz herrlich! Ich selbst nun erwarte seit einer Woche von Tag zu Tag den Tod, jetzt zum Beispiel für morgen. (Anm.: Der Briefschreiber wurde am 12. 10. 44 in Plötzensee gehängt). Und der Heiland hat mich in Seiner grenzenlosen Gnade vollkommen von allem Grauen freigemacht. Ich bete und denke ganz ruhig und fast ausschließlich an Ihn und dabei natürlich an meine Liebsten, esse mit Appetit, freue mich am Sonnenschein, und habe mich nur insofern ganz aus der Welt zu lösen versucht, als ich nichts mehr lese und mich auch möglichst von allen militärischen und politischen Gedanken frei und nur für den Heiland verfügbar halte. Ich gehe früh und betend zu Bett, schlafe ganz ruhig und fast die ganze Nacht wie ein Kind, und wende mich erwachend gleich Ihn zu. Und bin dabei innerlich völlig frei von Furcht und dazu, abgesehen von meinen Gedanken an meine kleine Schar, ein völlig glücklicher Mensch. Ein Vorgang, der hier schon oft aufrief und durch Hinweis auf Ihn erklärt wurde. - Ich hatte mir erst selbst Gedankengänge überlegt, die mir Kraft und Freudigkeit zum Sterben geben sollten, da zeigte Er mir plötzlich zwei Mittel: vor allem sollte ich mir doch in aller Realität mein Sterben vergegenwärtigen und es mit Seinem vergleichen. Das hat mir unendlich geholfen: Dort der Sündenlose freiwillig von seinen "Erlösten" viele Stunden zu Tode gemartert, hier dem gegenüber ein Augenblicksgeschehen meines Vorgangs, der mir so wieso einmal, und vielleicht viel qualvoller (lange Krankheit) bevorstehen muß. Den Hinweis erhielt ich durch die 2 schönen Verse "Wenn ich einmal soll scheiden" (besonders "Und laß mich seh'n Dein Bilde in Deiner Todesnot"). Da schüttete ich mich aller Hemmungen und wurde furchtlos. Und dann verwies Er mich noch darauf, daß ja der Todesaugenblick zugleich der erste in Seiner seligen Ruhe im Gottesfrieden ist. Diese Gedanken festhaltend sehe ich seit Tagen stündlich der Abfahrt zu raschem Heimgang völlig ruhig und frei entgegen mit ganz stillen Gedanken und Puls und habe volle Zuversicht, daß das kurze letzte Geschehen ebenso von Seiner unbeschreiblichen Gnade durchleuchtet sein wird. Ich schreibe es Dir so genau, meine geliebte Mama, weil ich Dir damit vielleicht in Seinem Auftrag eine kleine Hilfe geben kann. - Für mich besteht schon seit Anbeginn dieser letzten ausschließlichen Gnadenzeit (ca 2 1/2 Monate) kein Zweifel daran, daß ich all die unverdiente Barmherzigkeit zu einem ganz großen Teil Deiner Jahrzehnte langen Fürbitte verdanke und ich kann Dir mit Worten garnicht dafür danken! Ich halte diese Deine Fürbitte für das weitaus größte, Deiner unendlichen Liebe zu mir, und wir werden in der Ewigkeit noch oft davon sprechen. Ich bitte Dich aber von ganzem Herzen, daß Du für den Rest Deiner Erdenzeit nun diese Fürbitte auf Ursel und meine zwei Kleinen übertrügst! Ach, bitte tue es doch mit der gleichen Liebe und Treue! Es ist ein unvorstellbarer Schatz, den Du damit meiner geliebten kleinen Schar schenkest, die ihn so bitterlich nötig hat. Ich weiß genau, daß Du meine Bitte erfüllen wirst! - Ich habe natürlich unablässig die Meinen im Gebet vor Ihn gebracht, an manchen bereits erkannten Erhöhungen und kleinen-großen Gnaden Sein Wirken erkannt und bin von Ihm mit der Zuversicht erfüllt worden, daß "wer auf diesen Fels sein Vertrauen setzt, nicht zuschanden wird". Ich habe Ihn

dabei für sie nie um langes Erdenleben, sondern nur um Kraft und Bewährung vor Grauen und Not und Lieblosigkeit gebeten, und dann natürlich um seligen Heimgang. Der Tod jetzt bedeutet mit gar nichts, aber wie gerne wäre ich mit der kleinen Schaar heimgegangen, die ich nun nicht mehr hüten und schützen kann. Doch bei solchen Gedanken erinnert der Herr mich immer daran, daß ich ihr nach menschlichem Ermessen sowie so in Schwerem nicht zur Seite gewesen wäre, und daß vor allem Er ein weit besserer Schutz und Schirm ist. Wie herrlich ist mir das Bewußtsein, so liebe Geschwister zu besitzen, die ihr gewis, wo sie nur können, wie ein Block zur Seite stehen werden. - - Diese nachrichtensartige Trennung von Euch allen, allen war mir wohl oft schwer, aber zugleich wuchs das Bewußtsein enger Verbundenheit vor Gottes Thron und vor allem der Bedeutungslosigkeit der Erdenzeit. Und immer größer wurde die Freude auf die dortige frohe Trennungslosigkeit. Wie unbeschreiblich herrlich wird es sein, und wie glücklich wäre ich erst, wüßte ich meine Liebsten und Euch alle nur schon in Gottesfrieden, leidentrückt!

Ich grüße Euch alle, die Ihr etwa jetzt in R. von ganzem Herzen und befehle Euch in Gottes Hand und Segen. Er führe Euch gnädig auf linden Pfaden in Sein Reich, wie mich, der ich dem Schächer gleich dorthin gelangte. - - Für all die unendliche Liebe von fast 42 Jahren danke ich Euch und vor allem Dir, meine unbeschreiblich geliebte Mama, aus tiefstem Herzen. Reichere und innigere Liebe von seiner Mutter hat nie ein Kind empfangen als

Dein Alecci.

Mit unendlichem Dank habe ich heute noch an die herrliche Kindheit gedacht, die vor allem Deine Liebe in Mitau und W. bereitete. Alles in goldenem Glanz, Du im Mittelpunkt.

(Abschiedsbrief des Oberst i.G. Alexis Frhr.v.R. an seine Mutter am Tage vor seiner Hinrichtung)

wenden!

Aufzeichnungen

des Obersten im Generalstab Alexis Freiherrn von Roenne, * 12.10.44.

An 20.7.44 war die Gesamtlage Deutschlands eine überaus ernste geworden. Es war dies militärisch die Folge einer langen Reihe schwerer Niederlagen, die wiederum und ausschließlich auf schwerste Fehler der obersten Führung zurückgingen. Der Verlust der Kampfstärksten Deutschen Armee (6.) in Stalingrad, der Verlust Afrikas mit allem Personal und Material, der Verlust des russischen Vorfeldes infolge Verbotes jeder rückwärtigen Abschwärzung, das fast mißgelungene Gelingen der Invasion (6.6.44) in der Normandie und viele andere Rückschläge lassen sich mühelos als reine Führungsfehler nachweisen, die gegen den erbitterten Einspruch der zuständigen Soldaten (bes. Zeitskizzen, vorher Halder) erzwungen wurden. Sie kosteten zahllosen Soldaten das Leben, beraubten Deutschland seines Vorfeldes und entscheidender Rohstoffbasen und führten schließlich zum Abfall der hoffnungslos gewordenen Verbündeten. Ohne ausreichende Ernährungsbasis, ohne Betriebsstoff, ohne Chron, Munition und Baumit war Deutschland offensichtlich nur noch zeitlich begrenzt abwehrfähig, während gleichzeitig die feindliche personelle und materielle Übermacht sich an die deutschen Grenzen heranschob, um in einigen Monaten nun zur Erde und in der Luft Deutschland zum ausschließlichen Kriegsschauplatz zu machen, das deutsche Volk zu vernichten. Selbst in dieser Lage waren seitens der obersten Deutschen Führung weder die erforderlichen politischen noch militärischen Massnahmen zu errichten: totale Mobilisierung, Freigabe unwichtiger Gebiete (Italien, Norwegen), zur Schwerpunktbildung an entscheidender Stelle (Frankreich, Russland); Versuch der Verständigung mit einem Gegner zur Vernichtung des andern: Zugeständnisse an Frankreich und das nationale Russland (zwecks Zersetzung des roten) u.d. Schwerste militärische Fehler gingen Hand in Hand mit totaler politischer Stilität, und das seit mindestens 2 1/2 Jahren.

So war die tatsächliche Lage am Sommeranfang 1944. Sie ist einer Anzahl deutscher Männer zum Anlaß geworden, einen Versuch zur Rettung Deutschlands im letzten Augenblick zu versuchen. Angesichts des Versuchs, diesen Männern nun schuld an der tödlichen Lage Deutschlands aufzubürden, ist besonders festzuhalten, dass bei ihren Anträgen zum Versuch die Massen bereits an der Reichsgrenze standen, die Angelsachsen ihren entscheidenden Durchbruch in der Normandie (auf Avromobilen) erzielt hatten, und die Türkei bereits in feindlichen Lager stand, während Finnland, Rumänien und Bulgarien infolge dieser Niederlagen ihre Abschnungen mit dem Feinde fixierten. Der Versuch war also nicht salass, sondern Folge der tödlichen Gesamtlage!

Teilnehmer und Ziele sind mir in einzelnen nicht bekannt geworden, jedoch ungefähr rekonstruierbar. Beteiligt waren militärischerseits mindestens 2 Feldmarschälle (dabei wohl die markanteste militärische Persönlichkeit des Reiches: Kluge), - 3 Generalobersten (darunter 2 ehemalige Chefs des Grossen Generalstabs), - zahlreiche Generale und Obersten (darunter die markantesten Erscheinungen ihrer Jahrgänge wie Treckow, Stauffenberg, der Gen. Quartiermeister des Heeres, der Chef der Org. Abt. usw.), mindestens 20 - 30 und viele sonstige Offiziere; daneben dann eine starke Zivilgruppe mit Gördeier, Schacht etc. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die aufgeführten Soldaten mindestens in der Mehrzahl Männer von höchster Vaterlandsliebe und ausgeprägtem Ehrengefühl waren, die nur unter dem Eindruck der Todesnot ihres Vaterlandes zu dem schwersten aller Entschlüsse kamen. Sie werden an ihre Verantwortung ihrem deutschen Volk, ihren Kindern und den kommenden Geschlechtern gegenüber gedacht haben. Sie werden an den unheilvollen Allgäu von 1918 gedacht haben, und so wird in ihnen der Entschluss gereift sein, den Bergab zu gehen und unter Einsatz ihres Lebens in die Speichen zu fallen. Surcht, eigene Ziele und Ehrgeiz konnten nicht die Triebfedern eines Entschlusses sein, der in dieser Form auf Leben und Tod ging und den

Einzelnen, meist in hoher, angesehener Stellung befindlichen keinerlei persönlichen Vorteil zu bringen versuchte. Es ging nur um Deutschland und dabei vor allem um die Kernfrage: wie man Land und Volk vor dem Russeneinbruch und der Zerstückelung retten könne.

Militärisch wird die Einsetzung einer neutralen Führung Ziel gewesen sein, die nach 3 verderblichen Jahren wieder die Vernunft und den zeitlosen Gesetzen der Strategie Rechnung trug; die operierte und nicht planlos primitiv u. jedem Geldgeizstreifen bluten liess; die nicht bis morgen, sondern für Monate vorausplante; die nicht phantastische, nie erfüllte Hoffnungen auf neue Waffen setzte, sondern auf die voll ausschöpfende Kraft des deutschen Volkes zurückgriff und sie planvoll einsetzte.

Aussenpolitisch wird daran gedacht worden sein, dass die angelsächsischen Mächte Russlands Vordringen sorgenvoll betrachten müssten und auch zweifelsfrei betrachteten; dass sie aber in der derzeitigen deutschen Staatführung keinen Verhandlungspartner sehen konnten, weil diese jegliches Vertrauensverhältnis in der Welt verloren hat und ausserdem auf Grund moralischer Belastungen den angelsächsischen Völkern nicht mehr zu präsentieren ist. Es wird daher vermutlich die Absicht bestanden haben, für Deutschland gegen Fortsetzung des Russland-Krieges ein Arrangement im Westen zu erkaufen, unter möglichst weitgehender Wahrung der deutschen Souveränität u. Grenzen ein harter Entschluss! Nur dicktadel angesichts der andern sicheren Alternative; Zusammenbruch und Besetzung des Reiches durch Russen und Angelsachsen bis zum Frühjahr 1945 und damit die voranschreitende Vernichtung, Zerstückelung, Ausrottung und Abschiebung des deutschen Volkes für unabsehbare Zeit.

Innenpolitisch dürften die Ziele kurz gesteckt gewesen sein und sich im Wesentlichen auf Zerschlagung des SS-Apparates gerichtet haben. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob die Vorbereitungen solcher Zielsetzung entsprachen, und ob sie voll durchdacht und fundiert waren. Sicher ist, dass die vernünftigen Grundlage hatten und dass die Beteiligten nur um ihres Volkes Todessnot willen ihre schwersten persönlichen Hemmungen überwandern (Schmerz).

Gott hat gegen sie entschieden! Er hat erant gezeigt, dass auch höchste vaterländische Ziele die nicht zur Erreichung nicht rechtfertigen! Er hat vielleicht auch dem deutschen Volk die in Gelingen des Untertunes vielleicht liegende Rettungsmöglichkeit vor dem Verderben nicht mehr schenken wollen, um seiner schwersten Schuld willen (Antichristentum, Judenmörder etc.), die es nun nach Jahren vergeblicher Gänge büssen soll! Die Beteiligten haben zum grossen Teil den Tod gefunden; sie hätten im Falle des Gelingens unzählbare Anhänger gehabt. Ihre Ziele sind rein gewesen wie ihr Idealismus. In der Einnahme wird vielleicht einmal wieder gelistiger Anknüpfungspunkt für ein deutsches Heer in ferne Zukunft werden, dass sie haben bewiesen, dass der deutsche Generalstab sein Volk nicht widerstandslos ins Verderben führen lässt, sondern sich unter Einsatz seines Lebens vor die Mauer warf. Das ist stolz und zukunftsweisend!

Mein eigener Anteil war klein genug: Ich habe 3 Wochen zuvor etwas erfahren und geschwiegen, weil ich darin die einzige Rettung Deutschlands und meiner Kinder sah, so falle ich stolz und reinen Gewissens für diese! Gott der Herr hat mir vergeben!

DER TAGESSPIEGEL

Verlag Der Tagespiegel G. m. b. H. Berlin-Tempelhof, Berliner Straße 105-106, Druckhaus
Telephon: Redaktion 66 61 60, Vertrieb 66 60 89, Anzeigen-Abteilung 66 60 86, von außerhalb
Berlin 66 35 19 / Telegramme: Tagespiegel Berlin / Postscheck: Berlin Nr. 196 600 / Bankkonto
Nr. 7119 Berlin-Tempelhof / Erscheint täglich außer nach Sonn- und Feiertagen,
sonntags mit Weltspiegel / Abonnementspreis einschließlich Zustellgeld 6 Mark monatlich, aus-
wärts 7 Mark / Keine Ersatzansprüche bei Störungen durch höhere Gewalt / Für unverlangte Manu-
skripte wird keine Verantwortung übernommen / Sprechstunden der Redaktion von 11-12 Uhr
vormittags / Anzeigen-Aufnahme im Verlagshaus, in allen Geschäftsstellen und gekennzeichneten
Annahmestellen / Keine Gewähr für Veröffentlichung von Anzeigen an bestimmten Tagen



Geschäftsstellen in Groß-Berlin: Charlottenburg 9
Löhlinstr. 5a; Friedenau, Rubensstr. 94; G.
Str. 4; Johannisthal, Sternplatz 7; K.
Lichterode, Hackebüll Weg 3; Lich.
N 58, Gaudystr. 22; Neukölln, Karl Ma
Str. 15; Reinickendorf Ost, Holländerstr.
berg, Neue Anhalter Str. 19; Siemens
litz, Schellstr. 10; SW 29, Hasenheide 71
Weißensee, Streustr. 127; Wilhelmsdorf, Nassauische Str. 54-55; Zehlendorf, Kronprinzessinallee 343
Dahlem,
Albrecht-
Bahnhofstr. 53;
Perleberger Str. 39;
Pankow, Breite
West Engelmannweg 16; Schöne-
berg, 14; Spandau, Breite Str. 52; Steg-
61, Großbeerenstr. 17; Tempelhof, Götzstr. 1;
Wilmersdorf, Nassauische Str. 54-55; Zehlendorf, Kronprinzessinallee 343

NR. 4 / 3. JAHRGANG

BERLIN, SONNTAG, 5. JANUAR 1947

20 PFENNIG AUSWÄRTS 25 PFENNIG

Die Aufgaben Amerikas

Washington, 4. Januar (DENA)

In der ersten Sitzung des amerikanischen Kongresses wurde der republikanische Abgeordnete Martin zum Sprecher des Hauses gewählt. In seiner Eröffnungsrede ermahnte er die Demokraten und Republikaner zur Zusammenarbeit. „Der Kongreß“, so betonte er, „beginnt seine Arbeit in einer Zeit, in welcher der größte Teil der Welt infolge der Verheerungen des schrecklichsten Krieges, den die Menschheit jemals erlebt hat, zerschmettert, zerbrochen und verwüstet darniederliegt.“ Angesichts der großen Aufgaben, so betonte der Sprecher, fragten die Republikaner nicht nach ihrem Wahlsiege. Sie seien sich ihrer Verantwortung gegenüber dem In- und Auslande voll bewußt. Zur Innenpolitik der Vereinigten Staaten erklärte Martin, daß der Kongreß das besondere Instrument des Volkes zur Kontrolle seiner Regierung und der Regierenden sei. Die Ideale der Freiheit und des Fortschrittes müßten aufrechterhalten werden. Sie seien die Garantien gegen alle gefährlichen Strömungen, die zu einem politischen Monopol werden könnten. „Bevor wir der übrigen Welt helfen können“, fuhr Martin fort, „müssen wir wieder eine volle Produktion, uneingeschränkte Arbeitsmöglichkeiten und niedrigere Preise in einer freien amerikanischen Wirtschaft erlangen. Wir müssen eine Basis finden, auf der Meinungsverschiedenheiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern gerecht beigelegt werden können, ohne daß es zu einem Stillstande der Erzeugung kommt.“ Zur amerikanischen Außenpolitik bemerkte Martin, es bestehe die Gefahr, daß die vom Kriege betroffenen Länder sich zu sehr auf die Vereinigten Staaten verlassen und zu wenig versuchen, sich selbst zu helfen. „Wir sind uns bewußt“, so schloß er, „daß wir, obgleich wir den Wunsch haben, unseren vollen Beitrag zur Hilfe für die übrige Welt zu leisten, die Gefahr vermeiden müssen, uns so zu schwächen und auszuschöpfen, daß wir mit den anderen hinabgezogen werden, anstatt die Möglichkeit zu besitzen, ihnen zu helfen und sie zu uns heraufzuziehen. Nur ein starkes, zahlungsfähiges und freies Amerika kann helfen, die Welt zu retten.“

Albanien vor dem Sicherheitsrat?

New York, 4. Januar (DPD/Reuter)

Die britische Regierung teilte Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten mit, daß ihr Notenwechsel mit Albanien über die Vermittlung des Korfu-Kanals zu keinem Ergebnis geführt habe. Großbritannien werde sich wahrscheinlich genötigt sehen, die Beschwerde gegen Albanien vor den Sicherheitsrat der UN zu bringen. Der Wortlaut der britischen Note und die albanische Antwort werden den ständigen Mitgliedern des Sicherheitsrates zugeleitet werden. Großbritannien will jedoch den Weg zu direkten Verhandlungen offenhalten.

Auf der Tagesordnung der ersten Sitzung des Sicherheitsrates in diesem Jahre werden die Kontrolle der Atomenergie und die Abrüstung stehen. Der australische Vertreter Norman Makin übernimmt als

Aus dem Tagebuche Dr. Schuschnigg

New York, 4. Januar (UP)

Vor kurzem wurde in New York das Tagebuch des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg veröffentlicht. Es heißt darin, daß die italienische Regierung im Jahre 1937 durch einen Agenten, den sie im britischen Außenministerium unterhalten habe, in den Besitz von Geheimdokumenten des Reichs Office gekommen sei. Dieser Agent habe die italienische Regierung mehrere Millionen Goldlire gekostet.

Schuschnigg schreibt weiter, daß er von diesem italienischen Spionageunternehmen Ende 1937 erfahren habe, als ihm die italienische Regierung ein „privates Ultimatum“ mit der Forderung, den damaligen österreichischen Außenminister Dr. Guido Schmidt zu entlassen, übermittelt habe. Die italienische Forderung sei damit begründet worden, daß sich der Minister abfällig über Italien und Mussolini geäußert habe. Als Beweis dafür sei ihm die Photokopie eines geheimen Berichtes von Lord Vansittart an den damaligen britischen Außenminister Eden vorgelegt worden. Dieses Dokument habe die Ansichten Dr. Schmidts enthalten.

In seinen Lebenserinnerungen berichtet der österreichische Politiker ferner über die Art und Weise, wie ihn Hitler bei der Zusammenkunft in Berchtesgaden behandelt habe, die kurz vor dem „Anschluß“ statt-

gefunden hat. Damals habe Hitler einen Wutanfall bekommen, als Schuschnigg ihn am 12. Februar 1938 um einige Tage Bedenkzeit gebeten habe. Hitler habe dann auf seiner Forderung bestanden, daß die Nationalsozialistische Partei innerhalb von zweiundsiebzig Stunden in Oesterreich mehr Macht in die Hand bekommen müsse. Einen Monat danach, so schreibt Schuschnigg weiter, sei dann der „Anschluß“ proklamiert worden. Ihn selbst habe man am 28. Mal in das Wiener Hotel „Metropole“ gebracht, wo er unter strenger Gestapobewachung festgehalten worden sei. Er habe dort seinen Wohnraum selber sauber machen müssen und sei gezwungen worden, mit seinem Handtuch den Fußboden aufzuwischen. Das gleiche habe er auch im Zimmer seiner Wächter tun müssen. Während seiner Gefangenschaft sei sein Wohnraum oder seine Zelle ständig durch starke Lampen beleuchtet worden, und oft habe man ihn nachts zu den verschiedensten Zeiten geweckt, um seine physische und psychische Widerstandskraft zu brechen. Mehrere Wochen lang sei es ihm sogar verboten gewesen, mit seinen Wächtern zu sprechen. Zwei Monate nach dem Ausbruch des Krieges habe man ihn in ein Gestapogefängnis nach München gebracht und im Dezember 1941 in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Später sei er im Konzentrationslager Flossenbürg gefangen gehalten worden.

Norwegische Besetzungstruppen

Oslo, 4. Januar (DENA)

Das erste Kontingent norwegischer Truppen, die an der Besetzung der britischen Zone Deutschlands teilnehmen sollen, wird in Kürze an Bord des „Truppen-transporters“ „Svalbard“, des ehemaligen deutschen Dampfers „Togo“, Oslo verlassen. Die Truppen werden im Harz ihr Hauptquartier beziehen.

Ein Flugzeug wird vermißt

Sonderbericht United Press

An Bord der „Mount Olympus“, Anfang Januar
Admiral Cruzen gab bekannt, daß eines der großen Beobachtungsflugzeuge, das von dem anderen Flügel der Expedition aus am 30. Dezember zu einem Flug nach dem Ellsworth Land aufgestiegen war, bisher nicht zurückgekehrt sei. Infolge des schlechten Wetters seien noch keine Rettungsmaßnahmen durchgeführt werden können. Sobald man die Mannschaft des vermißten Flugzeuges entdeckt habe, würden Lebensmittel für sie von anderen Flugzeugen abgeworfen werden. Im Notfall werde auch ein Arzt mit dem Fallschirm abspringen.

An Bord des Eisbrechers „Northwind“, Anfang Januar
Während der letzten vierundzwanzig Stunden mußte die „Northwind“ den Vormarsch nicht weniger als dreimal einstellen, um die anderen Schiffe unseres Expeditionsflügels unter Einsatz ihrer ganzen Kraft aus dem Packeis zu befreien. Da das Wetter nach dem gestrigen Polarsturm sich wieder beruhigt hat, hoffen wir, daß die kompakten Eismassen wieder in Bewegung geraten werden, so daß wir unsere Reise nach Süden fortsetzen können. Das Packeis hat die merkwürdige Eigenschaft, sich innerhalb von einer oder zwei Stunden fest zusammenzuballen und sich dann ebenso schnell wieder in einzelne Bestandteile aufzulösen. Admiral Cruzen, der soeben von einem Beobachtungsflug mit einem Hubschrauber zurückkehrte, erklärte, daß er bisher noch

kein Aufbrechen der Eismassen habe bemerken können, weiter südlich schienen die Eisverhältnisse sogar noch ungünstiger zu sein.

Die Meeresforscher, die sich an Bord der „Northwind“ befinden, haben mit Hilfe einer Winde und eines mehrere Kilometer langen dünnen Kabels in einer Messingröhre Proben des Meeresbodens zu Tage gefördert, die zur Untersuchung nach Washington geschickt werden. Die Aerologen ließen Wetterballons aufsteigen, um atmosphärische Untersuchungen anzustellen. Sie berichteten, daß in einer Höhe von fünftausend Meter eine Temperatur von minus vierzig Grad Celsius herrsche, während die Temperatur auf den Schiffen nur wenige Grad unter dem Gefrierpunkt liegt. Trotz der relativen Wärme aber friert die Mannschaft, die an Deck arbeiten muß. Kurz nach Mitternacht setzte Schneefall ein und verursachte eine gefährliche Glätte auf dem Deck.

Bemühungen um den deutschen Export

London, 4. Januar (DPD)

Um die Möglichkeiten der deutschen Ausfuhr zu prüfen, hat sich im Auftrage der Internationalen Handelskammer Maxwell Stamp nach Minden begeben. Er wird im Anschluß an diesen Besuch in Berlin und an anderen Orten diese Fragen mit Vertretern der Kontrollkommission erörtern, wie der „Daily Telegraph“ meldet. Die Internationale Handelskammer hatte auf ihrer Tagung in Paris im Dezember des vergangenen Jahres beschlossen, einen Sonderausschuß für den Wiederaufbau Europas zu bilden, dessen Hauptaufgabe in der Wiederherstellung des europäischen Handels bestehen soll. „Es hat sich ergeben“, so betonte Stamp in einem Presse-Interview, „daß das Problem der Wiederanknüpfung von Handelsbeziehungen mit Deutschland umfangreicher ist, als ursprünglich angenommen wurde. Der wichtigste Punkt ist die Förderung und die Verteilung von Kohle. Solange Deutschland nicht genügend Kohlen hat, kann es keine ausreichenden Warenmengen für den Export herstellen.“

Bekanntmachungen der Kontrollbehörden

Amtlicher deutscher Text des Kontrollratgesetzes Nr. 43

Berlin, 4. Januar (DENA)
Der amtliche deutsche Text des vom Alliierten Kontrollrat am 30. Dezember 1946 verkündeten Gesetzes Nr. 43 hat folgenden Wortlaut:

Kontrollrat, Gesetz Nr. 43, Verbot der Herstellung, der Einfuhr, der Ausfuhr, der Beförderung und der Lagerung von Kriegsmaterial.

Zur Verhinderung der Wiederaufrüstung Deutschlands erläßt der Kontrollrat das folgende Gesetz:

Artikel I: Die Herstellung, Einfuhr, Ausfuhr, Beförderung und Lagerung des in dem beigefügten Verzeichnis a) angeführten Kriegsmaterials ist verboten. Gemäß den Weisungen des zuständigen Zonenbefehlshabers (in Berlin des zuständigen Sektorenbefehlshabers) sind sämtliche Materialbestände dieser Art, sobald als möglich zu vernichten, zu beseitigen oder auf den notwendigen Friedensgebrauch umzustellen.

2. Museumsstücke und Gegenstände von historischem Wert unterliegen nicht den Bestimmungen des Absatzes I dieses Artikels.

3. Der im Verzeichnis a) gebrauchte Ausdruck „Kriegsmaterial“ umfaßt Bestandteile, Zubehörsstücke und Ersatzteile solchen Materials, das eigens für militärische Zwecke bestimmt ist.

Artikel II: Die Herstellung, Einfuhr, Beförderung und Lagerung des im beigefügten Verzeichnis b) angeführten Kriegsmaterials ist nur mit Genehmigung und unter Kontrolle des zuständigen Zonenbefehlshabers gestattet. Die Herstellung des in diesem Verzeichnis angeführten Materials ist auf die Befriedigung des notwendigen Friedensbedarfes beschränkt, vorhandene Materialbestände, die diesen Bedarf übersteigen, sind gemäß den Weisungen des zuständigen Zonenbefehlshabers zu vernichten oder zu beseitigen. Die Ausfuhr des im Verzeichnis b) angeführten Materials kann mit Genehmigung der zuständigen Stellen der alliierten Kontrollbehörde erfolgen.

Artikel III: Das nachstehend angeführte Material ist hinsichtlich seiner Herstellung als zum Verzeichnis a) und hinsichtlich seiner Einfuhr, Beförderung und Lagerung als zum Verzeichnis b) gehörend zu betrachten.

a) Waffen und Munition für den genehmigten inneren Sicherheitsdienst und für sonstige genehmigte Zwecke.

b) Geheimschreibmaschinen und Vorrichtungen für Verschlüsselungen im behördlichen Dienst und im genehmigten inneren Sicherheitsdienst.

Artikel IV: Jede Person, Organisation oder Personengruppe, welche Eigentum an dem in dem Verzeichnis a) und b) angeführten Materialbeständen hat oder die Verfügungsgewalt darüber besitzt, hat innerhalb von 90 Tagen nach Inkrafttreten dieses Gesetzes besagtes Material bei dem zuständigen Zonenbefehlshaber schriftlich anzumelden.

2. Jede Person, die von dem Vorhandensein solcher Bestände, die bei dem zuständigen Zonenbefehlshaber nicht angemeldet sind, Kenntnis hat, ist selbst zu dieser Anmeldung verpflichtet.

Artikel V: Auf Antrag einer interessierten Besatzungsmacht kann das im Verzeichnis a) dem Verbot unterliegende Material ausnahmsweise von der Alliierten Kontrollbehörde oder einer in ihrem Namen handelnden Stelle in das Verzeichnis b) aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß das betreffende Material der Deckung des Friedensbedarfes dienen soll, nicht eigens für Kriegszwecke bestimmt und nicht an sich gefährlich ist.

Artikel VI: 1. Jede Person, die gegen eine Bestimmung dieses Gesetzes oder eine auf Grund dieses Gesetzes erlassene Ausführungsverordnung verstößt, zieht sich strafrechtlicher Verfolgung vor einem Gericht der Militärregierung aus und unterliegt im Falle der Verurteilung einer der folgenden Strafen: a) Gefängnis bis zu fünf Jahren, b) Zuchthaus von einem Jahr bis zu fünfzehn Jahren, c) in schweren Fällen lebenslängliches Zuchthaus oder Todesstrafe. Daneben kann auf Einziehung des gesamten Vermögens oder eines Teiles desselben erkannt werden. Der Versuch ist strafbar.

2. Jede Organisation, die gegen eine Bestimmung dieses Gesetzes

oder eine auf Grund dieses Gesetzes erlassene Ausführungsverordnung verstößt, zieht sich strafrechtlicher Verfolgung vor einem Gericht der Militärregierung aus und unterliegt im Falle der Verurteilung der Auflösung. Das Gericht kann auf Einziehung ihres Vermögens erkennen. Der Versuch ist strafbar.

Artikel VII: Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Ausgeliefert in Berlin, den 23. Dezember 1946. Die in den drei offiziellen Sprachen abgefaßten Originaltexte dieses Gesetzes sind von Joseph T. McNarney, General, Shindou Douglas, Marschall der königlichen Luftwaffe, P. Koenig, General der Armee, F. A. Kurochkin, Generaloberst, Sokolowski, Marschall der Sowjetunion, unterzeichnet.

Verzeichnis A

Gruppe I

a) Sämtliche Waffen einschließlich atomarer Kriegsführungsmittel oder Vorrichtungen aller Kaliber und Arten, die geeignet sind, tödliche oder verletzende Geschosse, Flüssigkeiten, Gase oder toxische Stoffe zu verschießen sowie die dazugehörigen Lauffellen und Gestelle. b) Sämtliche Geschosse für die obigen Waffen sowie deren Vorreib- oder Antriebsmittel. Beispiele von Antiebensmitteln sind Kartuschen, Ladungen usw. c) Sämtliche militärischen Verwundungs- und Heilmittel, z. B. Granaten, Bomben, Torpedos, Minen, Unterwasserminen, Wasserbomben, Sprengladungen und Ladungen mit Selbstentzündung, d) Sämtliche militärischen Hoch- und Schwaffen, z. B. Seitenabwehr, Sabot, Dolche und Lanzen.

Gruppe II

a) Sämtliche eigens für militärische Zwecke ausgerüstete oder bestimmte Fahrzeuge, z. B. Panzer, Panzerwagen, Anhänger zum Panzertransport, gepanzerte, rollende Eisenbahnmaterial usw. b) Panzerungen jeder Art für militärische Zwecke. c) Eigens für militärische Zwecke bestimmte Geschirre.

(Wird fortgesetzt)

AUS DEM INHALT

der heutigen Nummer

Im Hauptblatt:

Der Lieblingsgeneral, Rommel als Prototyp der Heerführer. Nach authentischen Quellen

Im Beiblatt:

Künstler der Urzeit. Von Raymond Mortimer
In den Albanerbergen. Von Karl Schmid

DIE OFFENTLICHE MEINUNG
DEMOKRATISCHES FORUM / DAS NEUE BUCH

Außerdem die illustrierte Sonntagsbeilage
Weltspiegel

Der Lieblingsgeneral

Rommel als Prototyp der Heerführer / Nach authentischen Quellen

Nachdruck verboten |

Autoriſiert durch Ruster Features Limited, London

Diese Darstellung, die auf den Aussagen des deutschen Kriegskorrespondenten Lutz Koch beruht, der als Rommels vertrauter Freund dem Hilitischen Feldmarschall in Afrika, Italien und Frankreich begleitete, zeigt klar die makabre Atmosphäre einer von Hiliten erschaffenen Generalität: byzantinische Erbfeindschaft, konstanten Unkennnis der Welt bewegenden Faktoren, Diktatorismus noch in den gewachsenen Einsichten, gewissenlose Beteiligung an Volksbetrug, Rommel, Stat der Illustrierten und Filmwochenscheuen, der sich in seiner „Volks-tümlichkeit“ ebenso wie in der Kunst „seiner Führers“ sonnt, der sich selbst in die Lüge der „Volks-tümlichkeit“ selbst überzeugt, daß alles eine nutzlose erbärmliche, nichtswürdige Lüge ist, dieser Teufelskreislauf aus dem Konglomerat von Dummheit, Myserie und Feigheit, das sich „Drittes Reich“ nannte, sollte dem deutschen Volke für alle Zeiten einen Ekel vor dem „Mittel“ eingehen.

Red. d. Tagesspiegels

Im April 1942 flog Rommel von seinem Hauptquartier in Nordafrika nach Europa, um Hitler klarzumachen, daß die Situation für seine Armee ohne beträchtliche Verstärkungen hoffnungslos sei. Nach einer Zwischenstation bei Mussolini, der ihm großartige Versprechungen machte, fand Rommel in der „Wolfsschanze“, Hiliters unterirdischen Hauptquartier bei Rastenburg, Keitel, Jodl, Schmundt, Westphal und verschiedene andere hohe Offiziere versammelt. Nachdem Hitler ihm das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern überreicht hatte, sprach der „Held des Wüstenkrieges“ von der Notwendigkeit, Malta zu nehmen. Hitler brach die Unterredung mit den Worten ab: „Heute Abend sind Sie meine Gäste.“

Bei diesem Abendessen saß Rommel neben Hitler, der sich in wüsten Beschimpfungen Churchills erging. Man war das in der „Wolfsschanze“ täglich gewohnt, und der Höhepunkt war Hiliters Geschrei: „Er (Churchill) soll mich kennenlernen!“ Auf Rommels Anliegen antwortete er nur: „Besprechen Sie das mit dem Duce!“ So flog Rommel zurück und setzte in Afrika, obwohl er sagte, daß er, wenn es nach ihm ginge, die Cyrenaika räumen werde, den Vormarsch fort. Er nahm Bir Hakim und Tobruk, aber im Oktober erfolgte dann Montgomerys Durchbruch bei El Alamein. Rommel gab den Befehl zum Rückzug auf eine bestimmte Linie und informierte das Hilitersche Hauptquartier über seine Gründe. Die Funknachricht traf gegen Abend im Hauptquartier ein, wurde aber Hitler nicht vorgelegt, da er ausdrücklich befohlen hatte, ihn an diesem Abend mit Meldungen über El Alamein zu verschonen. So erfuhr er erst am Mittag des nächsten Tages, was geschehen war. Er bekam einen Wutanfall und beschimpfte und verdächtigte den „Lieblingsgeneral“, dem er vier Wochen vorher für seinen Sieg bei Tobruk den Marschallstab überreicht hatte. Dann schickte er ihm einen seiner dankwürdigen Briefe: „Die Afrika-Armee schwankt und kehrt in ihre alten Stellungen zurück!“ Als Rommel ihn empfing, war sein erster Gedanke nicht, daß Hitler leichtfertige mit dem Leben der deutschen Soldaten spielte; es erschien ihm lediglich zweifelhaft, ob ein Diktator „sachlich fähig“ sei, militärische Fragen zu entscheiden. Erst später glaubte er zu erkennen, daß Hiliters Befehle nicht nur dilettantisch, sondern auch verbrecherisch waren. Im Augenblick begnügte er sich damit, den Befehl nicht auszuführen, und sich vor sich selbst damit zu rechtfertigen, daß er gar nicht anders handeln könne.

Als die deutschen Truppen nach langem Rückzug wieder in der Buerstellung angelangt waren, wurde Rommel klar, daß nur eine Räumung Afrikas sie retten konnte. Er setzte sich auf dem Funkwege mit Hitler in Verbindung, erhielt aber keine Antwort. Darauf nahm er ein Flugzeug und flog nach Rastenburg.

„Warum haben Sie ohne meinen Befehl den Kampfplatz verlassen?“ war Hiliters erste Frage nach einer stöhnlichen Begrüßung.

„Die Lage in Afrika erfordert es. Wir müssen unsere besten Truppen teilen. In Sizilien können wir mit dem Kern der beiden Afrikadivisionen und den Divisionen, die bereits in Italien stehen, den Kampf wieder aufnehmen.“

„Es gibt kein Zurück!“ schrie Hitler. „Ich will, daß Afrika gehalten wird! Erwarten Sie drinnen meine Befehle!“ Dann ging er auf den sich zurückziehenden Marschall zu. „Wäre ich im Winter 1941/42 meinen Generälen gefolgt, dann hätte ich die Front in Rußland zurückverlegen müssen. Aber ich blieb fest, und der Erfolg gab mir recht. Ich werde auch jetzt fest bleiben, und auch in Afrika wird der Erfolg mir recht geben. Ich sehe weiter als meine Generale.“

Er war immer Optimist

Rommel ging schweigend hinaus und wartete im Vorzimmer. Er hatte Hitler zum ersten Male so erlebt und war fassungslos. Inzwischen traf die Nachricht von Meinsteins Rückzug in Rußland ein. Rommel hörte Hitler im Nebenzimmer brüllen: „Der Feigling! Ich kann mich auf niemanden mehr verlassen!“ In dieser Situation fand sich Göring ein. Er beschloß mit Hiliters Einwilligung, Rommel nach Rom zu begleiten, um mit Mussolini über Verstärkungen für Afrika zu verhandeln.

Frau Rommel, die den Flug nach Italien mitmachte, erklärte: „Mein Mann war außer sich. Sie sehen die Gefahr nicht oder wollen sie nicht sehen, sagte er zu mir. Aber sie naht mit Windeseile. Wir stehen vor dem völligen Zusammenbruch. — Und im selben Atemzug: wir müssen leise sprechen. Man kann nie wissen, ob uns nicht jemand zuhört.“

Unterwegs meinte Göring, Frau Rommel müsse ihren Mann vom Pessimismus befreien. Sie erwiderte: „O nein, er ist durchaus nicht pessimistisch. Im Gegenteil, er war immer Optimist. Wenn er also jetzt keine Hoffnung mehr sieht, muß er seine Gründe dafür haben.“

„Ich bin ein Feldwebel, kein Marschall“

Vor der Invasion erhielt Rommel in Frankreich das Kommando über die Armeegruppe B. Er hatte Hitler von der Notwendigkeit eines einheitlichen Kommandos zu überzeugen versucht, aber Hitler war für „Machtteilung“ und beanspruchte außerdem für sich selbst das Recht einzugreifen in so weitgehendem Maße, daß Rommel von sich sagte: „Ich bin ein Feldwebel, kein Marschall.“

Elf Tage nach Beginn der Invasion erschien Hitler auf wiederholtes Drängen Rommels und Rundstedts endlich in Frankreich. Die Front des Schicksals wollte es, daß er ausgerechnet nach Soissons kommen mußte, wo er im Jahre 1940 für die „Operation Seelöwe“, das heißt für die Invasion in England, sein Hauptquartier hatte aufschlagen wollen. Die beiden Generale hatten gehofft, er werde die Situation selbst übersehen und entsprechende Entscheidungen treffen. Aber er verfolgte offenbar nur das eine Ziel, diejenigen ausfindig zu machen und zu bestrafen, die die Invasion der Alliierten „zugelassen“ hätten. Er widersprach Rommel und Rundstedt in allem und jedem. Insbesondere lehnte er ab zu glauben, daß der Gegner überwältigend stark sei. Er betonte die „Bedeutung der V-Waffe“. Rommel und Rundstedt forderten die Beschleunigung des feindlichen Brückenkopfes mit der neuen Waffe. Ein Murren der Enttäuschung lief durch den Raum, als der die V-Waffe befehligende General erklärte, man müsse leider davon absehen, weil es unmöglich sei, auf zwanzig Kilometer genau zu berechnen, wo die Geschosse niedergingen. Als Rommel auf das Versagen der Luftwaffe ansprach, schrie Hitler: „Ich habe Tag und Nacht für eine starke Luftwaffe gearbeitet, aber man hat mich hintergangen und verraten, mir sind ganz andere Zahlen genannt worden!“ Rommel erklärte, die Front habe den Eindruck, es kämen zu viele Befehle vom „grünen Tisch“ in der „Wolfsschanze“. Hitler wiederholte, der Zusammenbruch Englands infolge der V-Waffen sei

Göring, der wußte, daß Hitler in allen Afrika und das Mittelmeer betreffenden Fragen stark unter Mussolinis Einfluß stand, versuchte den „Duce“ bei dem Empfang im Palazzo Venezia mit einer Schmelchelei zu gewinnen. „Natürlich war es nicht schön, daß Rommel die Italiener im Stich gelassen hat“, sagte er.

Rommel traute seinen Ohren nicht, als Mussolini mit Nachdruck entgegnete: „Davon ist mir nichts bekannt.“ Und, mit einer Verbugung gegen Rommel: „Ihr Rückzug, Feldmarschall, war ein Meisterstück.“

Aber alle diese Besuche pflegten unter viel schönen Worten und Händeschütteln auf dieselbe Weise zu verlaufen. Rommel stellte präzise Forderungen. Er verlangte größere Truppentransporte nach Nordafrika und Geleitzüge für die monatlichen Provianttransporte nach Bengasi und Tripolis. Mussolini ließ dann die für die einzelnen Punkte zuständigen Minister rufen, erläuterte ihnen Rommels Forderungen und verkündete mit theatralischer Gebärde, sie müßten erfüllt werden. Die Minister sagten mit einer tiefen Verbugung: „Va bene.“ So war es auch diesmal. Rommel kehrte als gebrochener Mann nach Afrika zurück. Er fühlte sich völlig erschöpft, sah um Jahre älter aus und hatte wiederholt Ohnmachtsanfälle. Noch während in Afrika die Entscheidungsschlacht tobte, verließ er den schwarzen Erdteil für immer. Hitler vorließ ihm die Diamanten zum Ritterkreuz, aber der Riß zwischen ihnen war größer geworden. Als Rommel nach Hause kam, sagte er zu einem alten Kameraden: „Der Krieg ist verloren.“ Das war zu Beginn des Jahres 1943.

Erst nach Mussolinis Sturz begab Rommel sich auf den italienischen Kriegsschauplatz. Bevor er offiziell dorthin berufen wurde, hielt er sich eine Zeitlang in Hiliters Hauptquartier auf, um Hitler die Situation in Italien so darzustellen, wie sie nach seiner Meinung in Wirklichkeit war — im Gegensatz zu den Ribbentropschen Phantasien. Zum Stabe Rommels gehörte der junge Baron von Neunrath, ein Kenner der italienischen Verhältnisse, Beamter im Außenministerium und Gegner Ribbentrops. Rommel bat Hitler, ihn anzuhören. Als Neunrath in aller Offenheit von der Korruption in Mussolinis Italien sprach, machte ihm Keitel aus dem Hintergrunde ängstliche Zeichen, er möge aufhören. Vor der Unterredung hatte allerdings auch Rommel dem jungen Mann nahegelegt, „dem Führer ausgesprochen schlechte Nachrichten zu ersparen“. Hitler wurde zunehmend erregter und rief schließlich wütend: „Das hat mir noch niemand gesagt!“ Der einzige Erfolg war der, daß der junge Neunrath auf den Posten eines Generalkonsuls nach Lugano abgehoben wurde. Rommel schrieb kurz darauf, als Mussolini, wie Goebbels dem deutschen Volke sagte, „zurückgetreten“ war, in sein Tagebuch:

„11. August 1943. Gerade zur Mittagskonferenz zurückgekommen. Anwesend: Göring, Dönitz, Student und Himmler. Anscheinend will mich der Führer bald nach Italien beordern. Ich weiß darauf hin, daß ich es für an der Zeit halte, mit Italien ein deutliches Wort zu reden und es zur aktiven Teilnahme an Kriegen zu veranlassen. Hitler meint darauf, die Italiener wollten nur Zeit gewinnen, um einen „Zurückzieher“ machen zu können. Offenbar hält er an der alten Idee fest, den Faschismus wieder in den Sattel zu heben. Göring sagt, Hitler sei der einzige, der dem italienischen König den Thron gestohlen könne. Darauf Hitler: der italienische König will gar nicht, daß ich ihm seinen Thron garantiere! Im übrigen sind die Könige bankrott, und außerdem hat Emanuel sich von den Engländern besetzen lassen. — Im Verlaufe des Abends sah Hitler sich immer wieder die Luftaufnahmen von Ventotene an, wo Mussolini gefangen sitzt. Nach der Besprechung behielt er Dönitz und Student bei sich, um mit ihnen über Mussolinis Befreiung zu reden. Hoffentlich werde ich in diese Affäre nicht hineingezogen. Ich kann nichts Gutes darin sehen.“

Rommel übernahm das Kommando in Italien, aber mit seinem Plan nach einem Rückzug nach Nordafrika günstige Verteidigungslinie zu beziehen, fiel er. Hitler, der um jeden Preis südlich von Rom stehen bleiben wollte, in Ungnade. Am 12. Oktober 1943 fuhr er zu Mussolini an den Gardasee. Die Regierung Badoglio hatte verschiedene „Enthüllungen“ über Mussolini in die Presse lanciert, unter anderem, die Geschichte seiner Liebschaften, die den einstigen „Duce“ sogar in den Augen derer herabsetzte, die noch immer seinem System anhängen. Jeder kleine Mann auf der Straße wußte, daß mit Mussolini an der Spitze weder der Faschismus der alten Form noch der neue sogenannte „republikanische“ Faschismus eine Chance hatte. Abgesehen von ein paar Fanatikern, wie man sie in solchen Fällen immer findet, gab es in Italien tatsächlich keine Faschisten mehr, und Mussolini (der dem deutschen Volke um diese Zeit von Goebbels „in alter Frische“ vorgestellt wurde) war ein toter Mann.

Vor dem schloßartigen Gebäude am Gardasee, wohin man ihn nach seiner als Heldensieg dargestellten Befreiung gebracht hatte, blieben SS-Männer und faschistische Miliz Wache. Auch vor dem Arbeitszimmer und den Privaträumen stand SS mit geschultertem Gewehr. Mussolini war nicht wiederzuerkennen. Rommel sprach — zu dem gefallenen Diktator — mit aller Schärfe: weil die Unterstützung durch die italienische Flotte und unter den hohen italienischen Offizieren der Offensivgeist gefehlt haben, sei nicht wiedergutmachender Schaden angerichtet worden; weder Italien noch Deutschland besitze genügend Hilfsmittel, um an den alten hochgesteckten Zielen festhalten zu können.

Diese „Unterhaltung“, während welcher im Vorzimmer einige Minister der „republikanisch-faschistischen Regierung“ und ein paar deutsche Offiziere aneinander vorbeigingen, führte zu nichts. Mussolini war abgetan, und Rommel hatte nichts mehr zu sagen. Das Kommando in Italien wurde ihm entzogen. Er sah den „Duce“ nie wieder.

lediglich eine Frage der Zeit. Am nächsten Morgen flog er in aller Frühe nach Berchtesgaden zurück. Ein V-Geschloß war auf das Hauptquartier in Soissons, ganz in der Nähe des „Führer“-Unterstandes, niedergegangen. Der angerichtete Schaden war gering, aber Hitler hatte genug von der Front.

Etliche Monate vorher hatte eine Besprechung zwischen Rommels ehemaligem Stabschef, General Gause, und dem Bürgermeister von Stuttgart, Strölin, stattgefunden. Die beiden berieten über „Mittel und Wege zur Rettung Deutschlands“ und baten Rommel, sich mit dem ehemaligen Außenminister von Neurath und Bürgermeister Strölin zu treffen. Rommel schickte den Generalleutnant Dr. Hans Speidel als seinen Vertreter. Ein paar Tage vorher hatte er die Lage mit General von Stülpnagel, dem Befehlshaber in Frankreich, und General von Falkenhausen, dem Befehlshaber in Belgien, besprochen. Die militärischen Führer im Westen — auch Rundstedt und sein vorsichtiger Stabschef Blumentritt — waren sich einig darüber, daß „irgend etwas geschehen“ müsse. (Vgl. hierzu und zum Folgenden den Artikel „Improvisierter Widerstand“, Tagesspiegel 1946, Nr. 300.) Rommel und Stülpnagel waren von ihrer gemeinsamen Ausbildungszeit in der Dresdener Militärschule her eng befreundet. Stülpnagel hatte durch den zu seinem Stabe gehörenden Oberstleutnant von Hofacker Verbindung mit dem Kreise, der die Beseitigung Hitlers plante. Rundstedt, ein notorischer Verräter des „böhmischen Gefreiten“, der nichtsdestoweniger später als Mitglied des Ehrengerichtshofes über die Attentäter zu Gericht saß, schloß sich Stülpnagel und Falkenhausen an, die Rommel nahelegten, im Falle einer Revolution die Führung im Westen zu übernehmen.

Am Pfingstsonntag 1944 (27. Mai) fand in der Wohnung des Generalleutnants Speidel in Freudenstadt

(Württemberg) eine Konferenz zwischen dem ehemaligen Außenminister Neurath, Bürgermeister Strölin und Speidel selbst statt. Neurath gab einen Überblick über die Lage und erklärte, „Hitlers Arroganz“ könne „keine Grenzen mehr“, er habe „überhaupt kein Verständnis für fremde Völker“. Noch sei es möglich, dem Kriege vor der Invasion ein Ende zu machen, aber Hitler müsse ausgeschaltet werden, da seine Person im Auslande indiskutabel sei. Als Nachfolger komme einzig und allein Rommel in Betracht, seiner Popularität und der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung wegen. Strölin sprach sich ebenfalls für Rommel als Führer in dem bevorstehenden „Kampfe um die Freiheit“ aus. Als Rommel den Bericht darüber hörte, meinte er, die Gedanken deckten sich zwar mit seiner eigenen Auffassung, er habe aber im stillen noch immer die Hoffnung, Hitler werde eines Tages die Situation erkennen und dementsprechend handeln. Auf dem Wege nach Berchtesgaden, wo er noch einmal vorstellig werden wollte, erreichte ihn in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni die Nachricht vom Beginn der Invasion. Er kehrte um und glaubte noch immer an Hitler, der Rundstedt, den er für die erfolgreiche Landung der Alliierten in Frankreich verantwortlich machte, aberließ und durch Kluge ersetzte. In Rommels Hauptquartier, dem Schlosse Rochefortmar, erschienen in der ersten Hälfte des Juli nacheinander der Generalquartiermeister Wagner, der zu dem Kreise um Witzleben und Beck gehörte, Stauffenberg als Verbindungsoffizier von Stülpnagel, Oberstleutnant von Hofacker, der die Vorschläge des Goerdelerkreises überbrachte, Rommel solle mit Montgomery und Eisenhower Fühlung nehmen, um den Krieg im Westen zu beenden. Rommel war einverstanden. Er versprach Hofacker, die Angelegenheit privat mit General von Kluge zu besprechen. Hofacker, ein Vetter des Grafen Stauffenberg, deutete mit keinem Worte an, daß Stauffenberg ein Attentat auf Hitler beabsichtigte. Er kehrte über Paris nach Berlin zurück und berichtete Goerdeler, die Situation im Westen sei geklärt. Unterdessen sprach Rommel in aller Offenheit mit Kluge und traf Vorbereitungen für die Beendigung des Kampfes. Vorher aber unternahm er „einen letzten loyalen Versuch“. Er sandte Hitler durch Funk ein kurzes Memorandum, in dem er die Lage an der Front schilderte und schloß: „Angesichts dieser Umstände muß ich Sie bitten, umgehend die Konsequenzen zu ziehen.“ Ursprünglich hatte der Satz gelaute: „die politischen Folgerungen zu ziehen“. Auf Anraten seines Stabschefs hatte Rommel das Wort „politischen“ fortgelassen. Sein eigener illusionistischer Plan ging dahin, die von deutschen Truppen besetzten Länder im Westen zu räumen und sich „eventuell“ bis hinter die Rheinlinie zurückzuziehen — unter der „Bedingung“, daß die Alliierten Deutschland im Osten gegen die Russen freie Hand ließen. Hitler und sein Kreis sollten verhaftet und die Macht einer „alle Schichten des deutschen Volkes repräsentierenden Regierung“ übertragen werden.

Das Ende

Am 17. Juli, zwei Tage nachdem das Memorandum an Hitler abgegeben war, und drei Tage vor Stauffenbergs Bombenattentat, wurde Rommels Stabsauto zwischen Livarot und Vimoutiers in der Normandie von einem amerikanischen Kampfflugzeug zerschossen und Rommel selbst schwer verwundet. Erst im August aber teilte man dem deutschen Volke mit, er habe „bei einem Autounfall“ Verletzungen erlitten. Rommel verlangte vergeblich eine Berichtigung dieser Meldung. Am 8. August war er in seine Villa nach Herrlingen bei Ulm gebracht worden, wo er sich entgegen den Erwartungen der Ärzte wieder erholt. Während seiner Rekoneszenz äußerte er zu einem Besucher: „Wenn ich gesund wäre, würde ich Hitler persönlich sagen: Millionen guter Deutschen haben ihr Leben geopfert. Es ist jetzt an der Zeit, daß Sie gehen.“ Und über den 20. Juli: „Man hätte einen Offizier von der Front dazu nehmen müssen. Tat es die Bombe nicht, so hätte es der Armeerevolver getan.“

Frau Rommel erzählt, daß am Nachmittag des 7. September, nachdem Generalleutnant Speidel, der Stabschef, verhaftet worden war, zwei verdächtig aussehende

Individuen sich in der Nähe der Villa zu schaffen machten. Außerdem erkundigte sich der Kreisleiter der Nationalsozialistischen Partei, ob das „Hauspersonal zuverlässig“ sei; es seien Behauptungen in Umlauf, der Feldmarschall habe „an der Regierung Kritik geübt“. „Am 7. Oktober“, erzählt Frau Rommel weiter, „erhielten wir ein von Feldmarschall Keitel unterschriebenes Telegramm aus dem Führerhauptquartier, das meinen Mann per Sonderzug zu einer auf den 10. Oktober angesetzten Konferenz nach Berlin beorderte. Er versuchte, sich telefonisch mit Keitel in Verbindung zu setzen, konnte aber nur General Burgdorf erreichen, dem er mitteilte, seine Ärzte hätten ihm die Reise untersagt. Wie Burgdorf meinem Mann erklärte, sollte auf der Konferenz über seine fernere Verwendung gesprochen werden.“

Am 13. Oktober meldete sich General Burgdorf für den nächsten Tag in Herrlingen zu einer Unterredung an. Er traf pünktlich um zwölf Uhr am 14. Oktober mit Generalleutnant Mäsel vom Oberkommando ein. Nach einer einstündigen Unterredung ging Rommel in sein Schlafzimmer, wo seine Frau auf ihn wartete. Er sah völlig verändert aus, bleich, eingefallen, hohläugig. „Um Gottes willen“, fragte seine Frau, „was ist geschehen?“ Rommel antwortete: „Nach den Befehlen des Führers habe ich die Wahl, mich entweder selber zu vergiften oder vor dem Volksgericht abgeurteilt zu werden. Die Generale haben das Gift gleich mitgebracht. Es soll innerhalb von drei Minuten wirken. Man beschuldigt mich der Teilnahme an der Verschwörung des 20. Juli. Stülpnagel, Speidel und Hofacker haben belastende Aussagen gemacht. Ich habe den Generalen gesagt, ich könne an diese Aussagen nicht glauben, sie seien wahrscheinlich erpreßt worden. Aber außerdem stehe ich auf Goerdeler Liste als zukünftiger Reichspräsident. Ich würde mich nicht davor fürchten, vor dem Volksgericht zu erscheinen. Aber ich bin überzeugt, daß ich gar nicht erst nach Berlin komme. Man wird mich unterwegs liquidieren. Ich weiß jetzt, was Burgdorf mit dem neuen Posten über die Einzelheiten meiner Beerdigung weiß ich Bescheid.“

Er nahm dann Abschied von seiner Frau. Beim Verlassen des Zimmers küßte er seinen fünfzehnjährigen Sohn Manfred und sagte zu ihm: „Hitler hat mir mitteilen lassen, wann ich mir das Leben nehmen werde, meiner Familie nichts geschehen. Im Gegenteil, sie wollen für dich sorgen.“

Frau Rommel sah vom Fenster aus, wie ihr Mann und die beiden Generale Burgdorf und Mäsel in das am Gartentor wartende Auto stiegen. Am Steuer saß ein SS-Mann. Der Wagen fuhr davon.

„Kurze Zeit darauf“, erzählt Frau Rommel, „kam General Mäsel Ordernanzoffizier und verlangte mich zu sprechen. Er eröffnete mir, im Befinden meines Mannes sei ganz plötzlich eine Wendung zum Schlechten eingetreten. Man habe ihn in bewußtlosem Zustande in das Reservelazarett in der Wagnerschule in Ulm eingeliefert. Gleich darauf erschien Oberst Kuxnamy, der Militärkommandant von Ulm, bei mir. Er war tief bewegt und wußte offenbar nichts von dem wahren Sachverhalt. Unmittelbar nach der Entlieferung in das Lazarett, so berichtete er, hätten die Generale Burgdorf und Mäsel dem Führerhauptquartier und dem Oberkommando den plötzlichen Tod meines Mannes mitgeteilt. Es sei sofort ein Staatsbegräbnis angeordnet worden. Am Abend sagte mir der leitende Arzt des Lazarets, mein Mann sei um ein Uhr fünfundzwanzig nachmittags tot eingeliefert worden. Auf das Verlangen der Generale habe man ihm eine Spritze gegeben, um ihn ins Leben zurückzurufen. Natürlich hatte die Injektion keinen Erfolg. Am nächsten Tage wartete ich in meinem Wagen vor dem örtlichen Hauptquartier. General Mäsel kam auf mich zu und sprach mir sein Beileid aus. Ich übersch seine ausgestreckte Hand und trat an das Totenbett meines Mannes. Meine Schwägerin, die von den Umständen seines Sterbens nichts ahnte, wunderte sich über den Ausdruck grenzenloser Verachtung in seinen Zügen.“

Zur Beerdigung schickte Hitler einen riesigen Lorbeerkranz, aber er nahm nicht persönlich daran teil. Auch sein Schicksal war bereits besiegelt.

Wurde Rommel zum Selbstmord gezwungen?

Der mysteriöse Tod des Afrika-Marschalls — Welche Rolle spielten die Generale Burgdorf und Maisel und welchen Auftrag hatten sie?

Das Spruchkammerverfahren gegen den ehemaligen General Erwin Rommel, das demnach in Berchtesgaden erneut aufgenommen wird, lenkt noch einmal die Aufmerksamkeit auf die Hintergründe des Todes des ehemaligen deutschen Feldmarschalls. Zwischen den Aussagen Maisels und der Witwe, Lucie Marie Rommel, bestehen erhebliche Widersprüche, die durch neues Beweismaterial erst einer Klärung bedürftig sind.

Der Bürgermeister war skeptisch. Er bezweifelte, ob wir sie bei guter Gesundheit antreffen würden. „Frau Feldmarschall ist sehr krank“, versicherte einer der Ortsbewohner, der unsere Unterhaltung mit dem Bürgermeister von Herrlingen angehört hatte. „Sie empfängt nicht.“

Frau Feldmarschall empfing nicht. Als wir vor dem ländlichen Einfamilienhaus standen, von dem wir wußten, daß der Gemeindevorstand darin einmal seine Dienstwohnung hatte, waren wir doch eingemüdet verblüfft. In diesem Armeuteilhaus also wohnte die Witwe eines der am meisten glorifizierten Marschälle Hitlers, von der die Ortsbewohner sagten, daß sie nicht „empfangt“. Es war wohl mehr die Erinnerung an die vergangenen Jahre, als es hier zuweilen hoch hergegangen sein mag, die die Herrlinger diese verstiegene und verstaubte Sprache sprachen ließ. Die Wirklichkeit sah jetzt ein wenig anders und nüchterner aus.

Eine Frau in den fünfziger Jahren kam aus dem Haus. Es hatte Frau Rommel selber sein können, die von gewissen Schichten noch immer als die „Frau Feldmarschall“ angesprochen wurde. Aber sie war es nicht. Es war nur „Frau Oberstleutnant“, wie sich erwies, die Gattin des ehemaligen Oberstleutnants Helf aus dem Stabe Rommels. Das Ehepaar Helf, von der Fürsorge abhängig, bewohnte mit der Witwe des vormaligen Feldmarschalls gemeinsam diese unansehnliche Zweieinhalbzimmerwohnung, in der drei alternde und leidende Menschen gerade noch Platz hatten.

„Meine Freundin“, klang es, die ärmlich ansehende und gebeugte Frau Helf auf, „ist wieder in Tübingen, krankheitsbedingt. Als ihr Mann so plötzlich hinwegging, bekam sie es in den Ohren.“



Erwin Rommel, auch ein Officer der künftigen Hitler.

Die Ärzte wissen nicht genau, was es ist. Es muß ein sehr schmerzhaftes Leiden sein. Frau Rommel war schon viele Wochen lang in der Tübingen Klinik. Aber immer wieder treten Rückfälle auf. Für die freundliche und mittelalte Frau Helf, die uns so bereitwillig Auskunft gab, war der ehemalige Feldmarschall Erwin Rommel nicht einfach „gestorben“.

„Als ihr Mann so plötzlich hinwegging“, hatte sie gesagt und damit wohl andeuten wollen, daß er keines natürlichen Todes gestorben sei. In Herrlingen, diesem schwäbischen Bauerndorf im Donautal zwischen Ulm und Blaubeuren, ist seit Jahren bekannt, daß Erwin Rommel nicht an den Folgen seiner Verletzung gestorben, sondern beseitigt worden war. Er war noch am Vormittag dieses 14. Oktober 1944 in seiner Villa gesehen worden. Mittags, kurz nach zwölf Uhr, waren dann die beiden Generale erschienen. Am Abend hatten die Einwohner von Herrlingen gewußt, daß der Feld-

marschall tot war. Eine Embolie, hieß es, habe dem „tapferen Leben“ ein Ende gesetzt.

Vielleicht war der Ortsgruppenleiter von Herrlingen naiv genug, diese Mitteilung seiner Ulmer Kreisleitung selber zu glauben. In Herrlingen glaubt sie keiner. Aber er ließ sie verbreiten, obschon auch ihm Nachrichten zu Ohren kamen, die ihn nicht sonderlich ermutigten. Da waren beispielsweise einige Feldarbeiter, die diese große schwarze Limousine in langsamer Fahrt aus Herrlingen kommen und in Richtung Ulm fahren sahen. Sie hatten sich nichts weiter gedacht, denn nach Herrlingen kamen häufiger, seit der „berühmte Feldmarschall“ dort seiner Genesung entgegenlebe, „hohe Besuche“ in luxuriösen Automobilen. An diesem Tage, so hatten sie später berichtet, hatten sie ein ungutes Gefühl. Und als die Limousine dann plötzlich anhält und Rommel aus der hinteren Tür des Wagens stieg, sich in merkwürdiger Haltung noch einmal Herrlingen betrachtete und dann die Umgebung, um schließlich rasch wieder in das Auto zu steigen, als hätte er sich zu einem entscheidenden Entschluß durchgerungen, war den Bauern auf dem Felde klar, wie sie sagten, daß ein Unglück geschehen sei. Plötzlich fuhr die schwarze Limousine in rasender Eile davon, und das mußte wohl der Augenblick gewesen sein, in dem Rommel das Gift nahm und wahrscheinlich schon nach wenigen Sekunden tot war. Im Heereslazarett Ulm wurde nur noch seine Leiche abgegeben.

Soweit die Herrlinger Bauern. Die Schwaben sind helle Köpfe, und es kann durchaus sein, daß ihre Schilderung vom Hergang des Sterbens Erwin Rommels die richtige ist. Von den beiden Zeugen, die das Hinscheiden des Generalfeldmarschalls miterlebten, ist der eine vermißt, und der andere, Ernst Maisel, wird lieber schweigen.

So ist an Tatsachen nur das eine bekannt, daß Burgdorf und Maisel am 14. Oktober 1944, mittags 12.10 Uhr, in Herrlingen eintrafen und von Rommel im „Japanischen Zimmer“ empfangen wurden. Das „Japanische Zimmer“ war ein Geschenk des Kaisers Hirohito an den „tapferen Eroberer Afrikas“, nur ungewöhnliche Gäste hatten die Auszeichnung erlebt, darin empfangen zu werden. Den Generalen Burgdorf und Maisel war diese Auszeichnung zuteil geworden.

Was dann geschah, ist hinlänglich bekannt: Burgdorf habe Rommel mehrere Aussagen, darunter von Oberstleutnant Hochacker und General von Stülpnagel, vorgelesen, heißt es in einem Vernehmungsprotokoll, wonach sich Rommel angeblich bereit erklärt hätte, an dem Untervernehmen am 20. Juli 1944 teilzunehmen. Rommel sei blaß geworden und habe erwidert: „Ja, wohl, ich habe geflucht und werde die Konsequenzen ziehen.“

Dieser Behauptung steht die schriftliche Erklärung von Frau Rommel entgegen, daß ihr Mann nach der Bekanntgabe der „Schulderöffnung“ mit verstörtem Gesicht zu ihr gekommen sei und geäußert habe: „In einer Viertelstunde bin ich tot. Ich soll am 20. Juli betetelt gewesen sein. Verschiedene Offiziere haben belastende Aussagen gegen mich

gemacht, und ich soll auf Goerdeler's List stehen. Der Führer hat mich vor die Wahl gestellt, entweder Gift zu nehmen oder mich vor einem Volksgerichtshof zu verantworten.“

Im Vernehmungsprotokoll wird dann weiter bekundet, daß Rommel wieder zu den Generalen zurückgekehrt sei und zu Burgdorf gesagt habe, er fühle sich wegen seiner schweren Verletzung mit der Pistole noch nicht sicher genug, er wolle Gift nehmen. Gegen 13 Uhr sei Rommel zu ihnen



Die Witwe Rommels, Frau Feldmarschall Rommel

in den Wagen gestiegen. Auf der Fahrt nach Ulm starb Rommel an „Embolie“.

Hier erhebt sich die Frage, wer Rommel zu dem Gift „verholfen“ hat, an dessen Folgen er auf der Fahrt nach Ulm verstarb. Warum hat Rommel das Gift nicht in seiner Wohnung genommen? Wer hat ihn aufgeföhrt, in den Wagen zu steigen?

Dem Gesetz der Folgerichtigkeit entspräche, daß Burgdorf, der offensichtlich nach Herrlingen geschickt worden war, um Rommel zu beseitigen, den Generalfeldmarschall aufgefordert hat, mit in den Wagen zu steigen, um ihm dort das Gift zu verabreichen oder ihn, sofern er sich weigerte, Gift zu nehmen, durch einen Pistolenschuß niederzuschießen.

Dieser Vermutung entspricht auch eine Untersuchung des Mitgliedes des Psychological Warfare, William Harlan Hale, der über die militärischen und persönlichen Vorgänge um Rommel seit dem 6. Juni 1944, dem Tag der Landung der alliierten Truppen in der Normandie und insbesondere über Rommels Beziehungen zu den Verschwörern vom 20. Juli berichtet. „Die Amerikaner waren innerhalb der ersten vier Wochen nach der Landung bei Cherbourg schnell vorwärtsgekommen und nahmen Richtung auf die wichtige Straßenkreuzung von St. Lô. Rommel versuchte verzweifelt, seine angeschlagenen Panzerdivisionen immer wieder nach Westen zu werfen, um den Feind aufzuhalten. Montgomery benutzte diese Gelegenheit zu einem Vorstoß und nahm Caen, den natürlichen Aus-

gangspunkt zu einem Großangriff auf die Seine. Jetzt war es offensichtlich, daß die Normandie nicht mehr gehalten werden konnte — oder daß dieser Zustand zumindest in den nächsten Tagen eintreten werde. Diese Feststellung war der Inhalt einer Unterredung Rommels mit Hitler, in der Rommel einen allgemeinen Rückzug verlangte, ehe es zu spät sei. Aber wieder erhielt er die gleiche kurzschichtige und verärgerte Antwort: Aushalten.“

Jetzt kam das Ende. Irgendwann, um den 10. Juli herum, führte Rommel zwei Gespräche mit dem Verbindungsmann der Verschwörer, Oberstleutnant Hochacker. Wie einer der überlebenden Freunde Hochackers später erzählte, sei während der ersten Unterredung zwischen diesem und Rommel die Notwendigkeit eines sofortigen Handelns gegen Hitler und das Anbieten eines Waffenstillstandes an die westlichen Alliierten besprochen worden. In dem zweiten Gespräch diskutierten sie die Maßnahmen, die zur Durchführung eines militärischen Handstreichs im Westen — was die Neutralisierung oder Ausschaltung der fanatischen SS-Truppen bedeutete — in dem Augenblicke eingeleitet werden sollten, in dem Hitler beseitigt war.

Wir wissen, daß Rommel, als er am 14. Juli den Befehlstand eines seiner Korps aufsuchte, immer noch den Anschein erweckte, daß er loyal zu seiner Aufgabe stehen würde. Der General, der dieses Korps befehligte, hatte ihm außer schweren Verlusten und fehlendem Ersatz nichts Neues zu melden. Für die Durchführung des Befehls des OKW, die gegenwärtige Front zu halten, könne von ihm jedoch „keine Garantie übernommen werden“.

Vielleicht hat diese Nachricht Rommel in seinem verzweifelten Entschluß bestärkt. Immer noch ein Idol des Nationalsozialismus, hatte er zu ihm bis zum letzten Augenblick gestanden. Das Attentat sollte innerhalb der nächsten Tage durchgeführt werden. Ob Rommel den genauen Zeitpunkt für den Anschlag kannte, vermag keiner der Überlebenden zu sagen. So kann man über seine Absichten nur Vermutungen anstellen, als er am 17. Juli von einer Besprechung mit dem einflussreichen, aber immer noch einherstolzierenden Sepp Dietrich zu seinem Hauptquartier zurückfuhr. Während sein Wagen mit hoher Geschwindigkeit auf der Straße südlich Lüttich dahinfuhr, erblickte ein alliierter Flieger das Fahrzeug. Der Pilot stieß herunter, um es zu beschleichen, der Fahrer wurde verletzt, verlor die Kontrolle über den Wagen, und Rommel wurde in den Graben geschleudert, wo er mit einer Gehirnerschütterung liegenblieb.

Mehrere Wochen später erfuhr Rommel, dessen Gesundheit sich unter der Pflege seiner Frau langsam in seinem Heim in Herrlingen wieder besserte, die Folgen des mißlungenen Anschlages. Hunderte von hohen Offizieren waren hingerichtet worden, jegliche Opposition der Heimat wurde von Himmeln im Keime erstickt und der hoffnungslose Krieg von den deutschen Armeen weitergeführt, die inzwischen fast bis zum Rhein zurückgeschlagen waren. Man wußte, daß er selbst in den Anschlag verwickelt war. Speidel war verhaftet worden. Vielleicht würde er der nächste sein. Aber er hatte ja gar nicht wirklich revoltiert — er hatte überhaupt nichts unternommen. Er war gerade im Begriff zu handeln, als sich das Schicksal einschaltete. Was in Wirklichkeit nicht ausgeführt worden war, konnte vielleicht als nicht beabsichtigt dargestellt werden.

Im Führerhauptquartier interessierte man sich in der Zwischenzeit sehr für Rommels Gesundheitszustand, die ganze Angelegenheit wäre dort einfacher zu behandeln gewesen, wenn der Unfall Rommels tödlich verlaufen wäre. Als Reichsleiter Bornemann am 28. September den Bericht eines in der Nähe von Herrlingen wohnenden Parteifunktionärs erhielt, vermerkte er folgende Notiz: „Er bestätigt andere, sogar noch schlimmere Nachrichten als die mich in der Zwischenzeit erreicht haben.“ Er legt den Bericht Hitler vor, der ihn daraufhin mit Keitel, Himmler und General Burgdorf, dem kriegserfahrenen und dem Alkohol ergebenen Heeresadjutanten des Führers, besprach. Man faßte den Entschluß, Rommel müsse beseitigt werden — und zwar nach Möglichkeit unauffällig. Die Öffentlichkeit sollte nichts erfahren. Am 18. Oktober gab Hitler folgenden Tagesbefehl heraus: „Rommel, unvergänglicher Name — er ist im gegenwärtigen Schicksalskampf der Begriff der hervorragenden Tapferkeit geworden. Das Heer senkt vor diesem großen Soldaten in stolzer Trauer die Reichskriegsflagge. Sein Name ist in die Geschichte des deutschen Volkes eingegangen.“

Die Vermutung der Herrlinger Bauern ist damit bestätigt, daß Rommel, ihr schwäbischer Mitbewohner, wie der dortige Pfarrer es ausdrückt, von den Schergen Hitlers auf der Fahrt nach Herrlingen nach Ulm ermordet worden war. Es ist durchaus möglich, daß Rommel im Schreck der ersten Überraschung, als ihm die belastenden Aussagen vorgehalten worden waren, an einen Selbstmord ehrenhalber gedacht hatte. Burgdorf scheint jedoch darauf bestanden zu haben, daß dieser Selbstmord sofort oder auf der Fahrt nach Ulm vollzogen werde. Rommel scheinen mittlerweile Bedenken über seine eigene Schuld aufgetaucht zu sein, und so ist es wahrscheinlich, was bereits einmal ausgesprochen wurde: daß der leicht angetrunkenen Burgdorf ihn mit vorgeschalteter Pistole gezwungen hatte, das Gift, von ihm selber abgehängt, zu nehmen.

Gestapo-„Justiz“ im heutigen Polen

2 1/2 Millionen fielen der „Volksdemokratie“ zum Opfer — Tatsachenbericht des „Telegraf der Woche“

Albert G., geboren 1913 in Danzig, wurde von der polnischen „Justiz“ wegen seiner Zugehörigkeit zur deutschen Volksgemeinschaft zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach 46 Monaten Haft gelang es ihm mit Hilfe beschwerter Wärter zu entkommen. Alle im nachstehenden Bericht erwähnten Einzelheiten hat Albert G., der die polnische Sprache in Wort und Schrift beherrscht, selbst erlebt. Seine eideschwurliche Versicherung liegt der Redaktion des „Telegraf der Woche“ vor. Die Erklärung beginnt mit den Worten: „Ich klage vor der Welt an...“

Die von den Sowjets eingesetzte polnische Regierung hat zur Aufrechterhaltung des kommunistischen Regimes während der letzten drei Jahre im eigenen Land und in den seiner Verwaltung unterstellten deutschen Gebieten eine Schreckensherrschaft errichtet, die selbst die Taten der deutschen Gestapo übertrifft. Diese Verbrecher- und Mordjustiz hat ihre Methoden der GPU und heutigen NKWD oder neuerdings MWD genannten sowjetischen Geheimpolizei entlehnt, doch die „Schüler“ übertrifft weit ihre „Lehrmeister“.

In den ersten Monaten unter sowjetischer Besetzung wurden Tausende von Unschuldigen hingerichtet, und weitere Zehntausende traten den Weg nach Sibiren an. Erst vom Jahre 1946 ab durfte der polnische Gerichtshof seine Tätigkeit aufnehmen. Viele Volksdeutsche, die schon vor dem zweiten Weltkrieg der deutschen Volksgemeinschaft in Polen angehört, sich nach dem Gesetz also nicht strafbar gemacht hatten und nur unter die „human und ordentlich“ durchzuführenden Ausweisungen fielen, wurden dennoch zu Freiheitsstrafen von drei bis zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Weitere Tausende — soweit sie nicht an Unterernährung zugrunde gingen — warten heute noch auf ihre „Anweisung“. Keiner von ihnen sah jemals seine Angehörigen.

Adat Beispiele — nur aus Stettin

Ich selbst, so berichtet Albert G., erhielt eine Gefängnisstrafe von „nur“ drei Jahren zudiktiert. Nach 16monatiger Haft glückte mir die Flucht. In dieser Zeit habe ich zusammen mit polnischen und deutschen Häftlingen in der Einzelzelle eines Gefängnisses in Stettin gehaust. Der Raum, den ich mit acht bis zwölf Personen teilte, hatte die Größe von 1,80x4 m = 7,2 qm. Ungezügelter polnischer und jeder Anflug von Sauberkeit wurde durch die Gleichgültigkeit des polnischen Wachpersonals amputiert. In Abständen von acht bis vierzehn Tagen durften meine Leidensgefährten und ich fünf bis zehn Minuten frische Luft schnappen. Die Ernährung war völlig unzureichend. Vor meinen Augen starben viele Menschen, u. a. auch ein junger Mann im Alter von 19 Jahren, dessen „Verdauung“ darin bestand, volkssprachliche Eltern zu sein. Er starb in der Haft an Tuberkulose.

Allein in diesem einen Untersuchungs- und Strafgefängnis in Stettin wurden innerhalb von 13 Monaten etwa 42 Todesurteile durch Gerichtsspruch oder durch den Strang vollstreckt. Zynisch äußerten bei Vernehmungen Beamte der polnischen Gestapo (UB oder KBW), daß nach ihren „vorsichtigen“ Schätzungen in Polen nicht weniger als 200 Todesurteile monatlich verhängt und vollstreckt werden — vornehmlich an politischen Gegnern. Mir sind folgende Einzelfälle bekannt:

1. Ein Deutscher, 75 Prozent kriegsverwundet, arbeitete als Aufseher in einem Lager der DAF. Er bestrafte einen völlig betrunkenen Polen mit zehn Stockschlägen. Als „Verbrecher gegen die Menschlichkeit“ wurde er hingerichtet.
2. Ein anderer Deutscher, der während des Krieges bei einem Fliegerangriff auf Stettin (1943) zwei Polen beim Plündern überraschte und sie der Polizei übergab, wurde zum „Tod durch den Strang“ verurteilt.
3. Ein dritter Deutscher ging bei Swinemünde über die Demarkationslinie, um seine Familie in Deutschland zu suchen. Nach seiner Rückkehr wurde er von der UB verhaftet mit der Begründung, er habe „Spionage“ getrieben. Seine Ende war der Gefängnisstrafe.
4. Einem deutschen Ingenieur in Stettin erzählte dessen polnischer Freund, daß die polnische Westgrenze sich bald verschieben würde. Weil er diesen „Verrat“ nicht sofort der UB mitteilte, verurteilte ihn ein polnisches „Gericht“ zu zwei Jahren Zuchthaus. Seine Strafe büßte er in Gollnow ab. Sein polnischer Freund erhielt neun Jahre Zuchthaus.
5. Ein deutscher Bauer kam unter Anklage, weil er Pö-Mitläufer war. Die bei ihm arbeitenden Polen hatten ihm ein besonders gutes Lohnzeugnis ausgestellt. Es half ihm nichts. Er wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.
6. Ein anderer Bauer, der ein solches Zeugnis nicht ausweisen konnte, dessen Korrektheit und Hilfsbereitschaft gegenüber den bei ihm beschäftigten Polen aber nachgewiesen wurde, erhielt lebenslangliches Zuchthaus.
7. Ein 78 Jahre alter deutscher Rentner aus Swinemünde, dem kurz vor Beendigung der Kampf-

handlungen ein unbekannter Soldat ein Paket zur Aufbewahrung übergeben hatte, erhielt unter Zuhilfenahme „mildernder Umstände“ acht Jahre Zuchthaus. Das Paket enthielt — was er nicht wissen konnte — einen Radiosender mit Aufnahmegerät. In der Urteilsbegründung hieß es: „Landesverrat mit Spionagebeteiligung“.

8. Eine aus Polen bestehende sechsköpfige Räuberbande wurde jedoch begnadigt, obwohl ihr 14 Raubüberfälle und vier Morde einwandfrei nachgewiesen werden konnten.

Für eine Unterhaltung über den versuchten Warschauer Eisenbahnerstreik im Juli 1947 „verdient“ man sich drei bis 15 Jahre Gefängnis. Für Spottverse und Spottlieder auf die Regierung gibt es drei bis acht Jahre Zuchthaus. In allen polnischen und polenisierten Städten und Dörfern gibt es Spitzel der UB oder KBW. Genau wie in der UdSSR müssen auch sie ihre „Norm“ erfüllen.

Wie wird diese Mord-„Justiz“ organisiert?

Sind die Opfer rar geworden, dann werden sie nach sowjetischer Manier „fabriziert“. Abgerissene Individuen durchstreifen die Ortschaften als „Bettler“ oder „Arbeitsuchende“ — und wehe dem Bauern, der es wagt, im Gespräch mit ihnen ein abfälliges Wort über das bolschewistische Regime zu äußern! Am nächsten Tage zwischen 5 und 7 Uhr morgens erscheint bei ihm ungewarnt, mit einem Protokoll versehen, ein uniformierter Häscher von der UB, in dem er mit Erschrecken den „Bettler“ oder „Arbeitsuchenden“ wiedererkennt, den er gestern mitleidig bewirtete. Die auf solche plumpe Art und Weise überhöhlten Menschen erhalten meist eine drei- bis achtjährige Gefängnisstrafe.

Mehr als 2 1/2 Millionen „Verbrecher“ oder „Reaktionäre“ sind in den letzten drei Jahren auf solche oder ähnliche Art bereits Opfer der „Volksdemokratie“ in Polen geworden. Diese Maßnahmen kosten die Nutznießer und Funktionäre des kommunistischen Regimes in Polen die runde Summe von 120 Millionen Zloty jährlich. Um diese Summe aufzubringen, wird in Anrufen der kommunistischen Partei von den Arbeitern und Angestellten die 600- bis 900fache Erfüllung ihrer „Norm“ gefordert. Die „Hennecke“ in Polen sind nichts weiter als gut bezahlte und glänzend verpflegte Zutreiber der polnischen Mordjustiz.



General Maisel

Gift - nicht Schauprozeß

„Volksheeros“ Rommel ergab sich wehrlos den nationalsozialistischen Henkern

Es sind unzählige Männer und Frauen durch Hitlers Schergen ihrem sicheren gewaltsamen Tode entgegengeführt worden, darunter solche, deren Passivität bei der Verhaftung, unauflösbare psychologische Rätsel aufzuheben scheint. Denken wir dabei an Berufssoldaten, an Offiziere, deren ganze Haltung männliche Verteidigung im Augenblick der Gefahr bedingt.

Nachdem das fälschliche „Heldentum“ der Offiziere und Generale mit Aufdeckung so mancher Feigheit nach Beendigung des Krieges und der Hitlerherrschaft schwand, bleibt dennoch eine Generalgestalt, der man objektiv betrachtet gewisse Anlagen und Handlungen persönlichen Mutes zugestehen muß. Sie wurde zu einem Hero des Volkes und stand bis zur Klärung ihres Todes kritiklos und bewundert vor einer ganzen Welt. Es ist Erwin Rommel, der Generalfeldmarschall des Wüstenkrieges.

Dieser Mann, den Freund und Feind schätzten, dem die ihm untergebenen Bataillone folgten wie einstmalig einem Napoleon, hat ohne Zweifel vielfach persönlichen Mut bewiesen. Dabei war er nicht einmal wie andere Generale ein zur Verachtung des Lebens herabgesunkenes Werkzeug ewigen Kriegen. Im Gegenteil. Erwin Rommel besaß soviel Einsicht und Geist, das sinnlose Blutopfer des Hitlerkrieges durch Teilname an der Verschwörung des 20. Juli abwenden zu wollen. Allerdings mit unsoldatischen und feigen Mitteln. In diesem Augenblick beginnt die Tragik seines heroischen Ansehens. Billigen wir ihm, wie auch den anderen mitverschworenen Generalen zu, sich Goebbels'scher Methoden bedienen zu müssen, um Hitler zu stürzen, damit kostbares Blut des Volkes geschenkt werde, so ist damit ihr Tun keineswegs heroischer geworden, solange nicht eine ganz konsequente und selbstlose Persönlichkeit hinter ihr steht, der eben das Vaterland mehr gilt als der eigene Tod. Immer wird der Feige sich seines Unternehmens aus der Dunkelheit erfreuen, wenn für ihn selbst keine Gefahr mehr besteht.

Wohl sandte Rommel am 15. Juli 1944 an Hitler ein mit vier Tagen befristetes Ultimatum mit der Forderung von Waffenstillstandsverhandlungen. Nach dem Scheitern der Offiziersrevolte vom 20. Juli münzt er jedoch weiterhin den „ergebenen“ Feldmarschall, der zwar nicht in Treuebekenntnissen, aber in Schweigen und Unaktivität. Gerade aber das

Schweigen Rommels bringt das Opfer der in Gestapokekellern erhängten Mitverschworenen um ihre Früchte, die Rettung Deutschlands. Was beim Volke wenig bekannten und nicht verehrten Generalen unmöglich war, Rommel hätte eine Welle der Begeisterung durch eine männliche Tat des Aufrufes zum bewaffneten Aufstand in dem Augenblick auslösen können, da Goebbels'sche Methoden nicht weiterhin benutzt werden konnten.

Sehen wir von all dem ab und betrachten wir nur das Ende Rommels. Wie schon ein Biograph die Größe eines Napoleon dadurch ihres falschen Pathos beraubt, indem er nachweisen kann, daß Napoleon nicht sterben konnte, so müssen wir das gleiche bei Rommel feststellen. Das Leben eines Mannes mag erfolgreich, mag ruhmvoll, mag meinetwegen heroisch gewesen sein. Ein unwürdiger Tod hebt das alles wieder auf, denn nur wie einer stirbt, so hat er tatsächlich gelebt. Man mag nur wenig vom Leben der Geschwister Scholl oder anderer Opfer des Faschismus wissen. Durch ihren vorbildlichen Tod aber wissen wir, daß sie als Helden gelebt haben. Bei ihnen hob sich aller angedichtete dämonische Einfluß Hitlers auf die Wehrlosigkeit seiner Opfer auf. Sie konnten nicht mit der Waffe in der Hand bei ihrer Verhaftung sterben, da das ihrer persönlichen Anschauung widersprach, wiederum fehlten auch die Waffen.

Bei Rommel lagen die Dinge ganz anders, denn einen Generalfeldmarschall ohne Pistole kann man sich nicht vorstellen. Man kann sich

auch nicht denken, daß er pazifistische Wandlungen in dem Augenblick haben sollte, wo es ihm ans Leder geht.

Kurzum, wir kommen zum Problem der völligen Wehrlosigkeit eines Mannes, dessen Beruf ja gerade die Wehrhaftigkeit ist. Und hier beginnen die okkulten Stimmen, die in den Bereich der Phantasie verwiesen werden müssen. Warum folgt Rommel am 14. Oktober 1944 willen- und wehrlos General Burgdorf und seinem Begleiter Generalleutnant Maisel zu der von Hitler befohlenen Vergiftung aus seiner Villa in Herrlingen bei Ulm? Keine Ratte läßt sich ohne weiteres vergiften. Rommel aber tut es. Nicht die Dämonie Hitlers hat ihn betäubt, sondern die Dämonie einer verlorenen Offizierssehre. Wir wollen Hitler zugestehen, daß er die Psychologie hinsichtlich der Generalsmentalität meisterhaft verstand. Er ließ Rommel selbst die Wahl zwischen einem Schauprozeß mit anschließendem Baumeln, qualvoll verendendem Baumeln an Fleischerhaken, und dem eigenen Rattentod mit Gift, der allerdings Rente für die Familie, Staatsbegräbnis und Ehre übers Grab hinaus versprach. An dieser Wahl zerbrach der Mensch Erwin Rommel.

Er konnte nicht aus seiner Haut, aus seiner konservativen Offiziershaut. Die einzige heroische Lösung, die es für ihn gab, nämlich die Versucher niederzuschießen, kam dem Generalfeldmarschall gar nicht in den Sinn. Fassunglos und geistesabwesend kann ein Rom-



Rommel zerbrach an der Wahl zwischen „ehrenvollem“ Tod im Dienst des Unrechts und schmachvollem Sterben für das Recht.

mel seiner Frau nur sagen: „In einer Viertelstunde bin ich tot“. Und so starb er ohne einen Versuch zum Widerstand, und mit ihm starb die Legende vom Heroen, denn wer so als Volksheld verwendet, kann kein versklavtes Volk befreien.

Bernhard Steper

Koburg-Prozeß beginnt

Dreihundzwanzig SA-Männer angeklagt

Am 25. April 1949 beginnt endlich vor dem Wuppertaler Schwurgericht der Prozeß gegen die SA-Mannschaft der ehem. SA-Standarte „Koburg“, Mettmann-Neandertal. Der Termin für diese Verhandlung war schon mehrmals angesetzt und wieder verschoben worden. Die Untersuchungen und Ermittlungen in dieser Angelegenheit laufen bereits fast zwei Jahre. Angeklagt wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind 23 ehemalige SA-Angehörige aus Mettmann und Umgebung und Wuppertal. Von der Staatsanwaltschaft sind über 80 Zeugen aufgerufen. Die voraussichtliche Dauer der Verhandlung wird mindestens vier Wochen betragen. Die SA-Standarte „Koburg“ hatte in den Jahren 1932-33-34 im Neandertal bei Mettmann eine Villa als SA-Kaserne eingerichtet. Dorthin wurden viele Niederbergische, Düsseldorf und Wuppertaler Antifaschisten verschleppt, willkürlich inhaftiert und zum größten Teil schwer mißhandelt. Auch verschiedene noch nicht geklärte Mordfälle spielen hier hinein.

Neue Schildbürgerstreiche

Generalintendant wird Landrat

Der ehemalige Generalintendant der Luftwaffe, Hermann Rühmkorb, konnte sein Amt als Landrat des Kreises Wolfshagen anreten, nachdem ihn die Spruchkammer als „nicht betroffen“ erklärt hatte. In der Urteils-

begründung wurde festgestellt, daß die Beförderung Rühmkorbs zum Intendanten der Luftwaffe lediglich wegen seiner Fachkenntnisse erfolgt sei.

NS-Redakteur ohne Berufsverbot

Der ehemalige stellvertretende Chefredakteur des „Völkischen Beobachter“ Dr. Ernst Maunier, wurde von der Hauptspruchkammer München für 6 Monate als Minderbelasteter erklärt. Während dieser Zeit darf er keine leitende Stellung bekleiden. Danach unterliegt er jedoch keiner Berufsbeschränkung mehr und gilt als Mitläufer.

120000 Fälle verhandelt

Die Entnazifizierung in Süd-Württemberg

Die Entnazifizierung in Süd-Württemberg ist nach einer Mitteilung des Staatskommissars für politische Säuberung Taddäus Mayer, im wesentlichen beendet. Offiziell soll sie bis zum 30. Juni abgeschlossen sein. Bisher wurden 120 000 Fälle verhandelt. Ueber die genaue Zahl der noch zu bearbeitenden Fälle könne keine nähere Angabe gemacht werden, weil eine Reihe dieser Fälle noch von der Militärregierung überprüft werden muß und weil Flüchtlinge und Heimkehrer erwartet werden, von denen ebenfalls noch zahlreiche entnazifiziert werden müssen. In Süd-Württemberg-Hohenzollern sind gegenwärtig noch drei Spruchkammern und eine Universitäts-Spruchkammer in Tübingen tätig. 90 Angestellte sind zur Zeit noch hauptamtlich beim Staatskommissariat beschäftigt.

„Politischer Skandal Nr. 1“

Entlassenes Spruchkammerpersonal findet keine Arbeit

Die Feststellung des Amerikaners Dr. Josef Mire, daß bei den staatlichen und kommunalen Verwaltungen der US-Zone 45 bis 70% ehemaliger Pgs den dominierenden Anteil ausmachen, haben zwar gemischte Gefühle hervorgerufen, aber auf jeden Fall und zur rechten Zeit ein noch immer aktuelles Thema neu zur Diskussion gestellt. Daß Dr. Mire von früheren Nazis spricht und keine Unterscheidung von den sogenannten nominellen Pgs. machte, hat unseren Gerechtigkeitsfanatikern prompt guten Grund zum Widerspruch gegeben. So einfach liegen indessen die Dinge nicht.

Es wird wenig Demokraten geben, die damit den „Irrtum“ des Amerikaners für erledigt ansehen. Es ist und bleibt vorläufig ein Rätsel für alle noch so aufmerksamen politischen Beobachter, die allerdings der Personalpolitik unserer öffentlichen Dienststellen sehr fern stehen, wie diese 45 bzw. 70% erreicht wurden. Denn es war jedenfalls nicht einfach, eine derart fette Quote durchzubringen. Man könnte beinahe glauben, daß bis zum völligen Abschluß der Entnazifizierung der hundertprozentige „Idealzustand“ nicht alle ehemaligen Pgs berücksichtigen kann. Die kritischen Betrachtungen des Herrn Dr. Mire werden nämlich erst recht interessant, wenn man die andere Seite von „Soll und Haben“ weiß.

Nach dem Gesetz zur Ueberführung der bei der politischen Befreiung tätigen Personen in andere Beschäftigungen sind die obersten Dienstbehörden des Landes Württemberg-Baden und die der Aufsicht von Landesbehörden unterstehenden öffentlich-rechtlichen Körper-

schaften verpflichtet, 3% aller Dienst-

stellen in öffentlichen und Betrieben —

—

Artur Ketterer, öffentlicher Kläger

Direktorium empfiehlt Annahme

Wiedergutmachung vor dem Länderrat

Das Direktorium des Süddeutschen Län-

Gekränkte Unschuld

„Nur“ 70 Prozent Nazis bei der Stadtverwaltung Amberg

Carola
Freiin Rüdt von Collenberg

Berlin W. 35. Derfflinger Str. 10

Beigef. 1445

Aufzeichnungen
Über Männer vom 20. Juli 1944

Unter den Männern, die am 20. Juli 1944 bei dem Hitler-Attentat aktiv mitwirkten, war mir Graf von der Schulenburg (Fritz) durch Familienzusammenhänge seit vielen Jahren gut bekannt. Ich schätzte ihn als einen klugen, unbestechlichen, mutigen, innerlich sauberen Menschen.

Ganz in den Anfängen des Nationalsozialismus beschäftigte er sich mit dieser Idee und trat damals in die Partei ein.

Aus vielen politischen Gesprächen weiß ich, daß er früh die Verlogenheit und die Hintergründe des Systems erkannte und aus seiner Stellung als Verwaltungsbeamter jeden Einfluß dagegen wahrnahm und verfocht, wodurch er u.a. mit dem berüchtigten Gauleiter von Ostpreußen, Koch, schwere Differenzen hatte.

Er war ein stiller und verbissener Kämpfer gegen Korruption und alle Nazi-Mißstände und warb lange vor dem Kriege zuverlässige Gesinnungsgenossen, die er in allen Kreisen und Klassen des Volkes fand. Besonders drang er auf die Mitwirkung aller ehemaligen politischen Parteien, um von vorn herein eine einheitliche Front zu schaffen. Er fand Anhänger und Mitkämpfer auf dem breiten Lande, bei Bauern, Arbeitern, Soldaten, Offizieren, Beamten, Künstlern usw.

Als Vize-Polizeipräsident von Berlin hatte Graf Schulenburg Zutritt zu höchsten Regierungsstellen der Nazis, wo er systematisch wichtiges Material sammelte und brauchbare Menschen vorsichtig beeinflusste und zu sich heranzog. Graf Yorck und Graf Uxküll waren dabei wichtige Helfer in einem der Ministerien. In diesem Zusammenhang ist auch Graf Helldorff zu nennen.

In dieser Zeit, (1933/40) schrieb ich für ihn verschiedene illegale Denkschriften, u.a. Organisationsplan einer neuen Verfassungsordnung, über Verwaltungs- und Sozialfragen, pp.

Wir verbreiteten an zuverlässige Kreise die berühmte Predigt des Erzbischofs Graf Galen, Münster, Westfalen, und als Gegenpropaganda das wahnsinnige Kirchenprogramm der 'Deutschen Christen'.

Während des Krieges wurde Graf Schulenburg verschiedentlich vom Militär zur Durchführung ziviler Verwaltungsaufgaben nach Berlin berufen. Seine Freizeit nutzte er unermüdlich für gemeinsame Zusammenkünfte. Er war der aktive Treiber und Mittelpunkt der Verschwörer, die sich aus Vorsichtgründen aus verschiedenen Gruppen zusammensetzten. Der Kreis war inzwischen so groß geworden, daß eine absolute Geheimhaltung nur durch äußerste Vorsicht möglich war. Nachrichten wurden nur persönlich übermittelt, Treffen fanden nur bei zuverlässigen Freunden oder in kleinen, abgelegenen Lokalen statt.

Öftmals trafen sie sich in meinem Büro, das als Nachrichtenstelle diente, oder in meiner Wohnung.

Da war Girdeler, dessen Fanatismus oft zur Vorsicht gemahnt werden mußte, der junge Feuerkopf Clausing, von Idealismus be-seelt, Oberleutnant von Haeften, der unter der Untätigkeit litt und zur Tat drängte.

Graf Moltke wurde aus dem Kreis im Januar 44 von der Gestapo in anderem Zusammenhang verhaftet und ein Jahr später wegen Verbindung mit den Männern des 20. Juli zum Tode verurteilt.

Ganz besonders beeindruckte die ernste, karge Persönlichkeit des Generaloberst Beck, dem ich oft Nachrichten in seine Wohnung überbrachte, wo er in größter Zurückgezogenheit und Einfachheit lebte. Seine seherische Gabe und die Klarheit seines Geistes übermittelte uns Vertrauen für die Richtigkeit unseres Weges, als Voraussetzung eines sauberen Aufbaues.

Wichtige Träger und Helfer aus dem militärischen Gruppe waren Oberst Hansen, General Oster und Oberstleutnant von Donani und zu den Vermittlern von Nachrichten von und nach dem Ausland gehörten Legationserat von Trott, von Haeften und Herr von Luckowicz.

Immer mehr verdichtete sich der Plan eines Attentats auf Hitler, da nur durch seine totale Beseitigung die schnelle Beendigung des Krieges und die Voraussetzung für einen geordneten Wiederaufbau möglich war.

Über die Einzelheiten der Durchführung war ich nicht unterrichtet. Durch die sich überstürzenden militärischen Ereignisse mußten die Pläne viele Male geändert und verschoben werden. Durch das ausgeklügelte System der Gestapo waren alle zivilen und militärischen Stellen mit Spitzeln durchsetzt und dadurch das Vordringen zu Hitler fast unmöglich geworden. Hieraus ist auch das Mislingen der ersten Attentate zu erklären.

Graf Schulenburg arbeitete intensiv an der Ausarbeitung von Verwaltungsplänen, die ich für ihn schrieb. Im Frühjahr 44 diktierte er mir den Entwurf für den 'Aufruf an das Deutsche Volk' und 'an die Deutsche Wehrmacht', der von Girdeler verfaßt und viele Male umgearbeitet wurde, da er nicht schlagkräftig genug war. Die endgültige Fassung habe ich nicht gesehen. In dieser Zeit arbeitete er selbst die Anordnungen aus über die Öffnung der Konzentrationslager und Gefängnisse für politische Häftlinge, über erste Maßnahmen gegen die Nazis pp.

Alles drängte zur Tat. Fast täglich kam Schulenburg in mein Büro, um Nachrichten zu holen oder zu bringen. So kam er auch am 20. Juli früh, ruhig und gelassen wie immer. Er brachte Grüße von seiner Familie, wo er den Geburtstag seiner Frau mit seinen 6 kleinen Kindern zusammen vorgefeiert hatte. Er war im Bewußtsein einer geschichtlichen Wende noch einmal dort gewesen, um Abschied zu nehmen für ein neues sinnvolles Leben - oder für den Tod, den er gefunden hat. Er hat weder seiner Frau noch mir etwas von dem bevorstehenden Ereignis gesagt.

Ernst aber zuversichtlich ging er am 20. fort, ich habe ihn nie wiedergesehen, vermutlich wurde mit in der Bendler Straße verhaftet. Ich selbst wurde am folgenden Tag von der Gestapo stundenlang verhört und das Büro und meine Wohnung durchsucht. Wenige Tage später wurde ich verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert. Vierzehn Tage habe ich auf meine Verurteilung zum Tode gewartet. Nach meiner Freilassung hörte ich, daß Graf Schulenburg am 10. August zum Tode verurteilt worden ist.

Er hat, wie so viele dieser mutigen Männer, für das Gute im deutschen Volk gearbeitet, gekämpft und sein Leben eingesetzt. Möchten diese Opfer der Grundstein sein für ein neues gutes Ansehen in der Welt.

Karl Dietrich von Hallwachs

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Zum erstenmal in England:

Schauspiel über den 20. Juli aufgeführt

a. LONDON — Zum ersten Male wurden vor der breiten Öffentlichkeit in Großbritannien jetzt in dem neuen Schauspiel eines britischen Autors über das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 die Motive, die Gewissenskonflikte und die wirkliche Lage der Offiziere dargelegt, die sich zum Handeln gegen den „Führer“ entschlossen.

Das Stück heißt „Treason“ („Verrat“) und stammt von dem Dramatiker Saunders Lewis, der nur in wallisischer Sprache schreibt. Sein Stück über die Vorgänge am 20. Juli im Hauptquartier des Oberbefehlshabers West in Frankreich und des Kommandanten von Paris wurde in einer englischen Übersetzung vom BBC-Fernsehen gesendet und fand lebhafteste Zustimmung bei der Kritik.

Das Stück sucht nüchtern und sehr fair den Offizieren gerecht zu werden, die das deutsche Volk vor Hitler und der drohenden totalen Vernichtung retten wollten, aber in den

eigenen Reihen auf Schritt und Tritt durch ihren Eid und die soldatische Gehorsamstradition gehemmt waren. Es wird sogar ein Versuch gemacht, Motive und Denken eines hohen Gestapoführers zu erklären.

Der 20. Juli walisisch

Der britische Rundfunk hat vor kurzem ein aus dem Walisischen übersetztes Drama des Dichters Saunders Lewis unter dem Titel „Brad“ (Verrat) gebracht. Das Stück behandelt die Ereignisse um den 20. Juli 1944 in ihrer Wirkung auf deutsche Generalstabs-offiziere im besetzten Frankreich, die der Widerstandsbewegung angehörten. Zu den Hauptfiguren gehören u. a. Feldmarschall von Kluge, General von Stülpnagel, General Blumentritt und ein SS-Führer.

Das Stück beginnt am Nachmittag des 20. Juli, als in Paris die Meldung einlangt, daß das Bombenattentat in Rastenburg gelungen sei. Die Mitglieder der militärischen Verschwörergruppe in Paris haben die SS-Führung gefangengesetzt und rechnen damit, daß von Kluge sein anfangs gegebenes Versprechen, die Aufständischen zu unterstützen, wahr machen werde. In einer dramatischen Auseinandersetzung mit von Stülpnagel und Blumentritt wird von Kluge, der inzwischen

vom Fehlschlag des Attentats gehört hat, jedoch unsicher. Der SS-Führer muß auf seine Anweisung wieder freigesetzt werden; das Stück endet angesichts der sicheren Katastrophe mit einem gedämpften Triumph der SS. Der Autor läßt die frei bearbeiteten historischen Tatsachen zum Hintergrund eines menschlichen Konfliktes zwischen dem Ethos der Verschwörer und einer strikten Auffassung des Soldateneids werden.

„Brad“ war für das nationale „Eisteddfod“ der walisischen Künste von 1938 geschrieben worden. Saunders Lewis ist 66 Jahre alt. Er spielt eine führende politische Rolle in der walisischen Nationalbewegung und war von 1926 bis 1939 Präsident der „Welsh National Party“. Er ist Katholik und Verfasser von einigen Gedichtbänden und Theaterstücken in der eigenen Sprache. Seine Position in der walisischen Nationalliteratur ist von deren Vertretern mit der von T. S. Elliot in der neueren englischen Dichtung verglichen worden.

ROLAND HILL (London)

THE STORY OF THE "SOLFKREIS"A PRELIMINARY ACCOUNT

by

MRS. HANNA SOLF, LEADING MEMBER OF THE SOLFKREIS

When people ask me when the war was lost, I always answer, "On the 30th January, 1933."

The Solfkreis lived and stood for Justice, Peace, Freedom, and above all, Humanity. All over the world it was known that my husband has, for almost half a century, fought for these ideals, and it was naturally known to the Nazi Authorities that I was continuing to fight for these ideals after my husband's death in February, 1936. Among other well-known names, the principal characters in the tragedy, which I am about to set out below, are Richard Kuenser, Count Albrecht Bernstorff, Maximilian von Hagen, Father Erxleben, and my daughter, Countess Lagi von Ballestren, all of them trusted and intimate friends and members of the Solfkreis.

In September, 1943, at a small teaparty given by Miss von Thadden, a lady I scarcely knew, I met a young man with whom the other guests had been discussing political affairs before I arrived. In my presence, which lasted for about half an hour only, nothing of any importance was discussed, except that the young man suggested that he could take letters to Switzerland safely. As it happened, I had three letters in my handbag. They were letters addressed to Mr. de Wichefeld, then Danish minister to Switzerland, and were unsealed, harmless and contained only personal matters and quite unimportant. The guests at this teaparty were Dr. Otto Kiep, Mr. Zarden and daughter, Fanny Kurowski, and myself and Mr. Scherpenberg, Dr. Schacht's son-in-law. A fortnight later, we were informed that this young man, whose name was Dr. med. Reckseh, was a Gestapo agent and had denounced the guests at the teaparty.

In November, 1943, my home in the Alsenstrasse was completely destroyed during an air raid, and I took refuge at my sister's place in Garmisch-Partenkirchen, Bavaria, whence my daughter Lagi followed me after a few days. There, early in the morning of the 12th January, 1944, five Gestapo officials - 3 men and 2 women - arrested me. They swarmed into the tiny flat and took me, my daughter, my sister and my old housekeeper to the Gestapo H.Q. in Munich. After four days of rigid examination I was transported to Berlin, under heavy guard, and arrived in the concentration camp Sachsenhausen at midnight. The other three had to remain in Munich for another 2 months, when my daughter was brought to the concentration camp Ravensbruck, where I, together with Miss von Thadden and the daughter of Dr. Zarden had been taken on the 5th February. Dr. Zarden had already committed suicide on the 18th January, by throwing himself out of a window on the third floor of the Gestapo H.Q. in Berlin.

In Ravensbruck we soon found out that Kuenser, Bernstorff, and Count Moltke were also inmates of that prison.

Months of examination began, not so much about the "teaparty," but especially in my case, in connection with my work with our abovementioned friends, for helping persecuted Jews, my connections with foreign friends and my fight against the Nazis in general. Helping persecuted Jews was one of our main activities. But it became practically impossible during the war. Then it became more so, the more that I felt that I had to help them; hiding them and keeping them supplied with food were the most difficult tasks. My daughter has done a great deal in this respect, by giving away the little food ration she had each week. Kuenzer and I were sometimes overwhelmed by the sight of these panic-stricken people. In this I worked hand in hand with the Catholic and Confessional Churches. This was also one of the reasons for being constantly watched and being eventually arrested.

Cross-examinations throughout the night for 12 to 16 hours, without food, often after they had given me a sleeping draught, threatening me with dark cells, the carting of stones and the arrest of my youngest son, this was my daily bread for months on end. I was pretty well broken down by then, not only with my heart, but also owing to the unceasing mental pressure and the constant self-control I had to practise in order not to show fear or to lose my temper.

In June, 1944, we (Miss von Thadden, Zarden's daughter, Miss Kurowski and myself) were informed of our appearance before the People's Court for high treason. The other accused were Dr. Otto Kiep and Mr. Scherpenberg, while my daughter was held only as a witness at that time.

After three weeks in the penitentiary at Cottbus, we had our trial on 1st July, 1944. The chief accused were Miss von Thadden, Dr. Kiep, and myself, the exact charge being "high treason and undermining the war effort" for which we had to expect a death penalty. The proceedings, which lasted for fifteen hours (from 8 in the morning till 11 at night) was the greatest strain in my life. The judge was the notorious Freisler. In the prosecution it was stated that I had given Dr. Reckseh instructions to arrange for peace negotiations with German immigrants in Switzerland, with neutrals, and with the British. Not a word of this was true to the facts, and I declared that if I wanted to do these things the court could be sure that I had other people as mediators than this unknown Dr. Reckseh!

Among other things, Freisler said to me:

"You have called our treatment of the Jews 'inhuman'?"

"Yes"

"What was your husband's political ideology (Weltanschauung)?"

"He was a humanitarian, tried to be a good Christian, served his country and helped his fellow men."

"Then he was a Liberal?"

"Yes, he was."

And also:

"What about the Quakers?"

"I believe they are the most unselfish and Christian people."

"How can you, as an internationally educated person, say that? Don't you know that they are pacifists and make their politics under the cloak of Christianity?"

"I don't think so. Charity stands above all things and pacifism is, in my eyes no crime. Love and confidence in each other should be our goal. That is what we have to learn again, and the churches with whom we fought are going to help us."

Then to everybody's amazement, shortly before the summing-up of the defence, I was withdrawn from the case, or, as Friesler termed it, "branched off." Miss von Thadden was sentenced to death and decapitated, and Dr. Kiep was hanged; Scherpenberg got a 2 years prison sentence; Zarden's daughter and Miss Kurowski were released. I was transported back to Ravensbrück where my daughter was still kept imprisoned.

There was quite a mystery about my case, and some people were of the opinion that the Japanese ambassador, General Oshima, had intervened, although neutral diplomats, with the Swedish minister at their head, had begged him to talk to Hitler. My lawyer, Dr. Dix, an extremely clever and tactful man, believes that the teaparty was not regarded as enough evidence for putting me to death. What they did therefore, was to bring the case together with that of my friends, which naturally was in the judge's interest, in order to make a new and bigger haul.

Then on the 20th July, the plot against Hitler's life failed, which came as a terrible blow to us prisoners in Ravensbrück. Very stern measures were taken immediately. Generals and high officials were pouring in daily. On 25th July, early in the morning at 6 o'clock I was unexpectedly transported away without knowing whereto or why, and without being able to say goodbye to my daughter, who remained in uncertainty and suspense about me for two months.

I was taken to the Moabit Remand Prison first, and later to the Cottbus Penitentiary where I remained for three and a half months until the 1st December. I had to travel under dreadful conditions in an ordinary criminal transport with heavily armed guards. On December 1st I was again transported back to Moabit, where, on the 13th December, my trial before the People's Court was to have taken place. The case before the court was called "Self and Five others" (Kuenzer, Bernstorff, Exleben, Hagen and my daughter) and I was the chief accused. The indictment was again "high treason." The death sentence was certain for myself, Kuenzer, and Bernstorff.

In the meantime many of our friends and collaborators had been arrested on and after the 20th July, and were executed one by one. Goerdeler, a letter from whom was found on my desk at home, was the outstanding in a way, but many circles like the "Solfkreis" worked for the same ideals. My connections with the Anti-Nazis and anti-Nazi movements were manifold. Everyone who was a serious opponent of the regime, and had no motives of personal advantage was welcome. I had great difficulty, for instance, owing to my friendship with, and my assistance to a Catholic priest - pater Paulus alias Dr. Metzger - on whose account I had been severely cross-examined one whole night until I fainted at seven o'clock in the morning. He had tried to get a letter through to the Swedish Archbishop in Upsala to be forwarded to the Archbishop of Canterbury.

My trial, which was scheduled to begin on the 13th December was postponed and we waited in agonies. Our treatment in Moabit became worse and worse: a more or less starvation diet, no heating whatsoever (15 degrees below zero) sitting down for twenty three and a half hours and walking in a circle for twenty to thirty minutes a day, without speaking a word, always in solitary confinement,

humiliated, shouted at, and, on top of all this, the trial and the certainty of the death sentence hanging over our heads. Never throughout all this time was I allowed to speak to my daughter. My only aid was Dr. Dix, my lawyer, the priest and Dr. Westrick, the woman doctor who smuggled in an occasional piece of bread which at that time was like manna from Heaven. Furthermore, there were the constant bombing raids on Berlin, and we were not allowed to leave our cells which were situated on the second floor.

The new date for the trial was fixed for 18th January, but was postponed again until 8th February. Then Freisler was killed during an air raid on 3rd February - no one can imagine how relieved we were. During that air raid a great number of documents of our case were destroyed and the evidence had to be reconstructed afresh. This gave us time, which was essential. The trial was now fixed for 27th April, but all judges had already fled from Berlin by 20th April, and the constant bombing and later on the Russian advance on Berlin caused the judicial machinery to become disorganized. By reasons of these chaotic conditions and through the ignorance and oversight of our prison authorities, my daughter and I were released on the 23rd April.*

Many of our friends like Kuenzer, Bernstorff, Mumm and others, 76 in all, were killed at the very last moment. They were dragged out during the night of the 22nd, 23rd, and 24th April, and were shot at a place near the Lehrter Station.

Count Bernstorff's body has not been found so far. Kuenzer, with many others, was found, after four week's searching, in a mass grave. That was the end. Why do I live?

*Owing to the closeness of the Russian troops, the government officials in Berlin were hurriedly closing down, and an order had been issued to the prison authorities that all prisoners should be released. After this order had been issued, it was realized that apart from criminal prisoners, there was also a greater number of political prisoners at Moabit. Before the first order could be countermanded, from Gestapo H.Q. a number of political prisoners, including my daughter and I, had already been released.

11.3.57

A b s c h r i f t

D I E T A T

Wochenzeitung der Widerstandskämpfer gegen Faschismus
u. Militarismus.-Interessenorgan f.d.Opfer u. Hinterbliebenen
des Hitlerterrors.

Frau Witwe Bonhoefer
Frankfurt/M
Berkersheimer Weg 81

Redaktion.
Frankfurt/M. 6.3.57
Röderbergweg 62
Fernruf 41 164

Sehr geehrte Frau Bonhoefer !

Aus zahlreichen an uns gelangten Mitteilungen ist zu ersehen, daß die Ernennung des Generals Hans Speidel zum Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte für Zentraleuropa im Ausland, insbesondere in Frankreich, einen außerordentlich starken Protest ausgelöst hat. Insbesondere die Widerstandsbewegung in den einzelnen europäischen Ländern protestiert gegen die Ernennung Speidels unter Hinweis auf dessen militärische Vergangenheit und seine militärischen Funktionen während des Hitler-Regimes.

Das Comité de Liaison de la Resistance in Paris, in dem 47 verschiedene Organisationen französischer Widerstandsbewegungen zusammengeschlossen sind, die Amicale Dachau in Belgien und zahlreiche andere europäische Widerstandsorganisationen sind die Träger einer großen Protestaktion in ihren Ländern. Wir konnten bereits über zahlreiche Kundgebungen, Protestaktionen, Manifestationen, Eingaben an die jeweiligen Regierungen in verschiedenen europäischen Ländern berichten. So wurden inzwischen auch in Holland die Proteste zahlreicher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vorgetragen. In Frankreich richteten namhafte Vertreter der Bevölkerung, Senatoren, Publizisten, Gelehrte, Künstler einen Offenen Brief an den französischen Staatspräsidenten mit dem Ersuchen, die Annullierung der Ernennung Speidels zu fordern.

Nunmehr haben sich Mitglieder des Comité de Liaison de la Resistance in Paris an uns gewandt mit der Bitte, ihnen den Standpunkt der im Ausland bekannten Vertreter der deutschen Widerstandsbewegung mitzuteilen.

Sicher sind die Angehörigen der Widerstandsbewegung der verschiedenen europäischen Länder daran interessiert, auch Ihre Meinung zu der Ernennung Speidels zu erfahren. Wir wären Ihnen deshalb sehr verbunden, wenn Sie uns diese Ihre Meinung mitteilen würden, die wir dann an das Comité in Paris weiterleiten würden. Für den Fall, daß Sie Ihre Ansicht dem Comité direkt mitteilen möchten, geben wir Ihnen hiermit die Anschrift an: Comité de Liaison de la Resistance,
Paris - 2 - 18, rue Favart.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Redaktion" die Tat "
gez. Unterschrift.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sch

die Originale in den Panzerschrank zurücklegen. Gedächtnis zu gut.

Der Mann, der Roland Freisler sterben sah

Fabian v. Schlabrendorff berichtet vom Martyrium der Widerstandskämpfer

Von Alfred Heueck

Stell. Prinz-Albrecht 24. 9. 55

Wir haben bereits in unserer Ausgabe vom vergangenen Wochenende kurz über die Aussagen des Frankfurter Rechtsanwaltes Fabian von Schlabrendorff vor dem Augsburger Schwurgericht berichtet. Der folgende Artikel schließt sich an diesen Bericht an.

Vor den Zeugenstand des Augsburger Schwurgerichts tritt ein schlanker Mann im schlichten weitreiher, einer von den 22 Zeugen, die im unendlichen Prozeß um die Vorgänge, die zur Hinführung des Canaris-Kreises führten, aussagen. Als der Notar und Rechtsanwalt Fabian von Schlabrendorff seine Leidensgeschichte schildern beginnt, wirft er rasch noch einen neuen Blick auf ein breites, hartes Gesicht, das ihn im gleichen Augenblick von der Angebank aus mit stechenden Augen mustert. Er fühlt: zwei Menschen, die durch Welten voneinander getrennt sind. Hier ein ehemaliger Offizier, dessen Verbrechen einst war, den größten Feldherrn aller Zeiten "glühend gelobt zu haben, dort ein unbarmherziger Häscher der Gestapo, dessen Aufgabe es war, solche Volksschädlinge zu "überführen". Walteruppenkothien, einst Vernehmungskommissar der "Sonderkommission 20. Juli" im Reichssicherheitshauptamt Berlin, ist in dieser Stunde dazu verurteilt, die Anklage eines seiner Opfer anzuhören, das durch eine seltsame Fügung des Schicksals dem Galgen entgangen ist.

Handschrauben und Folterbett

Fabian von Schlabrendorff, dessen Festnahme am 17. August 1944 nur wegen eines Gesprächs mit einem der Verschworenen des 20. Juli erfolgte, war zunächst monatelang zusammen mit Admiral Canaris, General Oster, Pastor Bonhöffer und anderen Insassen des berühmtesten Gefängnisses des Gestapohauptquartiers in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße. Er kam oft mit den übrigen Einzelhäftlingen ins Gespräch und vermag so deren Verhalten während der Haft genau zu charakterisieren. So litt Canaris unendlich schwer an der Fesselung an Händen und Füßen, dem grellen Licht und der ständig offenen Zellentür, während General Oster seine Lage mit stoischem Gleichmut trug und Dr. Josef Müller durch seine bajuvarische, gerade Art auffiel, daß er der den Schergen der Gestapo nichts huldig blieb. Jeder, mit Ausnahme von Canaris, der an sein bevorstehendes Ende einfach nicht glauben wollte, hatte mit seinem Leben abgeschlossen. Pastor Bonhöffer spendete bei jeder Gelegenheit aus tiefer Frömmigkeit Trost.

"Die Quälereien bis aufs Blut haben wir nicht ehrenrührig gefunden", unterbricht v. Schlabrendorff seine Schilderung, "sie waren nicht ehrenrührig für uns, weil wir für Deutschland litten; es war ehrenrührig für die Folterknechte und ihre Auftraggeber, die dadurch den deutschen Namen schändeten. Ich habe mich aber maßlos darüber empört, daß man einen Häftling zuerst durch Fesselung wehrlos machte, um ihn dann ungehindert prügeln zu können."

Dann berichtet der Zeuge über die "peinlichen Befragungen", wie sie in den mittelalterlichen Hexenprozessen üblich waren und denen er zweimal unterworfen wurde. Da gab es die Handschraube, die "mit zusammengebiessenen Zähnen gerade noch zu ertragen war", und dann als 2. Grad das "Bettgestell", eine Vorrichtung, durch die der Delinquent entweder gestreckt wurde oder durch spitze Dornen in die Unterschenkel gestochen wurde, wobei der Kopf in einer Art Topf stak, damit man die Schreie der Gequälten nicht vom 4. Stockwerk bis in den Hof oder auf die Straße hören sollte. "Zwischendurch schlug man mich mit Bambusstöcken und Lederpeitschen, fesselte mich in Hockstellung und trat mich mit Füßen, und wenn ich ohnmächtig wurde, machte man mich mit einem Eimer kalten Wassers wieder lebendig."

Bomber in Richtung Berlin!...

"Endlich hatte man so viel aus mir herausgepreßt, daß ich vor den Volksgerichtshof gestellt werden konnte. Zweimal wurde ich in kurzen Abständen vor das Tribunal des Präsidenten Roland Freisler geführt, aber während die übrigen Angeklagten in wenigen Minuten das übliche Todesurteil in Empfang nehmen konnten, wurde mein Fall immer wieder abgesetzt. Aber am 3. Februar 1945 war es dann soweit. Mein Name war gerade aufgerufen worden, als im selben Augenblick Fliegeralarm gegeben wurde. "Bomberströme in Richtung Berlin", meldete aufgeregt ein Wachmeister dem Gericht, und Freisler ließ sofort die Sitzung "bis zur Entwarnung" unterbrechen. Wir Angeklagten wurden, an Händen und Füßen gefesselt, in den Keller gebracht, der auch dem Gerichtshof als Unterschlupf diente."

"Freisler, der seine blutrote Amtsrobe nicht abgelegt hatte, fiel mir durch seine Nervosität auf. Unruhig schritt er hin und her und versuchte immer wieder, durch ein Telefon Verbindung nach außen zu bekommen. Da gab es plötzlich einen ohrenbetäubenden Krach, das Licht ging aus und die Decke stürzte über unse-

ren Köpfen zusammen. Sie hielt jedoch an jener Stelle, wo wir Todeskandidaten eng zusammengekauert saßen. Als sich der undurchdringliche Staub gelegt hatte, sah ich im Schein von Taschenlampen einen Arzt über Roland Freisler gebeugt, der ausgestreckt im Schutt lag. Schädelbruch, tot, hörte ich leise sagen. Ein herabstürzender Balken hatte dem Blutrichter ein Ende gemacht."

"Sie werden erschossen"

"Ich wurde mit den anderen unversehrte gebliebenen Gefangenen durch das brennende Berlin wieder in die Prinz-Albrecht-Straße gebracht und am 16. März 1945 erneut vor den Volksgerichtshof, der irgendwo behelfsmäßig untergebracht war, zitiert, von dem neuen Vorsitzenden aber wegen erwiesener Unschuld freigesprochen."

"Als ich den Verhandlungsraum glückstrahlend verließ, nahm mich draußen vor der Tür schon wieder die Gestapo in Empfang und brachte mich, ohne mir Gründe für die erneute Festnahme zu sagen, in meine alte Zelle zurück. Erst ein paar Tage später wurde mir eröffnet, daß ich wegen Denunzierung eines Gestapobeamten vor dem Volksgerichtshof (ich hatte natürlich angegeben, daß meine "Geständnisse" durch Folterung erpreßt worden seien) auf ausdrücklichen Befehl des Reichsführers SS Himmeler erschossen werden solle."

Das Schicksal griff noch einmal zugunsten dieses gequälten Menschen ein. Nach einem schweren Bombenangriff, der auch das Hauptquartier der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße weitgehend zerstörte, wurde v. Schlabrendorff am 8. April 1945 nach Flossenbürg übergeführt, wo man ihm, "im lebenswürdigsten Ton" erklärte, daß er zu denen gehöre, die "bei nächster Gelegenheit" hingerichtet werden sollten. Mit der Ermordung des Admirals Canaris und seiner vier Mitverschworenen waren jedoch am 9. April die Exekutionen in Flossenbürg beendet, da man noch am selben Tage wegen der Annäherung des Gegners mit der Räumung des Lagers beginnen mußte.

"Und so, Hohes Gericht, stehe ich heute als Lebender vor Ihnen, der eigentlich längst tot sein sollte", beendete der Frankfurter Rechtsanwalt das dramatischste Kapitel seines Lebens.

"Und nun wieder zur Sache, Herr Zeuge", unterbrach der Vorsitzende das Schweigen, das minutenlang wie ein schwerer Alpdruck über dem Gerichtssaal lag.

Schulenburg wurde aschfahl



Schulenburg

Dies ist eine wahre Geschichte. Ich war dabei, als ein merkwürdiger Mann dem Grafen von der Schulenburg das Ende voraussagte. Schulenburg wurde blaß



H. Himmler

Es war im Jahre 1931. Graf Friedrich von der Schulenburg blätterte in dem umfangreichen Aktenstück und erzählte mir den Fall. Ich hatte Schulenburg in der westfälischen Stadt R. besucht, um nach langen Jahren ein Wiedersehen zu feiern.

»Ist es eine interessante Geschichte?« fragte ich.

»Solche sind selten, aber diese hier ist doch recht merkwürdig. Der Fall handelt von einem Hellscher, dem fahrlässige Tötung vorgeworfen wird. Der Mann lebt hier und nennt sich Bo Chu. Vor kurzem hat sich ein junges Mädchen in den Fluß gestürzt. Das wäre an sich kein Kriminalfall. Aber die Umstände, die sie zu dem Selbstmord getrieben haben, waren recht seltsam. Das Mädchen hat ihrer Freundin kurz vor ihrem Tode erzählt, sie sei bei einem Hellscher gewesen, der ihr gesagt habe, sie leide an einer schweren Krankheit, und sie müsse sich sehr in acht nehmen und zu guten Ärzten gehen, sonst könne in kurzer Zeit die Entwicklung der Krankheit zum Tode führen. Da hat sie sich aus Angst das Leben genommen!

Der Hellscher bestreitet, vom Tode gesprochen zu haben. Er sagt, auch wenn er in den Handlinien der Menschen oder in seinen Visionen einen gewaltsamen Tod oder überhaupt ein schreckliches Ende sehe, dann entfühle er den Wahrheitssuchenden nie die letzten Ereignisse. Er habe darum auch nicht das Wort Tod gebraucht, sondern nur angedeutet, daß die schwere Krankheit zu Komplikationen führen könne. Und das, meint er, sei ja nicht Motiv genug für einen Selbstmord gewesen.

Aber nun kommt das Seltsame an der ganzen Angelegenheit. Soeben bekomme ich den Obduktionsbericht über die Leiche. Die Ärzte, unter denen sich hervorragende Wissenschaftler befinden, sagen übereinstimmend aus, daß die Tote an galoppierender Schwindsucht gelitten habe. Beide Lungenflügel seien schon so stark angegriffen gewesen, daß der natürliche Tod bestimmt spätestens in wenigen Wochen eingetreten wäre.

»Die Geschichte ist unheimlich«, sagte ich zu meinem Freunde. »Kannst du nicht den düsteren Propheten verhaften lassen, damit er nicht noch mehr Unheil anrichtet?«

Graf Schulenburg lachte.

»Wenn du nicht dein Assessor-examen erst beim zweiten Anlauf bestanden hättest, wüßtest du, daß wir in einem Rechtsstaate leben und daß für eine jede Verhaftung ein richterlicher Haftbefehl erforderlich ist. Außerdem glaube ich tatsächlich, daß der Mann nicht vom Tode gesprochen hat, denn dafür sind diese Chiromanten viel zu vorsichtig.«

»Den Mann möchte ich kennenlernen, vielleicht kann er uns unser

Lebensende voraussagen. Bist du damit einverstanden?«

Schulenburg machte eine abwehrende Handbewegung.

Doch am Nachmittag suchte ich den Mann trotzdem auf. Er wohnte in einem uralten Fachwerkhaus. Ein winziges Schild war an der Tür: Bo Chu. Nun, der Mann schien über Phantasie zu verfügen, denn ich wußte aus den Akten, daß er Bogislaw Schuster hieß. Ich hatte mir vorgestellt, daß irgendeine dämonisch wirkende Persönlichkeit auftauchen würde. Aber der Mann, der die Tür öffnete und mich in sein mit schabigen Möbeln ausgestattetes kleines Wohnzimmer führte, sah völlig anders aus, als das Publikum sich einen Hellscher vorstellt. Er war ein kleiner untersetzter Mann mit kahlem Kopf und einer großen goldenen Brille.

Ich nannte irgendeinen landläufigen Namen und bat ihn, aus meinen Handlinien die Zukunft zu lesen. Vorher fragte ich vorsichtshalber nach dem Honorar. Er forderte den bescheidenen Betrag von drei Mark, den ich auf die Tischkante legte. Ich setzte mich ihm gegenüber auf einen alten Plüschessel, dessen Sprungfedern einen ächzenden Laut von sich gaben. Dann reichte ich ihm meine linke Hand.

Ich sehe eine Schlinge

Der Hellscher betrachtete sie genau und ließ sich auch die Rechte geben. Er sprach kein Wort. Aber ab und zu fixierte er mein Gesicht. Ich hütete mich, ihn durch ein Wort zu unterbrechen. Dann stand er auf und holte ein japanisches Lackkästchen. In dem Kästchen lag auf einem Samtpolster ein Kristall.

Da ich etwas von Edelsteinen verstehe, sah ich sofort, daß es ein Stück Bergkristall war, roh geschliffen, ungefähr von der Größe eines kleinen Hühnerauges. Der Mann hielt jetzt den geschliffenen Stein mit zwei Fingern hoch, so daß sich mein Gesicht darin spiegelte.

»Sie haben schwere Zeiten vor sich«, sagte er. »Die deutsche Katastrophe wird auch an Ihnen nicht vorübergehen. Ihre Lebenslinie liegt gut.«

Dann schwieg er. Ich war offen gestanden ärgerlich. Für diese drei Worte, dachte ich, ist ein Taler zuviel. Laut sagte ich zu ihm: »Wie ist denn meine Lebenslinie?«

»Ihre Lebenslinie«, erwiderte der Chiromant, »ist nicht schlecht. Ich sehe dort weder Katastrophen noch Gewalt. Ihr irdisches Dasein dauert noch lange. Das ist alles, was ich sagen kann.«

Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, abends in eine kleine Weinstube zu kommen, um einem Bekannten wahrzusagen, denn ich hatte mich dort mit Schulenburg verabredet. Zwischen Tür und Angel sagte

ich ihm noch, mein Freund wolle gern einen höheren Betrag bezahlen, aber er müsse sich dann eingehender und genauer äußern.

Schulenburg war wenig erfreut, als ich ihm den Besuch des Chiromanten ankündigte. Er kannte den Hellscher nicht persönlich, denn die Vernehmungen waren, wie es bei der Polizei üblich ist, von einem dem Chef unterstellten Beamten durchgeführt worden. Der Beaujolais, den wir tranken, war ausgezeichnet. Als der Wahrsager pünktlich erschien, waren wir beide schon in gehobener Stimmung. Wir sprachen zuerst überhaupt nicht von der Wahrsagerlei, sondern prosteten dem Chiromanten, der ein erstaunlichen Durst entwickelte, zu. Er entpuppte sich als amüsanter und geistreicher Plauderer.

Die Weinstube war ganz leer. Wir saßen in einer Ecke, und der Wirt stand hinter der Theke und dämmerte vor sich hin.

»Nun aber zum Kernpunkt unserer Besprechung«, sagte ich schroff und legte einen Geldschein auf den Tisch. »Jetzt sagen Sie meinem Freunde, dessen Namen und Beruf Sie ja nicht kennen, die Zukunft.«

Der Chiromant besah genau Schulenburgs Hände. Dann holte er den Bergkristall aus der Tasche. Alles spielte sich so ab wie bei mir.

»Ich sehe«, sagte der Hellscher, »Ihren Aufstieg. Sie werden groß werden. Aber dann kommt der Sturz. Nein«, unterbrach er sich plötzlich selbst. »Ich will nichts mehr sagen.«

»So haben wir nicht gewettet, mein Herr. Obendrein brauchen Sie keine Befürchtungen zu haben, wir sind skeptische Männer. Sie können uns den Tod auf der Guillotine prophezeien, das nehmen wir nicht übel.«

»Ich kann nur das sagen«, erwiderte der Chiromant, »was ich sehe. Hoffentlich irre ich mich. Aber ich habe mich selten getäuscht. Ich sehe etwas Schreckliches. Im Augenblick Ihres höchsten Ruhmes steht vor Ihnen ein Mann, der Ihr Leben beenden wird. Er hat ein Seil in der Hand, das zu einer Schlinge geformt ist.«

Ich stieß in Gedanken einen Fluch aus und sah Schulenburg an. Sein Gesicht war blaß geworden, aschfahl. Ich mußte mich zusammennehmen, um zu hören, wie der Mann weiter sprach.

»Jetzt sehe ich nichts mehr, denn da ist ein grauer Vorhang, der alles verdeckt. Aber die Rache gleitet hinweg über den Tod. Sie findet sich zurück in das Leben... obwohl das Dasein längst ausgelöscht ist... gestorben... begraben!«

Die Stimme des Hellschers war immer leiser geworden, und die letzten Worte verzerrten in einem tonlosen Gestammel.

Das Gesicht von Schulenburg erschreckte mich. Ich legte darum meine

Hand auf seine Schulter, um ihn aus diesem hypnotischen Bann herauszureißen.

Der Chiromant möchte wohl den Unwillen auf meinem Gesicht lesen, er steckte den Schein in die Tasche und verabschiedete sich kurz.

»Du wirst doch nicht etwa an den haarsträubenden Unsinn dieses Narren glauben«, sagte ich brutal. »Wir sind beide preußische Verwaltungsbeamte. Der Kerl ist ein Idiot, wenn er dir den Tod durch den Strang prophezeit. Um das zu erleben, mußt du schon in England einen Mord begehen. Du weißt genau so gut wie ich, daß in Preußen jede Hinrichtung durch das Beil vollstreckt wird.«

Schulenburg tupfte sich mit einem Taschentuch die Stirn. Er sah völlig zerschlagen aus.

»Ich weiß es nicht«, sagte er, »natürlich glaube ich selbst auch nicht daran. Aber manchmal habe ich schreckliche Träume, in denen mir in unklaren Bildern irgendein schlimmes Todesende vorschwebt.«

Im Laufe der nächsten Jahre überstürzten sich dann die politischen Ereignisse. Schulenburgs meteorhafter Aufstieg begann. Trotz seiner Jugend wurde er Polizeipräsident von Berlin und kurz darauf Vizepräsident am Oberpräsidium.

Durch reinen Zufall stieß ich im Jahre 1934 erneut auf den Chiromanten Bo Chu, alias Bogislaw Schuster. Er war von der Gestapo verhaftet und in das Polizeipräsidium eingeliefert worden. Ich ließ ihn mir kommen. Die Geschichte, die er mir erzählte, war wirklich ungeheuerlich.

Auf seiner Suche nach weiteren Hofastrologen war Himmler auf ihn gestoßen und hatte ihn zu sich befohlen. Angstzitternd stand der Chiromant vor dem Gewaltigen. Himmler verlangte die Schilderung seiner Todesstunde, denn alle Großen und Gerngroßen der Erde wollen immer wissen, wie sie enden. Bo Chu wand sich wie ein Aal und verlangte Sicherungen für den Fall, daß er etwas Ungünstiges prophezeie. Himmler erklärte, es würde ihm nichts passieren.

»Erzählen Sie mir, was Sie in Ihrem Kristall gesehen haben«, sagte ich. Bo Chu berichtete.

Himmler zerbißt die Giftkapsel

»Ich sah den Reichsführer mit einer schwarzen Maske vor den Augen. Dann sah ich eine gläserne Phiole. Sie konnte nur Gift enthalten. Ich vernahm den Ton zerbrechenden Glases und sah genau, wie der Polizeichef verfiel. Sein Gesicht verfärbte sich. Aber vorher war es schon ganz eingefallen. Das habe ich ihm gesagt. Darauf hat er mich verhaften lassen. Er hat sein Wort gebrochen!«

Da in der damaligen Zeit die Gestapo kaum einen Überblick über ihre zahlreichen Schutzhaftbefehle besaß, konnte ich, ohne mich selbst zu belasten, den Mann in Freiheit setzen. Er schrieb mir einen überaus höflichen Dankesbrief.

Dann vergaß ich ihn, bis wenige Tage nach dem 20. Juli 1944. Denn damals stand der Name des Grafen Friedrich von der Schulenburg in allen Zeitungen. Das Bluttribunal Freislers hatte ihn zum Tode verurteilt. Ich erfuhr, daß die Exekution sich hinter einem schwarzen Vorhang abgespielt hatte, damit die herbeigeführten Opfer nicht die Leichen ihrer Vorgänger sehen sollten.

Die Vision des Sehers war in all ihren grauenhaften Einzelheiten eingetroffen!

Damit ist eigentlich die Geschichte zu Ende, denn der Tod Himmlers ist allgemein bekannt.

Mit einer schwarzen Binde vor den Augen wurde er von den Alliierten verhaftet, und als der Arzt bei der Untersuchung ihm befahl, den Mund zu öffnen, biß er auf die Zyankalkapsel, die er zwischen den Zähnen hielt.

Auch hier hatte sich die Prophezeiung dieses seltsamsten aller Menschen, den ich je kennengelernt habe, erfüllt.

n. Steinmeister



IN SEINER WOHNUNG ERMORDET

wurde Violet McGrath. Es ist der englische Filmschauspieler Michael Rennie, der Mann ihrer Tochter. Hier flirtet er mit der millionenreichen Barbara Hutton. Einige fragen schon: Wird er ihr nächster Mann?

Fenster aus erkennen können?« Sandra Desmoullins sah auf die Hände ihrer Freundin. Sie zitterten. Die Hand mit den blutrotlackierten Fingernägeln konnte die Flasche nicht halten. »Ich schenke dir ein, Violet, meine Liebe«, sagte sie mit ihrer sanften, weichen Stimme. Und zu Harold Frank Hammond gewandt: »Woher wissen Sie denn, daß es ein Kerl war, der bei Violet einbrechen wollte? Konnte es nicht vielleicht eine Frau sein?«

Violet McGrath hatte ihren Humor schon wiedergefunden. »Nein, mein Kind, Sandra. Das war keine Frau. Das war ein Kerl. Ich blickte aus dem Fenster, und da verschwand er gerade um die Ecke. War ein stämmiger, breitschultriger Bursche wie Harold — oder wie Walter Hensby.«

Harold Frank Hammond wurde langsam rot. Er begann zu stottern. »Ich — ich bin seit über einer Stunde hier«, beteuerte er erregt. Alle lachten. Violet legte ihre Hand auf die seine. »Beruhige dich, mein Guter«, sagte sie, »ich weiß, daß du es nicht warst. Und Walter Hensby war es sicherlich auch nicht. War sicher irgend so ein professioneller Einbrecher, der dachte, daß die Wohnung leer war. Darum hatte er ja vorher angerufen.«

Renée Roberts fragte plötzlich: »Wo ist denn Walter Hensby? Hat einer von euch ihn gesehen?«

Harold Frank Hammond nickte. »Ja, ich sah ihn heute mittag. Er sagte, er wolle zu den Pferderennen. Übrigens fragte er mich nach deinem Telefon, Violet.« Eine merkwürdige

Pause entstand. »Nach meinem Telefon?« wiederholte Violet. »Er kennt doch meine Nummer...«

»Von deiner Wohnung. Aber nicht von Rennies Wohnung. Sie steht nicht im Telefonbuch, sagte er. Diese Filmstars haben doch alle Geheimnummern.«

»Merkwürdig«, sagte Violet McGrath. »Was wollte er denn? Hast du ihm die Nummer gegeben?«

Der Dekorateur nickte. »Was er wollte, weiß ich nicht.« Er lachte. »Vielleicht dich anpumpen. Er sagte, er habe vier Pfund beim Billardspiel verloren. Er wollte mich anpumpen, aber ich hatte gerade kein Geld bei mir.«

»Uns schuldet er auch ein paar Pfund«, bemerkte Sandra.

Renée Roberts schluckte bitter. »So ein Kerl«, schimpfte sie. »Verabredet sich mit mir und läßt mich sitzen. Und geht dann ohne Geld zum Pferderennen. Warte, mein Junge, wenn ich dich erwische«, fügte sie hinzu.

Violet lachte. »Seid friedlich, Kinder. Walter ist ein netter Bursche. Auf den lasse ich nichts kommen...«

Aber Walter Hensby war nicht zum Rennen gefahren. Während seine Freunde im behaglichen Salon der Gloucester Arms in Paddington saßen, hockte Hensby in seinem kahlen Zimmer am Kensington Gardens Square. Er war ein großer, breitschultriger Mann von 46 Jahren, mit grauen, glatt zurückgekämmten Haaren. Er saß im Dunkeln. Unten im Haus hörte er die Stimme seiner Wirtin. Wie er diese grelle Stimme

haßte! Sie durfte nicht wissen, daß er nach Hause gekommen war. Sonst würde sie sofort heraufkommen und mit ihren dicken Fäusten an die Tür hämmern und die Miete verlangen. Er hatte Glück gehabt, daß er sich hinaufschleichen konnte, während sie in ihrer Küche hantierte. Er arbeitete als Elektriker im Flughafen und verdiente ein anständiges Gehalt. Er hatte am Tag vorher, am Freitag, sein Gehalt bekommen, sechs Pfund und zehn Schilling. Zu dumm, daß er sich hatte verleiten lassen, Billard um Geld zu spielen. Er hatte vier Pfund und zehn Schilling verloren. Wie sollte er nun die ganze Woche mit zwei Pfund auskommen? Und er schuldete zwei Wochen Miete, und beinahe drei Pfund in den Gloucester Arms. »So geht es nicht weiter«, murmelte er vor sich hin. »Ich komme aus den Schulden nicht raus. Ob ich morgen nachmittag zu den Hunderennen fahre und meine letzten zwei Pfund riskiere?«

Der große, stämmige Mann saß im Dunkeln auf der Bettkante. Ohne es zu merken, rieb er seine starken, knöchigen Hände gegeneinander. Von weitem hörte er eine Kirchturmuhr Mitternacht schlagen. Der Sonntag begann — Sonntag, der 9. Mai.

Renée Roberts, die Schauspielerin, und Harold Frank Hammond, der Dekorateur, hörten es Mitternacht schlagen, als sie Violet McGrath die Hand schüttelten. Sie hatten Violet in die Wohnung am Onslow Square begleitet. »Wollt ihr nicht noch mit raufkommen?« fragte Violet und deutete vielsagend auf die halbe

Flasche Gin, die sie in den Gloucester Arms gekauft hatte. Aber die beiden schüttelten die Köpfe. »Ist schon spät genug«, sagte die Schauspielerin. »Ich fahre heute früh zu Freunden in Wokingham. Möchte einen ruhigen Sonntag verbringen. Schlaf gut, Violet, und vergiß nicht, den Riegel vor die Haustür zu schieben.«

»Darauf kannst du dich verlassen«, lachte die ältere Frau. Die beiden sahen ihr nach, wie sie im Hausflur verschwand.

»Netter Kerl«, meinte Renée Roberts und wollte weitergehen.

Harold Frank Hammond hielt sie zurück. »Warte einen Augenblick, bis sie oben ist«, sagte er, und seine Stimme klang merkwürdig heiser. »Ist doch eine tolle Geschichte — die mit dem Einbrecher. Warum sie wohl nicht die Polizei gerufen hat?«

Die Schauspielerin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung«, meinte sie ein wenig schnippisch. »Und wenn du mich fragst — vielleicht hat sie die ganze Geschichte nur erfunden. Da geht das Licht an. Sie ist also gut angekommen. Wollen wir weitergehen?«

Der Dekorateur nickte, aber immer noch zögerte er. Es begann zu regnen. Später, bei der polizeilichen Vernehmung, wurde er gefragt, warum er so zögernd gewesen sei. Er sagte, er habe eine dunkle Vorahnung gehabt. Es war Sonntag, der 9. Mai, der Tag, an dem Violet McGrath ermordet wurde.

Heinz Liepman

Nächstes Heft: Ihre Augen waren weit geöffnet — Wir konnten das Entsetzen und Grauen in ihnen sehen

Werner Wolf Schrader

16. November 1946

(20) W o l f e n b ü t t e l

Harzstrasse 23

Sehr geehrter Herr Graf !

Meine Mutter bat mich, Ihnen in grossen Zügen ein Lebensbild meines Vaters zuzusenden. Ich komme diesem Wunsche um so mehr gerne nach, als mir in letzter Zeit von verschiedensten Seiten die verschiedensten Gerüchte und Widerstellungen über den Lebensweg meines Vaters und besonders seine Teilnahme an den Ereignissen des 20. Juli 1944 zu Ohren gekommen sind. Es ist nicht meine, auch nicht die Absicht meiner Mutter, mit diesen Ausführungen in irgendeiner Form eine Glorifizierung der Person meines Vaters zu versuchen. Dies wäre vor allen Dingen keineswegs im *Sinne* unseres, für uns unersetzlichen Toten, der stets von sich und seinen Nächsten die bedingungslose Unterordnung der eigenen Persönlichkeit unter Werk und Aufgabe gefordert hat, und der für sich selbst diesen Weg auch bis zum bittersten Ende selbstlos durchgegangen ist. Unsere Familie weiss, was unser Vater uns und seinem Vaterlande bedeutet hat. Dieses Bewusstsein bedarf für uns keiner Worte. Ich fühle mich aber als ältester Sohn meiner Familie verpflichtet, für den Fall, dass irgendwelche irreführenden Gerüchte, gleich aus wessen Munde und aus welcher Einstellung sie kommen mögen, die Person meines verewigten Vaters in falschem Lichte erscheinen lassen, solchen Gerüchten um der Wahrheit und der Würdigung eines harten und erfüllten Lebens wegen entgegenzutreten. Darf ich Sie daher bitten, die folgenden Zeilen mit Anteilnahme aufzunehmen.

Mein Vater, Hermann Karl Werner Schrader, wurde am 7.3.1895 als Sohn einfacher Eltern ~~in~~ in einem Dorf bei Königslutter am Elm geboren. Seine Eltern betrieben eine Milchwirtschaft. Er besuchte die Dorf-

schule, konnte aber von ihnen nicht die Erfüllung des ersehnten Wunsches, das Gymnasium besuchen zu dürfen, erreichen. Man schickte ihn auf das Lehrerseminar nach Wolfenbüttel, um ihm eine Ausbildung als Volksschullehrer zu geben. Im Jahre 1911 starb sein Vater, das elterliche Geschäft brach zusammen, und nur unter ungeheuren Entbehrungen gelang es ihm, das Seminar weiter besuchen zu können. 1914 schloss er die Schule mit dem üblichen Tentamen ab und trat als Kriegsfreiwilliger in das Goslarer Jägerbataillon ein.

An den Brennpunkten der Westfront eingesetzt, wurde er zweimal zur Beförderung zum Offizier vorgeschlagen, wurde indessen wegen unzureichender häuslicher Verhältnisse abgelehnt. 1917 wurde er wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Leutnant befördert. Den Ausbruch der Revolution erlebte er schwerverwundet im Lazarett in Kassel. Diese Revolution enttäuschte ihn, obwohl er eine Ablösung des alten Systems längst als notwendig erkannt hatte. Er hat sich später mir gegenüber und in kleinerem Kreise oft darüber geäußert, dass nach seiner Ansicht die Tragik des deutschen Volkes darin läge, niemals eine echte Revolution hervorgebracht zu haben, die die Grundlagen des Volkes auf neuer Basis für eine neue Entwicklung gelegt hätte. Die von ihm geschmähten unechten Revolutionen waren die von 1918 und die von 1933, die ihn beide als ihren schärfsten Gegner sahen.

Das Erlebnis des Weltkrieges war bei meinem Vater, wie bei vielen anderen, von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben. Der Höllenwahn der Schlachten von Verdun und der Somme hatten ihm mit aller Deutlichkeit die katastrophalen Möglichkeiten einer modernen Kriegsentwicklung vor Augen geführt und zugleich die Zielsetzung eingegeben, dass die Menschheit vor einer Wiederholung bewahrt werden müsse.

Entscheidend war für ihn indessen aber auch das Fronterlebnis der Kameradschaft gewesen, dem sein von christlicher und sozialer Ethik erfülltes Bewusstsein unauslöschlich verbunden war. Er wollte, ohne je die Schwere der deutschen Niederlage zu verkennen, dass

das Opfer der zwei Millionen Toten nicht umsonst gewesen sei und fühlte sich in seinem ganzen politischen Handeln bis zu dem letzten Versuch, im Jahre 1939 den Ausbruch des neuen Krieges zu verhindern, diesen Toten des Weltkriegs verpflichtet. So setzte er sich in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg für eine nationale, nie aber für eine nationalistische, chauvinistische Politik ein.

Zunächst versuchte die Reichswehr, ihn in ihr aktives Offizierkorps zu übernehmen. Aber er musste im Jahre 1920 seinen Abschied mit dem Charakter eines Oberleutnants nehmen. Er trat in den Braunschweiger Schulkdienst ein, hörte einige Semester als Gasthörer an der Technischen Hochschule in Braunschweig und leistete im Jahre 1923 ein Examen als Realschullehrer ab, und zwar in den Fächern Religion, Deutsch, Geschichte. Für sein ganzes Leben entscheidend war seine strenge christliche Einstellung, mit der er in fast kindlichem Glauben auf dem Boden der lutherischen Kirche stand. Schon als Schüler hatte er sich innerhalb der Kirche als Laienhelfer betätigt und die Kindergottesdienste in Wolfenbüttel geleitet. Unererschüttert in allen Fragen des Glaubens blieb er bis zu seinem Tode.

Politisch schloss er sich zunächst der Deutschen Volkspartei an, wurde Führer der Braunschweigischen Jugendgruppen und trat in persönliche Verbindung zu Dr. Stresemann, mit dem er sich mehrere Male (einmal während eines Urlaubs in Norderney) traf. Im Jahre 1920 trat er dem Stahlhelm bei, und fand ~~xxxxxx~~ in dieser zunächst unpolitischen Bewegung die Möglichkeit, im Geiste des Fronterlebnisses tätig zu sein. 1927 wurde er zum Landesführer des Landesverbandes Braunschweig gewählt und trat von da ab in den Brennpunkt der politischen Öffentlichkeit.

Es ist hier nicht der Platz, den Weg des Stahlhelms zur national-politischen Bewegung zu schildern. Es ist mir nur wichtig, festzustellen, dass die von meinem Vater in seinen Kreisen aufgebauten und aufgestellten Stahlhelmeinheiten im Rahmen der grossen Organisation

durchaus eine Sonderstellung einnehmen. Der von meinem Vater geführte Braunschweiger Stahlhelm hatte nicht nur eine eigene Uniform, sondern auch einen eigenen organisatorischen Apparat. Die von meinem Vater gegründete und herausgegebene Wochenzeitschrift "Die Junge Nation" war das Sprachrohr dieser politischen Gruppe, die sich des Öfteren von dem offiziellen Kurs der obersten Stahlhelm-Führung unterschied. In Ablehnung der November-Revolution und des aus ihr gewachsenen Weimarer Staates wurde dieser Bekämpft weil in der Unzulänglichkeit des Weimarer Systems eine solche Verwirrung des durch Parteienhass zerfleischten Volkes entstanden war, dass nur eine grosse nationale Katastrophe die Folge sein konnte. Diese zu verhindern, richtete sich der Kampf der "Jungen Nation" aber zugleich in besonderer Schärfe gegen die extremen Rechtsgruppen, die in verfälschter Leidenschaft ihrer nationalen Tendenzen das Chaos nur noch vergrösserten. Mein Vater lehnte den Kapp-Putsch und die Schwarze Reichswehr, zu der man ihn gewinnen wollte, ab, verurteilte aufs Schwärfste den Hitler-Putsch vom 9. Nov. 1923, wie er überhaupt einer der ersten entschiedenen und offenen Gegner des Nationalsozialismus im nationalen Lager gewesen ist.

Als Beweis dafür nur drei Momente : Für kurze Zeit war einmal im Jahre 1929 Hans Schwarz van Berk Hauptschriftleiter der "Jungen Nation", der mit meinem Vater über seine Auffassung von den Nationalsozialisten in eine Polemik geriet, als er seine Stellung in Braunschweig kündigte um Schriftleiter, später Hauptschriftleiter im Goebbelsschen "Angriff" in Berlin zu werden. Dort leitete Schwarz van Berk dann auch die Stahlhelmhetze des "Angriff" zum Frontsoldatentag 1932 in Berlin. - Nach dem Zusammenbruch 1945 erklärte mir der Führer des Jungdeutschen Ordens, Artur Mahraun, bei einem Besuch, dass mein Vater der einzige Stahlhelmführer gewesen sei, der wegen seiner unversöhnlichen Haltung gegen die Nazis lange vor der Machtübernahme bekannt gewesen sei. Er selber, Mahraun, habe einmal mit meinem Vater zwecks Verbindung des Braunschweiger Stahlhelm mit dem Jungdeutschen Orden gegen die Nationalsozialisten verhandelt. Diese Einigung sei aber durch gewisse politische Differenzen dann nicht zustand

- 3 -

gekommen. - Nach dem Zusammenbruch, im Dezember 1945 erklärte der amtierende Braunschweigische Kultusminister, ein Funktionär der SPD, meiner Mutter, dass der Braunschweigische Staat sich verpflichtet sähe, unserer Familie zu helfen, da mein Vater der entschiedenste Antifaschist des Landes Braunschweig gewesen sei.

Mein Vater hat mir einmal während eines Urlaubs im Kriege erzählt, dass im Jahre 1929 sich eine Gruppe von Stahlhelmführern an ihn gewandt hätte, durch einen internen Handstreich die Führung des gesamten Stahlhelms zu übernehmen, da die wankelmütige und charakterlose Politik des Bundesführers Franz Seldte damals schon in ihren ersten Anzeichen bemerkbar wurde. Mein Vater sagte, er habe zu dieser Aktion damals keinen Entschluss fassen können, weil eine solche ungeheuren Staub aufgewirbelt und die ohnehin gespannte innenpolitische Lage noch gespannter geworden wäre, vor allen Dingen den Nationalsozialisten gegenüber, die bei einer solchen Aktion an Stimmen gewonnen hätten. Fest steht ferner, dass mein Vater ein entschiedener Gegner der Harzburger Front war, deren Entstehen er bis zuletzt zu verhindern versuchte. Seine Bemerkungen in den Sitzungen veranlassten Hitler, aufzustehen und den Saal zu verlassen. Hinterher, bei einem gemeinsamen Vorbeimarsch von SA und Stahlhelmformationen, verliess Hitler, als die SA vorbei war, die Tribüne und fuhr in seinem Auto zusammen mit Dr. Goebbels ab, ohne die Parade des Braunschweiger Stahlhelms zu beachten.

Wie aus den Nummern der "Jungen Nation" ersichtlich, verschärfte sich in Braunschweig die Lage zwischen Stahlhelm und NSDAP immer mehr. Da mein Vater das Heranrollen der sogenannten "nationalen Revolution" genau erkannte, schritt er immer mehr zu einer strafferen Organisation seiner Stahlhelm Einheiten. Gegen wen diese gerichtet war, wurde klar und deutlich, als bei einer Parade im Oktober 1932 mein Vater in einer zweistündigen Rede auf dem Braunschweiger Schlossplatz mit den Methoden und Phrasen der Nationalsozia-

listen abrechnete. Nunmehr kam es zum offenen Konflikt, der sich von Woche zu Woche verschärfte. Am 19. Januar 1933 bringt die "Junge Nation" unter der breiten Überschrift "Frontsoldaten geben den Kampf nicht auf" spaltenlange Berichte von Überfällen bewaffneter SA und SS-Verbände auf Stahlhelmmitglieder.

Der 30. Januar kam keineswegs überraschend. Mein Vater hatte sich schon bei der Reichspräsidentenwahl im Frühjahr 1932 für die Kandidatur Duesterbergs eingesetzt, obwohl er wusste, dass Duesterberg keinerlei Chancen hatte, um aber der NSDAP die Stimmen zu entziehen. Dr. Goebbels hat dieses Verhalten scharf in seinem Buch "Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei" gegeißelt.

Während nach der Machtübernahme in überstürzter Weise der opportunistischen Bundesführung des Stahlhelm, vor allem aber vom Bundesführer Franz Seldte, der einen Hitlerschen Ministerposten annahm, der Versuch unternommen wurde, sich mit der NSDAP loyal zu erklären, wurde von meinem Vater nach wie vor die neue Braunschweigische Landesregierung bekämpft. Zur Stärkung seiner Position und in gemeinsamer Abwehr verhandelte er mit der Führung des Reichsbanners zwecks Vereinigung der beiden Organisationen. Am 27. März 1933 kam es zum Abschluss dieser Verhandlungen, die eine Überführung des Reichsbanners in den Braunschweigischen Stahlhelm vorsahen. Während die Führer zugleich mit führenden Kommunisten und SPD-Funktionären in der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Braunschweig tagten, zog das Reichsbanner geschlossen zu der Landesverbandsgeschäftsstelle. In diesem Augenblick setzte die Braunschweigische NS-Regierung zum Gegenschlag an. Bewaffnete SS-Banden drangen in das Gebäude der Krankenkasse, schwere Maschinengewehre peitschten durch die Fenster und es kam zu einem grauenvollen Blutbad. Einige Kommunisten sprangen aus dem vierten Stock und brachen sich das Genick, um dem Zugriff der Nazis zu entgehen. Gleichzeitig erfolgte die bekannte Geisel-Erschiessung im Konzentrationslager Rieseberg. In letzter Stunde gab mein Vater den Befehl zum bewaffneten Widerstand. Das Marschregiment Braunschweig wurde alarmiert und deckte

- 4 -

den Abzug der Funktionäre aus der AOK. In der Nacht vom 27. zum 28. März 1933 wurde mein Vater mit seinem gesamten Stabe verhaftet und in die Landesstrafanstalt Wolfenbüttel eingeliefert. Bei Hausdurchsuchungen fand man dann den berühmten Brief an Duesterberg, in dem mein Vater dem zweiten Bundesführer des Stahlhelms in rigoroser Form über die Hintergründe der sogenannten "Machtübernahme" aufklärte und von der Bundesleitung offenen, notfalls bewaffneten Widerstand forderte. Er erklärte, dass er jederzeit bereit sei, mit seinem Marschregiment nach Berlin zu marschieren, um dort dem Nazi-Spuk in kürzester Form ein Ende zu bereiten. Dieser Brief ging durch die gesamte deutsche Presse. Am 28. März setzte sich die Nachrichtenagentur Reuter mit meiner Mutter in Verbindung, und die Ereignisse des 27. März gelangten in die englische und somit in die ausländische Presse.

Ein vom Braunschweigischen Ministerpräsidenten Klagges ernanntes Sondergericht lehnte die Verurteilung meines Vaters ab. Der Fall wurde ans Reichsgericht weitergeleitet, durch einen "Gnadenerlass" Hitlers, der auf Betreiben der Stahlhelm-Bundesleitung erwirkt wurde, erfolgte von dort ein Freispruch. Die Gauleiter Rust und Loeper erliessen zugleich mit einer widerlichen Pressehetze eine Amnestie gegen die "oppositionellen Stahlhelmführer". Mein Vater wurde seines Postens als Landesführer enthoben. Duesterberg wurde in beschämender Weise aus dem Stahlhelm ausgestossen, Seldte selbst nahm einen Posten als SA-Obergruppenführer an und unterstellte den Stahlhelm der SA. Gleichzeitig wurde mein Vater aus dem Braunschweigischen Schuldienst entlassen. Mittellos und in jeder Beziehung diffamiert, standen wir vor dem Nichts, dazu in ständiger Furcht vor den Verfolgungen der Gestapo.

Ende 1933 trat der damalige Stabschef der SA, Roehm, an meinen Vater heran, mit der Bitte, in die Reichsführung der SA einzutreten. Die erste Begegnung zwischen meinem Vater und Roehm vollzog sich wärtlich

so : Roehm : "Wer sind Sie ?" Mein Vater : "Der Hochverräter von Braunschweig." Darauf Roehm : "Dann wünsche ich, dass Sie mein engster Mitarbeiter werden." Dieses Ansuchen wurde von meinem Vater abgelehnt. Der Braunschweigische Justizminister und SS-Führer Alpers bearbeitete meinen Vater in dreistündiger Unterredung, sich der NSDAP zur Verfügung zu stellen. Er stellte völlige "Rehabilitierung" in Aussicht, ja verstieg sich sogar soweit, zu erklären, er würde mit sämtlichen SA und SS-Verbänden meinem Vater zu Ehren einen Fackelzug durch Braunschweig veranstalten. Da wir über diese dummen Versuche nur lachten, wurde unsere Lage von Monat zu Monat bedrängter. Es hat in diesen Monaten Zeiten gegeben, wo wir glaubten, unser Vater hielte die nervliche Belastung nicht mehr durch und verlöre den Verstand. Was meine Mutter, w wir als Kinder damals durchmachen mussten, lässt sich nach menschlichem Ermessen kaum darstellen. Wir wohnten in einem alten Gutshof in der Nähe von Wolfenbüttel. Bei jedem Auto, bei jedem Klingelzeichen schreckten die Eltern zusammen. Tag und Nacht. Vor allem die Weihnachtstage 1934 und 1935 sind mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben, ohne Geld lebten wir im wesentlichen von den Erträgen unseres Gartens.

Eine vorübergehende Anstellung meines Vaters an der Schloss-Schule in Wolfenbüttel gab uns wieder etwas Mut. Aber ein Erlass des Kultusministers Rust machte diesen Traum wieder zunichte. Da öffnete sich im Sommer 1936 eine Möglichkeit, als Offizier in der neuen Wehrmacht reaktiviert zu werden. Mein Vater fuhr nach Berlin und wurde dem Admiral Canaris vorgestellt. Nur der Fürsprache des Admirals und des damaligen Chefs des Protokolls von Bülow-Schwandte ist es zu verdanken, dass trotz der politischen Unzuverlässigkeit diese Übernahme in die Wehrmacht ermöglicht werden konnte. Es war der letzte Termin. Denn gleichzeitig hatte Ministerpräsident Klagges eine Einweisung ins KZ verfügt. Während mein Vater in Berlin war, kamen Beamte der Braunschweiger Kriminalpolizei in unser Haus, um meinen Vater erneut in Schutzhaft zu nehmen. Meine Mutter erreichte telefonisch, dass mein Vater gar nicht wieder nach Braunschweig zurückkehrte, sondern sich gleich von Berlin zu seinem ersten Kommando im

- 5 -

AOK VII, München, begab. Nach grossen Kämpfen mit dem Heerespersonalamt, wurde er schliesslich nach einem halben Jahr als Hauptmann (E) übernommen.

In München übernahm er das Referat III H der dortigen Abwehrstelle. Schon in den ersten Monaten dieser Tätigkeit trat er mit manchen Offizieren in Verbindung, deren Namen dann durch die Ereignisse des 20. Juli 1944 später bekannt werden sollten. Auf der gleichen Dienststelle kam er in engeren Kontakt mit dem damaligen Oberstleutnant Graf Marogna-Redwitz, ein Vetter des späteren Feldmarschalls von Weichs. Von den ersten Tagen seines Wirkens in der Abwehr verband ihn eine enge Kameradschaft mit dem damaligen Oberst Oster in Berlin. Er trat in Beziehungen zum Generaloberst Beck und zum Generaloberst Freiherr von Fritsch. Vor allen Dingen aber trat er immer stärker in den persönlichen Freundeskreis des Admirals Canaris, mit dem er bis zu seinem Tode in Freundschaft und Verehrung verbunden war. Die Aussagen des Generals Lahousen vor dem Nürnberger Tribunal, dass sich um den Admiral Canaris schon lange vor dem Kriege eine konzentrierte Widerstandsgruppe gebildet hatte, kann ich nach den Erzählungen und Berichten meines Vaters bestätigen. Jede Möglichkeit wurde von diesem Kreise wahrgenommen, die Kriegspolitik der NS-Regierung zu durchkreuzen und die Möglichkeit eines Friedens für Deutschland zu erhalten.

Am 13. März 1938 wurde mein Vater im Zuge der Besetzung Oesterreichs nach Wien kommandiert, übernahm das Referat III H im Kriegsministerium in Wien, später wurde er Gruppenleiter III der Abwehrstelle im Wehrkreis XVII. Nach Kriegsausbruch, der ihn zutiefst erschütterte, wurde er als Gruppenleiter Abwehr ins Hauptquartier OKH versetzt. Weihnachten 1939 berichtete er in kleinen Familienkreise von den unmenschlichen Greuelthaten der SS in Polen. Er hatte sich ein eigenes Archiv angelegt, in dem er jede Meldung verwahrte, von der er dienstlich Kenntnis erhalten hatte. Er zeigte mir Dokumente von grauenhafter Eindringlichkeit, unter anderem eine Photoserie von einer Judenerschiessung, die mir noch heute

deutlich in Erinnerung ist. Immer wieder berichtete er, dass sich der Widerstand in den Kreisen des OKW und OKH verschärfe. Ich besuchte ihn als Student mehrere Male in Angerburg, immer wieder setzte er mir aufs Nachdrücklichste die militärische und politische Lage auseinander, indem er den Untergang Deutschlands voraussagte - und zwar in der gleichen Weise, wie wir ihn jetzt erlebt haben. Seine Weitsicht und Klarheit der Erkenntnis war oft so erstaunlich, dass nur wenige ihm oft folgen konnten. Auch der Admiral Canaris ironisierte ihn oft scherzhaft als Pessimisten und nannte ihn wegen seiner christlichen Ernsthaftigkeit, mit der er gewöhnlich solche Gespräche abschloss, oft scherzhaft "Pastor".

Am 14. Februar 1943 besuchte mich mein Vater zusammen mit meiner Mutter in einem Berliner Lazarett. Wegen eines Diphtheriefalls lagen wir in Quarantäne. Nachdem wir die kurze Besuchszeit über alles mögliche gesprochen hatten und sich meine Eltern schliesslich verabschiedeten, kam er noch einmal allein zurück. In kurzen, leise gesprochenen Sätzen erklärte er mir über die Quarantäne-Barriere hinweg den neuen Verschwörer-Plan. Ich hörte zum ersten Mal die Namen Beck und Witzleben. Mit angespanntem Gesicht schloss er seine Ausführungen mit dem mir unvergesslichen Satz : "Wir bringen ihn um."

Am 16. April 1943, als ich auf Genesungsurlaub allein zuhause war, kam er plötzlich für zwei Tage. Er hatte die Tagebücher des Admirals Canaris von 1938 - 1943 bei sich und den Auftrag, alle verfänglichen Stellen daraus zu entfernen. Da zu dieser gewaltigen Arbeit zwei Tage zu kurz waren, half ich meinem Vater dabei. Wir schnitten jede, gegen das NS-Regime auslegbare Stelle aus und taten diese dann in ein besonders versiegeltes Couvert. Ein Teil der Tagebücher wurde später bei meiner Mutter deponiert und von ihr nach dem Tode meines Vaters vor einer Hausdurchsuchung durch die Gestapo verbrannt.

Seit dieser Zeit stand ich mit meinem Vater in engstem Kontakt und erfuhr alles, was sich um ihn abspielte. Zu vielen Besprechungen, die teilweise in unserer Wohnung stattfanden, zog er mich als Zeugen

- 6 -

zu. Dies gilt vor allem für seine Verhandlungen mit dem Hauptmann Gehre, der mir in seinem Wesen stets zu undurchsichtig war, während mein Vater ihm stärker vertraute. In diese Zeit fällt auch die Entlassung des Generals Oster und die Verhaftung Herrn von Donahyns. Bei dieser Gelegenheit wurden einmal von meinem Vater aus einem bereits beschlagnahmten Panzerschrank trotz der Warnung des Admirals Canaris, der in grosser Erregung im Vorzimmer wartete, wichtige Papiere sichergestellt. Um was für Papiere es sich indessen dabei handelte, vermag ich nicht zu sagen. Trotz des Verbots für die Angehörigen des OKH, mit dem General Oster in Verbindung zu bleiben, besuchte ihn mein Vater jedesmal, wenn er in Berlin war. Ich habe ihn dabei mehrfach bis zur Osterschen Wohnung begleitet.

Aus der Zeit Ende 43 - Anfang 44 kann ich keine persönlichen Eindrücke übermitteln, da ich mich damals auf einem Kommando in Italien befand. Da ich aber selber in einer österreichischen Widerstandsgruppe tätig war, die vor allen Dingen gefährdete Legitimisten und Juden betreute, waren mir die Pläne der OKW-Gruppe stets bekannt. Am 21. Februar 1944 traf ich mich mit meinem Vater in Berlin, um mit ihm eine Fluchtmöglichkeit in die Schweiz zu besprechen. Ich selbst befand mich in Gefahr und wollte ihn dazu bewegen, sich an einer Gruppe zu beteiligen, die die Absicht hatte, in der Schweiz ein deutsches Nationalkomité zu gründen. Er lehnte das ab mit der Begründung, dass er sich niemals dazu entschliessen könnte, in die Emigration zu gehen. Ein Emigrant verlöre die Verbindung mit seinem Volk; er hätte das schon 1933 eingesehen und wäre deshalb immer in Deutschland geblieben. Er würde niemals emigrieren, eher würde er sich das Leben nehmen. Diese Festigkeit der Haltung machte tiefen Eindruck auf mich, und ich habe damals, trotz verlockender Möglichkeiten, von dem Schweiz-Plan selber auch Abstand genommen. Gleichzeitig erklärte mir mein Vater aber, dass die Auslösung einer Revolution von militärischer Seite unmittelbar bevorstünde.

Am 13. April 1944 fuhr ich nach Angerburg, um meinem Vater über eine neue Verbindung nach Schweden zu berichten und von ihm die Möglichkeit einer Auswertung dieser Verbindung zu erhalten. Ich fand ihn in völlig veränderter Verfassung. Die Festnahme von Hauptmann Gehre war erfolgt, und er erklärte, dass Gehre in der Lage sei, die ganze Abwehrleitung zu kompromittieren. Inzwischen war auch die Ablösung des Admirals Canaris erfolgt. Die Lage wurde immer kritischer. Die Ernennung des Obersten Freytag von Lorrinhoven zum Chef der Heerwesenabteilung war für ihn eine grosse Freude, da er sich Baron Freytag in freundschaftlicher Weise verbunden fühlte, besonders - wie er mir einmal sagte - wegen gemeinsamer christlicher Einstellung und Einsicht. In diese Zeit fällt auch der Fund des ersten vergrabenen Attentats-Sprengstoff durch Beamte der Geheimen Feldpolizei, die meinem Vater unterstand. Im Sinne seines Dienstbereichs musste er eine Untersuchung veranstalten. Diese musste indessen ergebnislos verlaufen. Nach einigen Tagen kam ein General zu ihm (entweder Stieff oder Staufenberg selber) und erklärte ihm offen, dass er der Vergräber des Sprengstoffs sei.

Ich sah meinen Vater zum letzten Mal am 28. Mai 1944 in Belgrad, wo er auf einer Rundreise zu den Heeresgruppen Verbindung mit den höheren Stäben des Feldheeres für das geplante Attentat aufnahm. Er berichtet ausführlich über seine Besprechungen mit den Generalfeldmarschällen Kesselring in Rom und von Weichs in Belgrad.

Wenige Tage vor dem Attentat wurde von Oberst Freytag eine Kiste mit Sprengstoff im Panzerschrank meines Vaters verwahrt. Unmittelbar vor dem 20. Juli wurde diese Kiste von Oberst Freytag abgeholt, um angeblich im Mauersee versenkt zu werden. Eine Quittung über den Verbleib dieses Sprengstoffs gab es nicht. Es besteht für mich kein Zweifel, dass mit diesem Sprengstoff das Attentat durchgeführt wurde. Es ist Tatsache, dass zu dem Attentat englischer Sprengstoff verwendet wurde. Solchen gab es aber in der ganzen Wehrmacht nur bei Abwehr II. Oberst Freytag war vor seiner Ernennung zum Chef der Heerwesenabteilung

- 7 -

Chef der Abwehrabteilung II.

Er also war allein im ganzen OKH in der Lage gewesen, solchen Sprengstoff zu beschaffen. Diese Annahme wird durch den Selbstmord Freytags bestätigt, nachdem meinem Vater die ganze Verantwortung für den quittungslos verschwundenen Sprengstoff zufiel. Mein Vater wusste genau, welchen Verbleib er genommen hatte, um darüber nicht aussagen zu müssen, zog er den Freitod vor. Am 28. Juli morgens kam es zu einer erregten Auseinandersetzung mit dem General Eugen Müller, über deren Inhalt wir bislang nichts wissen. Kurz nach drei Uhr erschoss sich mein Vater in seiner Wohnbaracke im Lager Zossen vor dem Spiegel. Auf dem Tisch lag ein Zettel mit den Worten "Ich gehe nicht ins Gefängnis, ich lasse mich nicht quälen!" Niemand wie er kannte die Methoden der Gestapo. Er wusste, dass man nach seiner Verhaftung Mittel und Wege finden würde, ihn zum Reden zu bringen.

Zeit seines Lebens aber war für meinen Vater Kameradschaft das höchste Gesetz des Lebens. Jeder, der ihn kannte, war tief von seinen Grundsätzen beeindruckt, in denen er stets das Ideal über die Realität der Politik stellte. Und so glaube ich, dass sein freiwilliger Tod in erster Linie als kameradschaftliche Tat zu deuten ist, mit dem er wahrscheinlich das Leben vieler Mitverschworener deckte.

Ich glaube wohl bei aller Objektivität sagen zu können, dass es wohl kaum in Deutschland tausend Männer gibt, die ihm in seiner kompromisslosen Härte im Kampf gegen die Mächte des Untergangs, im Kampf für Freiheit und Glauben glichen. Von allen Politikern der Rechten und der Linken, die im Jahre 1933 an führender Stelle standen, war er der einzige in Deutschland, der mit seiner Organisation geschlossenen und bewaffneten Widerstand gegen die Machtergreifung der Nationalsozialisten leistete. Der Weg vom 27. März 1933 bis zum 20. Juli 1944 war ein einziges Aufbegehren, eine einzige Reaktion gegen die zerstörenden Kräfte des Systems. Furchtlos, nie an die eigene Person denkend, ging er ihn, ohne einmal auf diesem Wege wankelmütig zu werden.

Ich empfinde es als meine Pflicht, sehr geehrter Herr Graf, da Sie zum Betreuer der Hinterbliebenen des 20. Juli geworden sind, Ihnen dieses Lebensbild meines Vaters zu übersenden, das ich jederzeit durch Briefe, Dokumente und mündliche Aussagen von Freunden bestätigen kann, und ich wäre Ihnen zugleich dankbar, wenn Sie mir irgendwelche abweichenden Versionen, soweit sie zu Ihnen dringen, bekannt geben würden, dass ich dazu Stellung nehmen kann, nach bestem Wissen und Gewissen. Auch wenn noch strittige Punkte vorhanden sein sollten, die ich in diesem Brief nicht erwähnt habe.

Da es indess, wie ich eingangs schon betonte, durchaus nicht im Sinne meines toten Vaters ist, und auch nicht im Sinne seiner Hinterbliebenen, dass sein Leben und Sterben mehr als notwendig vor die Öffentlichkeit gebracht wird, bitte ich Sie, diesen Brief als persönliche Aufklärung zu nehmen und ihn nur zu solchen Zwecken zu verwerten.

Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu danken für die hilfreiche Unterstützung, die Sie meiner Mutter und meiner Familie gewährten.

In grosser Hochachtung verbleibe ich

Ihr sehr ergebener

Wern Volz-Schneider

Meine Beziehungen zum Grafen Fritz von der Schulenburg.

In der Hofbuchhandlung Max Jacckel, Potsdam, in der ich in den Jahren 1920 - 28 tätig war, gehörte der Graf zu den vertrautesten Kunden. Schon in seinen Jugendjahren hatte er in der Buchhandlung verkehrt und der Inhaber, Ernst Noetzel, hatte an dem ~~literarisch~~ ^{leserischen} interessierten und geistig aufgeschlossenen Jungen so viel Freude gehabt, dass daraus eine Freundschaft erwuchs, die bis zu seinem Tode gehalten hat. Der Graf wurde grundsätzlich nur "Fritzi" genannt und fühlte sich in unserer Buchhandlung so-zu-sagen zu Hause. Auch sein Verhältnis zu den älteren Mitarbeitern war ein Engvertrautes.

Aus jenen Jahren erinnere ich mich noch an folgende Einzelheiten: Eines Morgens stand eine sehr übernachtigte Gestalt vor der Tür, als ich das Rolllaux hochzog. Fritzi betrat leicht schwankend den Laden und murmelte mit rauher Stimme, ob ich ihm nicht mit 10.-- Mark aushelfen könnte, da er heute Nacht total abgebrannt sei.

Während seiner Referendar-Zeit an der preussischen Regierung war der Graf ein fast täglicher Gast, der sich über die literarischen und politischen Neuerscheinungen auf dem Laufenden hielt. Sehr unerwartet verabschiedete er sich eines Tages von meinem Chef und uns Mitarbeitern mit der Begründung, dass er sich für längere Zeit aufs Land zurückziehen wolle, um seine Referendararbeit zu machen. Als dann wenige Wochen später eine Karte aus Buenos-Aires Grüße von ihm brachte, waren wir nicht wenig erstaunt. Der Graf hatte als Kartoffelschüler auf einem Hamburger Schiff diesen Ausflug nach Südamerika gemacht, weil sein "Alter" zu geizig war und er nur auf diese Weise die Welt kennen lernen könnte, wie er uns nach seiner Rückkehr dieses "Abenteuers" begründete.

In den Potsdamer Jahren verkehrte der Graf ganz besonders eng und Kameradschaftlich mit den Offizieren des IR 9, dem Tradition-Regiment des I. Garde Regiment, dem auch sein Vater angehört hatte, und nahm an dem

Militärischen Aufbau der Reichswehr lebhaften Anteil. Ansonsten hatte er einen regen Kontakt mit der geistig interessierten Elite, insbesondere mit August Winnig. Oft sah man ihn auch mit seinem Jugendfreunde, dem Grafen Kuno Hardenberg.

Nach meinem Weggang aus Potsdam hörte ich erst wieder von ihm etwa im Jahre 1936/37 in Leipzig. Damals hatte er gerade die Position des Vize-Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt angetreten. Ich nahm diese Nachricht sehr befriedigt auf, in der Gewissheit, in einem Manne in dieser einflussreichen Stellung einen Rückhalt zu finden und so-zu-sagen einen Bürgen zu haben für den Fall, dass mir politische Schwierigkeiten entstehen sollten, mit denen ich als Gegner des NS in meiner exponierten Stellung als "Betriebsführer" des Reclam-Verlages immer rechnen musste. Bei meinem nächsten Berliner Besuch rief ich den Grafen in seiner Dienststelle an und vereinbarte noch für den gleichen Tag ein Zusammentreffen am frühen Nachmittag im Mocca-Effti am Skagarakplatz. Ich sass dort bereits an einem Tisch, als auf der Strasse ein Dienstwagen vor dem Lokal hielt, aus dem eine unauffällige, mir aber wohlbekannte Gestalt im grauen Ledermantel stieg, die dann rasch auf mich zuellte und mich so herzlich begrüßte, als lägen keine langen Jahre der Trennung dazwischen.

Der Graf interessierte sich lebhaft für das Verlagswesen und freute sich über meine einflussreiche Position. "In Ihrem Beruf gibt es wenigstens noch Freiheit" bemerkte er gleich zu Beginn, worauf ich ihm mit besorgter Mine etwas ironisch antwortete: "Parteilastliche Prüfungskommission" und "Reichsstelle zur Verhinderung des Deutschen Schrifttums" und das nennen Sie Freiheit, lieber Graf?" Schon waren wir mitten in der Malaise und ich scheute mich nicht, ihm rundheraus zu gestehen, dass ich die Wiederanknüpfung unserer Beziehung nicht zuletzt unter dem Aspekt meiner persönlichen Sicherheit betrieben hätte. Darauf antwortete mir der Graf: "Ich bin nur Beamter und könnte Ihnen im Fall der Fälle überhaupt nicht helfen, denn die Gestapo ist "Staat im Staate". Das

Einziges, was ich für Sie tun könnte, wäre Einblick in die Akten zu nehmen und Ihren Rechtsanwalt über den Charakter und Umfang der ~~Vorfälle~~ ^{gegen Sie erhobenen} und Anklagen informieren. Während dieses Gespräches nahm ein baumlanger SS-Mann mit seinem Mädchen am Nachbartisch Platz, worauf der Graf sofort den Ober rief, die Tasse Kaffee bezahlte und mit mir in den Tiergarten hindüberging, wo wir unser vertrauliches Gespräch im Auf- und Abgehen in der von Hitler dorthin verbannten "Siegesallee" weiterführten. Er wies dabei auf die Statue eines seiner Vorfahren, der in der Kurbrandenburgischen Geschichte eine historische Rolle gespielt hat. Auch erzählte er mir von der Beerdigung seines Vaters, an der Hitler, Göring und Himmler teilgenommen hatten und mit welchen Gefühlen er Seite an Seite mit diesen Männern, die er schon damals klar als Reichsverderber erkannt hatte, hinter dem Sarg seines Vaters einhergeschritten sei. Ich glaube, dass er dabei die Ausserung getan hat, wie sehr er es bedauert hätte, sie nicht bei dieser Gelegenheit über den Haufen zu schmeissen. Ganz offen erklärte er, dass er nach einem Krach mit Gauleiter Koch in Königsberg, der ihn aus Ostpreussen verwiesen hatte, die Berliner Position nur eingenommen hätte, um mit Hilfe seiner Freunde auf die politische Entwicklung einzuwirken und wenn es nicht anders sein sollte, auf dem Wege der Gewalt. In Berlin knüpfte der Graf zahlreiche Verbindungen zu oppositionell gesinnten Männern im zivilen und militärischen Bereich an. Über den Grafen Helldorff, den berühmtesten Berliner Polizeipräsidenten, seinen Chef, äusserte er sich sehr eingehend. Er sah in ihm eine gesplittene Persönlichkeit: 1/3 Edelmann - 1/3 Landsknecht - 1/3 Spieler. Er sähe seine Aufgabe an der Seite dieses Mannes, die auch vorhandenen positiven Anlagen zu stärken und er hätte schon jetzt damit einen guten Erfolg. Er deutete an, dass Graf Helldorff sich sehr und mehr der politischen Opposition näherte und dass es von unschätzbarem Wert sein würde, wenn Kommandeur der Berliner Polizei für eventuelle politische Aktionen zu gewinnen.

Der Graf bat mich bei unserem Abschied, den wiedergewonnenen Kontakt zu erhalten und erklärte, dass er sich bei nächster Gelegenheit in seinen Freundeskreis einführen wolle. Einige Wochen darauf machte er sich mit Dr. Hellmuth Lenz bekannt, der auch für den Fall, dass er von Berlin abwesend sein sollte, immer als Verbindungsmann fungieren könnte, der ihn - Schelenburg - stets auf dem Laufenden hielte.

Bald darauf wurde der Graf nach Breslau an das Oberpräsidium berufen, wodurch unsere Verbindung wieder unterbrochen wurde.

Ich kam erst wieder nach seiner Rückkehr aus dem Russland-Feldzug über Lenza mit ihm in Verbindung. Wenn ich nicht irre, besuchte ich ihn damals in seinem Dienstzimmer im Ministerium Backe in der Wilhelmstrasse. Obwohl das Zimmer bestens abgedichtet war, wurden dort sämtliche Gespräche nur im Flüsteren geführt. Beim Eintreten des Antedieners, der einen Stoss Akten brachte, nahm der Graf eine offizielle Haltung ein, bis der Störenfried das Zimmer verlassen hatte. Da der Graf mit den Contage-Methoden aus seiner Polizeipräsidenten Tätigkeit vertraut war, lebte er ständig auf dem Qui vive und instruierte und warnte seine Freunde. Der Graf berichtete mir damals sehr eingehend über sein Lebensschicksal, insbesondere über seine Tätigkeit in Schlesien, wo er an der Seite des Gauleiters Wagner die Administration völlig selbständig in der Hand hatte und nach bester preussischer Tradition ausübte. Der Gauleiter kümmerte sich nur um die Partei, der Oberpräsident um die Provinz. So war Schlesien zu jener Zeit die best-verwaltete Provinz des Reiches, in der auch noch die alten erfahrenen Beamten, ganz gleich welcher politischen Vergangenheit, dem Staate dienten. Die schimpfliche Ausstoßung des Gauleiters Wagner aus der Partei durch Hitler beraubte Schulenburg seines Rückhaltes. Um allen Komplikationen auszuweichen, meldete er sich zur Wehrmacht und nahm am Russischen Feldzug teil. Als die Operationen zum Stillstand kamen, liess er sich beurlauben und kehrte in die Heimat zurück in der festen Überzeugung, dass die Entscheidung in n e n fallen müsse! In seinen Gedanken war Schulenburg auch stark beeinflusst durch die Haltung seines Vaters im ersten Weltkrieg, der als schroffer Gegner Ludendorffs schon sehr früh zu einem Kompromiss-Frieden geraten hatte und den totalen Krieg als ein Verhängnis ansah. Der Sohn Schulenburg war von der Idee besessen, im Geiste des Vaters ein zweites Unglück dieser Art zu verhindern. Damals übergab mir der Graf das Manuskript seines Gedenkblattes "Ein Leutnant von der Infanterie", das ich bald darauf (Herbst 1942) in der sogenannten Jubiläums-Serie von Reclams Universal Bibliothek in einer sehr hohen Auflage (etwa 250 000) erscheinen liess. An und für sich war dieses kurze Manuskript für ein Reclam-Bändchen ungeeignet. Da es uns aber darauf ankam, in der Armee, besonders aber unter den jüngeren Offizieren, die dem NS-Geist mehr und mehr verfielen, den alten preussischen Soldatengeist zu wecken, machte ich aus dieser kurzen Schrift durch Verwendung eines ungewöhnlich grossen Schriftgrades ect. ein Reclam Bändchen und forcierte den Vertrieb über die Wehrmachtsdienststellen, die auch das Papier bewilligten. Als Verfasser nahm der Graf das Pseudonym Friedrich Friedrichsen an. Wir sprachen damals noch über weitere, den Geist der Wehrmacht beeinflussende Schriften. So regte der Graf unter Anderem ein Claudius-Bändchen an, das

auch später erschienen ist und weiter ein Heft mit militärischen Instruktionen Friedrichs des Grossen, die in besonders ^{nach}krassen Gegensatz zu den von Hitler mehr und mehr bolschewistischen Muster eingeführten Instruktionen standen. Auch dieses Bündchen, das Harald von Königswald herausgeben sollte, nahm ich in Arbeit, es wurde aber, wenn ich mich recht entsinne, durch die militärische Zensur aufgehalten und erschien nicht mehr.

Während einer meiner Besuche im Backe-Ministerium Anfang 1942 fragte mich Schulenburg, ob ich die Möglichkeit hätte, Dr. Goerdeler eine vertrauliche Nachricht rasch zu übermitteln. Ich bejahte dies und erklärte dem Grafen, dass ich Frau Goerdeler kenne und sie am nächsten Tag anrufen wolle, um meinen von ihm gewünschten Besuch bei ihrem Mann anzukündigen, der dann auch sofort stattfand. Ich übermittelte Dr. Goerdeler, dass Schulenburg ihm dringend raten müsste, sich für einige Wochen etwas zurückzuziehen. In Berliner Gestapo-Kreisen wurde sein Name immer häufiger im Zusammenhang mit dem "Freiburger Kreis" und mit dem Staatssekretär Planck genannt. Goerdeler antwortete etwas temperamentvoll, dass er Planck gar nicht einmal schätze und dieses Gerücht jeder Grundlage entbehre. Dagegen sei es richtig, dass er mit dem "Freiburger Kreis" ^{zu} *Leh. Ritter* in enger Fühlung stehe. Goerdeler bat mich, dem Grafen bei nächster Gelegenheit für seine Botschaft zu danken und ihn zu sagen, dass er seinen Rat leider nicht befolgen könne, sondern aktiv bleiben müsse; denn es ständen jetzt zu viele Dinge auf dem Spiel. In diesem Zusammenhang entwarf Goerdeler ein sehr klares Bild der verzweifelten politischen, militärischen und wirtschaftlichen Lage, in die wir durch die verbrecherische Führung geraten ^{waren} und bekundete seine Entschlossenheit mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eine Wendung herbeizuführen. Mit diesem Tage begann meine enge Zusammenarbeit mit Dr. Goerdeler, der mich in den darauffolgenden Jahren wiederholt mit geheimen Aufträgen betraute. So habe ich in der Folgezeit auch noch oftmals Nachrichten von Schulenburg an Goerdeler und zurück vermittelt. Im Herbst 1943 bat mich Dr. Goerdeler an einem Oktober-Sonntag zu sich und erklärte mir "Dass es nun so weit sei!" Die Generale seien endlich entschlossen, zu handeln. Da sein Freund Crauer, der zwischen der Berliner oppositionellen Generalsgruppe und ihm als Verbindungsmann fungierte, sich im Ausland befände, hätte er mit seinem Freunde, dem Grafen Schulenburg, vereinbart, dass ich angerufen werden sollte und zwar entweder von Schulenburg selbst oder von einem Grafen Stauffenberg oder von einem Bankdirektor Waldhecker. Einer dieser drei Herren würde ein Gespräch harmlosen Inhalts mit mir führen. Dieses

wäre dann das Signal für Goerdeler, sich nach Berlin zu begeben und er bat mich, ihn sofort nach der Führung dieses Gespräches, das auch noch einige verschlüsselte Mitteilungen für ihn enthalten könne, persönlich aufzusuchen und zwar in der Privatklinik von Prof. Seiffert, wohin er sich noch heute Abend zurückgehe.

Ich versprach mein Bestes. Meine Hochspannung löste sich erst, als mir Goerdeler sagen liess, die Aktion wäre wegen Erkrankung und Operation des Generalobersten Beck abgeblasen worden.

Von meinem Potsdamer Mitarbeiter hörte ich in jener Zeit (Herbst 1943/ Fröhjahr 1944), dass Schulenburg sich oftmals, teils in Zivil, teils in Uniform in unserer Buchhandlung sehen liess und gelegentlich dort ein Paket einlagere. Es handle sich dabei um Sprengstoff, den er ~~unter~~ in den Abstellräumen der Buchhandlung zurückliess. Ich gab meinem Mitarbeiter einen politisch zuverlässigen Mann, die Anweisung, die Wünsche des Grafen stets zu erfüllen. Es muss im Mai 1944 gewesen sein, als ich mich für wenige Stunden in meiner Potsdamer Buchhandlung aufhielt und ich das Glück hatte, den Grafen dort zu treffen. Er befand sich in Begleitung eines jungen Herrn von Kleist, von dem er mir berichtete, dass er einer jener Männer sei, die sich bereit erklärt hätten, im Dienste der Rettung des Vaterlandes ihr Leben zu opfern.

Schulenburg befand sich in höchster Erregung, denn er kam gerade aus der Verhandlung des Volkgerichtshofes unter Freisler gegen den Potsdamer Verleger Bonnes, der wegen einer törichten Stammtischäusserung (im reaktionären altpreuussischen Sinne) zum zweiten Mal zum Tode verurteilt worden war. Nicht einmal dem berühmten Verteidiger, Prof. Grimm, Essen, Mitglied der NS-Reichstagsfraktion, sei es gelungen, die Todesstrafe in eine Zuchthausstrafe umzuwandeln. Die Verhandlung fand im Potsdamer Landgericht statt und dauerte nur sehr kurz, da Freisler den Angeklagten und seinen Verteidiger niedergeschrien und das Urteil der ersten Instanz kurzerhand bestätigt hatte. Fritz war über die juristische Verfahrensweise zutiefst empört und wusste zu berichten, dass es der Gestapo nur darauf ankam, ein Abschreckungsgericht zu fällen, das die Potsdamer Bürger einschüchtern sollte; ausserdem kam es den Machthabern auf das millionenschwere Vermögen von Bonnes an und der Gestapo auf seine sehr berühmte pornografische Sammlung, die sie sofort ins Prinz-Albrecht Palais hatte überführen lassen. Zum Schluss bat mich Schulenburg, ihn eine Begegnung an einem unauffälligen Ort mit Goerdeler zu vermitteln, die in den

nächsten Tagen stattfinden müsse. Schulenburg wusste genau, dass sich Goerdeler in Leipzig aufhielt und er bat mich schon am Morgen des nächsten Tages Verbindung zu ihm aufzunehmen, um eine Begegnung an einem unauffälligen Ort möglichst in Dunkel, zustande zu bringen. Schulenburg deutete mir an, dass er schon seit längerer Zeit von der Gestapo beschattet würde, Berlin meiden und zu der Fahrt nach Leipzig die Route über Magdeburg einschlagen müsse. Er gab mir einen Zug an, mit dem er am übernächsten Tage in Leipzig eintreffen wollte.

Inzwischen hatte ich von Frau Goerdeler erfahren, dass Goerdeler just an diesem Morgen zu einer Beerdigung nach Potsdam gefahren sei, die Unterredung also nicht in Leipzig, sondern am besten auf dem Potsdamer Friedhof, wo sie ganz unauffällig sein würde, stattfinden könnte. Da ich Schulenburg nicht benachrichtigen konnte, blieb mir nur, seinen Besuch abzuwarten. Infolge der Fliegerangriffe hatte der Zug mehrere Stunden Verspätung. Schulenburg begab sich sofort nach seinem Eintreffen zu mir in das Verlagshaus Reclam, hielt sich dort aber nur kurz auf und bat mich um einen Spaziergang durch das zerstörte Verlagsviertel. Ich erinnere mich noch der Gespräche, die wir auf diesem traurigen Wege miteinander geführt haben, und die alle um das Schicksal der abendländischen Kultur kreisten, und um die ungeheuren geistigen Werte, die in Leipzig innerhalb weniger Stunden ein Opfer des Krieges wurden.

Ein weiteres Thema war die Zusammenarbeit mit Julius Leber. Schulenburg berichtete mir, dass Leber als Innenminister vorgesehen und er zu seinem Staatssekretär bestimmt sei und dass er schon jetzt jede sich bietende Gelegenheit benutze, um mit seinem künftigen Minister zusammenzuarbeiten und die gegenseitigen Meinungen und Probleme abzustimmen.

Auch über sein Verhältnis zum "Kreisauer Kreis" ging das Gespräch. Schliesslich landeten wir auf dem Leipziger Hauptbahnhof, wo wir infolge des Verkehrswirrwars 1 - 2 Stunden Aufenthalt hatten, die wir in dem überfüllten Wartesaal zubrachten. Bei dieser Gelegenheit wurde Schulenburg zum ersten Mal ganz persönlich. Er zog seine Brieftasche und zeigte mir einen ganzen Packen Familienbilder und berichtete dabei vom Leben seiner Familie in Tressow. Nachträglich ist mir erst klar geworden, dass Fritz wohl gefühlt hat, dass es unser letztes Zusammensein sein könnte. Da er mir schon lange einen gemeinsamen Besuch mit seiner Frau in Leipzig versprochen hatte, zu dem es aber nie gekommen ist, wollte er offenbar diese Lücke durch den Bericht aus seinem persönlichsten Bereich schliessen. Endlich kam der Zug, ich begleitete ihn bis an sein Abteil, gab ihm noch-

mals genaueste Instruktionen über Ort und Stunde der Beerdigung, bei der er Goerdeler treffen könne und, wie ich von Goerdeler später erfahren habe, auch tatsächlich getroffen hat.

Diese in Leipzig nicht zustande gekommene Zusammenkunft der beiden Männer, die dann symbolischerweise auf dem Friedhof in Potsdam stattfand, war meine letzte Begegnung mit diesem seltenen Manne, der für die Rettung seines Vaterlandes und der abendländischen Zivilisation sein Leben zu opfern schon seit Jahren bereit war und es schliesslich geopfert hat.

(Auf Veranlassung der Gräfin
Charlotte von der Schulenburg
als Beitrag zu einer Biographie
aufgezeichnet)

Ottavio Müllers

Leipzig,
Herbst 1964

Elisabeth Schwamb

Udenheim (Rheinhessen), den 1. Juli 1946.
Staatsrat Schwamb-Strasse 55

Aufzeichnung zu dem Gedenkbuch von Ricarda Huch

von Elisabeth S c h w a m b , Wtw. des hessischen Staatsrates a.D.
Ludwig Schwamb, der im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 am
23. Januar 1945 hingerichtet wurde.

Staatsrat Ludwig S c h w a m b

Da es sich um das Lebensbild meines Mannes handelt, will ich versuchen, rein objektiv zu sein. Mein Mann wurde im Jahre 1890 am 30. Juli zu Udenheim (Rheinhessen) geboren. Sein Vater, ebenso seine Vor- und Voreltern waren stets Landwirte und Handwerker gewesen. Die Familie Schwamb, eine Udenheimer Familie, ist seit 1687 dort ansässig. Der Stammzweig der Familie meines Mannes ist mit seinem Tode erloschen, da aus unserer Ehe keine Kinder hervorgingen.

Viele aus der Familie sind vor 150 Jahren nach Amerika ausgewandert. Politisch gesehen, haben die Schwamb's schon immer eine demokratische Haltung bewiesen. Auch der Großvater väterlicher- und mütterlicherseits, gehörten zu den 48ern. Mein Schwiegervater war ein Demokrat durch und durch, so leben noch heute alte Leute in Udenheim, die dies bestätigen können.

Wenn ich das Lebensbild meines Mannes schildern will, dann muss ich bei seiner Kindheit beginnen.

Der Knabe Ludwig Schwamb war schon sehr früh ein denkender Mensch. Seine Eltern erzählten mir, dass er bereits mit 5 Jahren oft stundenlang im Zimmer oder im Garten hinter dem Elternhaus sitzen konnte, ohne zu sprechen. Wenn man ihn dann fragte, warum er nicht mit den Kindern spielen wollte, dann sagte er "ich will doch mit mir sprechen". Und alles Zureden half nichts. Auch die Mutter selbst und die alte Ammerle, ein Hausfaktotum, das schon über 50 Jahre in der Familie mütterlicherseits war, brachten ihn nicht davon ab, von eben seinen Mitsicherzählen. Das soll nun nicht heissen, dass er ein scheuer Knabe war, nein er liebte, wie auch in seinem späteren Leben, alles Reifere, nur nicht das Wilde, Laute. Mit 6 Jahren kam der Knabe Schwamb in die Volksschule nach Udenheim, die er bereits mit 8 Jahren verliess, um in die Bürgerschule nach Gau-Odenheim zu gehen. Dort war eine Vorstufe der höheren Schu-

le der Kreisstadt Alzey (Rheinhessen). Schon, dass der kleine Junge mit 2 Jahren von der Schule Udenheim nach der Schule nach Gau-Oderheim übersiedelte, ist ein Beweis dafür, wie früh der Junge geistig fertig war. In Alzey blieb er dann bis zum Jahre 1907. Mit diesem Abschluss begann dann der Kampf um die Weiterentwicklung. Sein Vater wollte nun, dass sein Sohn im landwirtschaftlichen Betriebe sich mitbetätigen sollte, mit der Erlaubnis, dass sein Sohn im Winterhalbjahr die landwirtschaftliche Schule besuchen dürfte. Ein Jahr fügte sich der Junge; sein Drang nach dem Weiterlernen, zu studieren, war aber stärker, als der väterliche Wille. Dazu kam die Unterstützung der Mutter, die ihr Kind doch besser verstand. Denn, da sie eine sehr kluge Frau mit feinem Takt war, so half sie ihrem Sohn, den Vater zu überzeugen, dass der Beruf als Landwirt für den Jungen nicht geeignet sei. Er liess sich überzeugen und mit 2jähriger Unterbrechung durfte dann Ludwig Schwamb nach Mainz in die Oberrealschule gehen. Und auch dort hatte er schon ganz bald seine gleichalterigen Schulkameraden eingeholt, er konnte mit ihnen das Matur machen. Für seine Leistungen, für seine Führung in der Schule sprechen seine Zeugnisse.

Von 1910 bis 1914 ging dann Ludwig Schwamb nach Giessen und nach Berlin auf die Universität. Schwamb studierte Jura. Ludwig Schwamb war in der Hessischen Landmannschaft Darmstadt und in Berlin in der Spandonia. Aus den beiden Verbindungen trat er dann im Jahre 1925 aus. Grund war der, dass er mit den Haltungen und Beschlüssen des Konvents über das Duellproblem nicht einig gehen konnte. Sein Austritt wurde ihm ehrenvoll erklärt. Seine Bundesbrüder, obwohl sie doch fast alle eine andere politische Einstellung hatten als Ludwig Schwamb, hielten ihm, mit wenigen Ausnahmen, die Treue; ein Zeichen dafür, dass sie die Lauterkeit seines Charakters schätzten.

Der junge Schwamb war ein besinnlicher Mensch, der nur das Laute, Derbe, Hasste, aber sich im übrigen an den Schönheiten des Lebens erfreute, und das Leben zu leben wusste. Am liebsten sass er im Kreis von Freunden, die gleich ihm, Freude an schönen anregenden Gesprächen und an einem Glas Wein hatten. Wie liebte er diesen Trank Gottes und mit welcher Verehrung konnte er stundenlang über dieses Thema sprechen, ja sogar schreiben. In Briefen sprach er gerade über seine Liebe zur Heimat von dem grossen Weinberg Gottes. Aber nicht nur vom Schönen, Edlen sprach er dann im Freundeskreis, nein, und gerade darin war er ein Meister: berraschend lenkte er

- 3 -

seine Gespräche auf sein Hauptthema, die Politik. Und Politik war das A und O seines Denkens - seines Schaffens - ! Ausserdem hat er sich auch schon sehr früh schriftstellerisch versucht und betätigt. Manchen Beitrag dieser Arbeiten brachte die Alzeier Zeitung.

Der Krieg 1914/18 brach aus und schon damals zeigte sich, dass Ludwig Schwamb sich als wahrer Sohn Deutschlands fühlte und dann erst als demokratisch-Sozial denkender Mensch. Und nicht wie gewissenlose Menschen es hinstellen, als wären die demokratisch-sozialistisch denkenden Menschen vaterlandlose Gesellen, nein, und es muss auch hier einmal gesagt werden, für die Sozialisten galt und gilt zu allen Zeiten erst das Vaterland und dann die Partei. und das ist auch heute der Fall. Sowie nach 1918 und auch jetzt nach dem Zusammenbruch 1945 es gerade die demokratisch-sozialistisch denkenden Deutschen waren, die den Karren aus dem Dreck zogen, so waren es auch dieselben deutschen Männer, die ihr Gut und Blut für eine verlorene Sache opfern mussten. Zu diesen gehörte auch Ludwig Schwamb.

Er war bis zum Jahre 1918 Soldat; wurde Offizier. War zweimal verwundet, und hatte das Glück, nach dem Zusammenbruch 1918 mit seinen Kameraden nach Hause zu kommen. Aber heim kam nicht mehr der lebensfrohe Mensch von vor 1914, sondern es kam heim, ein Mann, der durch die Grauen und Schrecken des Krieges beeinflusst, sich mit ganzer Seele, mit seinem ganzen Können dem Sozialismus verschrieben hatte. Er hatte sich mit seinen Ideen - Dogmen - auseinandergesetzt, machte einen Strich unter die Vergangenheit und widmete sich fortan nur noch dem einen Ziel, des helfenden, dienenden Sozialismus. Er arbeitete nun für die Besserstellung der arbeitenden Klasse, für das Wohl Deutschlands und für die Befriedigung der Welt. Er liebte sein Volk, sein Vaterland, die Menschheit überhaupt, für den er alles, sogar sein Leben hingab.

Nun noch einmal zurück zu 1919; Damals fanden die heimkehrenden Männer ein anderes Deutschland vor, als das vor 1914. Die Revolution brauste über Deutschland hinweg. Man wusste noch nicht, wie es weitergehen sollte. Bei uns am Rhein kam noch ein anderer Moment hinzu: der des Separatismusses! Und da war es Ludwig Schwamb, der mit vielen entschlossenen Mainzer Männern an der Spitze von Juristen, die sich entschlossen gegen dieses Unterfangen stellten. Schwamb war damals Referendar in Mainz. Dort lernte er auch den Bürgermeister und Redakteur Bernhard Adlung kennen. Adlung, den späteren Staatspräsidenten-

- 4 -

ten von Hessen, mit dem uns bis zu seinem Tode eine tiefe Freundschaft verband. Und Adlung war es, der auf Schwamb aufmerksam wurde, besonders durch seine immer wiederkehrenden Artikel in der Mainzer Volkszeitung. Schon sehr bald trat er auch in öffentlichen Versammlungen für die SPD auf. Zwischendurch bereitete er sich auf das Staatsexamen vor. Er bestand es an dritter Stelle mit der Note "sehr gut". Nach dem Examen liess sich Schwamb als Rechtsanwalt in Mainz nieder, aber schon im Jahre 1924 ging er zur Reichsfinanzbehörde über. Er bekam zuerst eine Anstellung in Mainz, ein Jahr später in Alzey und wieder nach einem Jahr in Oppenheim, wo er 3 Jahre der stellvertretende Finanzamtsvorsteher war. Also, er machte kraft seines grossen Wissens rasch Karriere. Nach der Regierungsausbildung im Jahre 1928 berief ihn der damalige hessische Staatspräsident ADLUNG in sein Kabinett, und zwar als Oberregierungsrat im hessischen Innenministerium unter Minister Leuschner; mit demselben Minister Leuschner, mit dem er dann bis zum gemeinsamen Opfertod zusammen arbeitete. Auch in Darmstadt avancierte Ludwig Schwamb sehr rasch, bis er zuletzt Ministerialdirigent im Innenministerium wurde. Nach seiner Arbeit an der Stütze seines Schaffens, fand er aber immer noch Zeit, seine Kräfte der Partei, dem Sozialismus zu widmen. Inzwischen, wenn es zu Wahlkämpfen kam, ging er aufs Land, in die Städte und warb um Stimmen für den Sozialismus. Aber seinen Beruf vernachlässigte er in keiner Weise. Er war es, der mit seinem Mitarbeiter eine neue Gemeindeordnung für Hessen ausarbeitete. Und, dass er alles dieses leisten konnte, und das darf doch sicher hier gesagt werden, verdankte er der Mithilfe seiner Frau Elisabeth. Sie ebnete ihm die Wege, sie ging für ihn in den Landtag, sie ging, wenn er daran geindert wurde, in gegnerische Versammlungen, um ihn immer auf dem Laufenden zu halten. Seine Frau war es auch, die ihrem Mann eine grosse Stütze bei der Widerstandsbewegung war. Aber nicht nur ihm, auch Minister Leuschner, Dr. Carlo Mierendorf half sie, wenn es galt, wichtige Dokumente sicher an die Mithelfenden Männer zu bringen. Aber diese Mitarbeit ist eine Selbstverständlichkeit, eine Selbstverständlichkeit für eine Lebenskameradin, die ebenso wie der Mann, Sozialistin ist. Und sie arbeitete gerne mit; ja, auch sie brachte für Deutschland, für die Ideen das grosse Opfer. Rohe Menschenhände nahmen ihren Lebenskameraden, mit dem sie 21 Jahre den gemeinsamen arbeitsreichen Weg ging.

1933: Jhr bestes taten die Regierungsparteien im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und gegen Hitler. Das Schicksal hatte

- 5 -

aber anders entschieden. Hitler siegte und die Männer der Demokratie wurden überflüssig. Besonders die, die sich kraft ihrer Charakterstärke nicht umstellen konnten. Zu diesen überflüssigen Menschen gehörte Ludwig Schwamb. Wie konnte es auch anders sein? Schwamb war und blieb Sozialist mit ganzem Herzen! Nach der Dienstentlassung konnte sich Ludwig Schwamb als Rechtsanwalt in Mainz niederlassen. Aber keiner hatte Mut, zu dem gemassregelten Sozialisten zu gehen. Man mied ihn, wie man einen Seuchenkranken meidet. Da kam ihm durch seinen jungen Freund Heinrich Korell Hilfe. Er konnte durch die Vermittlung dieses Freundes eine Stellung als Syndikus bei der Firma Tack u. Co. erhalten. So war mit einem Schlage das Schreckensgespenst, Arbeitslosigkeit, gebannt. Ludwig Schwamb siedelte mit seiner Frau im Jahre 1934 nach Berlin über. Hier kamen die Kheleute Schwamb auch wieder mit der Familie Leuschner zusammen. Herr Leuschner selbst war damals noch im Konzentrationslager. Und das noch viele Jahre. Aber die Frauen all' der verfolgten Familien bildeten eine grosse Familie. Und bald traf man sich im Hause Schwamb in der Ravensbergerstrasse. Viele Freunde von Schwamb befanden sich noch hinter Stacheldraht im Konzentrationslager. Wie gross war doch die Freude, wenn die Kunde kam, dass wieder ein lieber Freund nach Hause gekommen war. Und mit diesem Nachhausekommen ging dann auch sehr bald die politische Arbeit Schwambs und seiner Freunde an. Staatsrat Schwamb gehörte zu den Kreisauer Kreis. Er war einer der engsten Mitarbeiter von Minister Leuschner. Der Besinnlichkeit Ludwig Schwambs ist es mit zu verdanken, wenn es zu keinen übereilten Schritten kam. Und doch rettete seine Bedachtsamkeit nicht das Leben seiner Freunde und sein eigenes.

Aber, "über nun diese illegale Arbeit zu schreiben, überlasse ich berufeneren Freunden. Ausserdem liegt auch die Broschüre des " 20. Juli " von Eduard Henk, Heidelberg, vor, die manchen Beitrag von Frau Elisabeth Schwamb enthält!

Die Frauen und die Politik

Möglichkeiten und Aufgaben in der Sozialdemokratie

Viele Frauen schrecken begrifflicher-weise vor dem Lärm und Streit der Tagespolitik zurück. Sie lehnen es deshalb ab, sich um politische Dinge zu kümmern. Sie glauben, es genüge, wenn sie in ihrem Beruf etwas tüchtiges leisten, wenn sie ihren Haushalt ordentlich versehen, wenn sie brave Frauen und gute Mütter sind. Von der Politik wollen sie nichts wissen. Die Politik überlassen sie lieber den Männern.

Die Frauen, die so denken, vergessen ganz, daß die politischen Dinge ständig auch in ihr Leben tief eingreifen, ja daß in vielen Fällen ihr ganzes Lebensglück von politischen Entscheidungen abhängt.

1933 wies die sozialdemokratische Partei in Tausenden von Plakaten und Handzetteln mit allem Nachdruck darauf hin: „Wer Hitler wählt, wählt Krieg.“ Schon damals waren die weiblichen Wähler gegenüber den Männern in der Überzahl. Hätten sie alle unseren Mahnruf beherzigt, hätte Hitler niemals zur Macht kommen können. Damit wäre uns allen aber das schwere Leid, die Not und das Elend erspart geblieben, unter dem wir heute fast zusammenbrechen, und viele Frauen klagen heute nicht um ihr Liebste, das sie infolge einer verfehlten und verbrecherischen Politik verlieren mußten. Die Welt hätte ein Meer von Tränen weniger gesehen, wenn die deutschen Frauen seinerzeit einmütig mit ihrem Stimmzettel für den Frieden eingetreten wären.

Schon dieses eine Beispiel zeigt, wie wichtig es für die Frauen ist, in politischen Dingen Bescheid zu wissen. Dies gilt heute noch mehr als einst. Die Zahl der Männer ist durch den unseligen Krieg weiter stark zurückgegangen. Die Frauen sind ihnen gegenüber heute in einer ausschlaggebenden Mehrheit und haben zahlenmäßig ein entscheidendes Übergewicht. Die schweren Aufgaben, die der verlorene Krieg Deutschland stellt, können ohne ihre tatkräftige Mithilfe nicht gelöst werden. Versagen sie auch diesmal, so bedeutet dies den endgültigen Untergang unseres Volkes. Keine Frau darf deshalb beiseite stehen. Jede muß sich überlegen, an welcher Stelle und in welcher Weise sie sich am Wiederaufbau beteiligen will.

Ihrer besonderen Art entsprechend eignet sich die Frau für eine Reihe öffentlicher Aufgaben weit besser als der Mann. Ihr liegt das Mütterliche, das Fürsorgende. Bei allen Aufgaben, die mehr als eine kalte verstandesmäßige Erledigung erfordern, muß deshalb die Frau eingeschaltet werden. Wo soziale Fragen zu lösen sind, wo es darum geht, für andere zu sorgen, den Menschen zu helfen, die Jugend zu betreuen, ist die Frau am rechten Platz. Ihr Einfluß darf an diesen Stellen nicht fehlen, mag es sich nun um die Arbeit in der Partei, in der Gemeinde, in der Kreisverwaltung oder im Staate handeln. Das Leben vieler Frauen ist heute nicht ausgefüllt, weil sie durch die Verhältnisse nicht dazu

kommen können, eine Ehe einzugehen. Auch ohne, daß sie für Mann und Kinder sorgen, kann es einen wertvollen Inhalt durch die Arbeit im Dienste der Allgemeinheit gewinnen. Andere Frauen werden durch ihre häuslichen Pflichten nicht so in Anspruch genommen, daß sie sich nicht nebenher noch dem Dienste des Nächsten widmen könnten.

Die Sozialdemokratische Partei, die seit ihrem Bestehen für die Schwachen, Armen und Bedrückten sich eingesetzt hat, ist auch schon immer dafür eingetreten, daß die Frau sich in diesem Sinne politisch betätigt. Heute ruft sie die Frauen wieder zur Mitarbeit im öffentlichen Leben auf. Man hört zwar immer sagen: „Die Politik verdirbt den Charakter.“ Kein Wort ist so falsch, wie dieses. Wie überall, so gibt es natürlich auch unter den Politikern schlechte Charaktere. Da sie im Lichte der Öffentlichkeit stehen, fallen sie mehr ins Auge als andere, die mehr im Verborgenen bleiben. Indessen kann sich gerade im politischen Leben der gute Charakter entwickeln und bewähren. Die Frauen, die sich bereitfinden, für die Allgemeinheit zu arbeiten, werden dafür zwar nur wenig äußeren Dank und klingenden Lohn erhalten; sie dürfen aber gewiß sein, wenn sie in diesem Sinne politisch für andere arbeiten, werden sie innerlich reifer und größer. Sie tragen das stolze Bewußtsein in sich, daß sie in einer Zeit, in der der Weiterbestand ihres Volkes in Frage steht, mit dazu beitragen, Deutschland zu retten und eine bessere Welt für seine Kinder und Enkel aufzubauen.

Elisabeth Schwamb.

Appell an die Welt

Einen dringenden Appell an die Frauen der Welt richteten die Frauen des Landesverbandes Hannover der CDU. In dem Appell wird die Bitte ausgesprochen, die Regierungen zu schneller Hilfe für Deutschland zu veranlassen.

„Dankt daran“, heißt es in dem Aufruf, „daß es trotz allen Geschehens auch viele unschuldige Männer, Frauen und Kinder in Deutschland gibt, und vergeßt nicht die Pflicht christlicher Barmherzigkeit auch gegenüber den mehr oder weniger Schuldigen eines Volkes, das in seiner Gesamtheit bereit ist, einen neuen, besseren Weg zu gehen. Dieses Volk sollte man nicht zurückstoßen in Hungersnot und Verzweiflung.“

Die SP. Gosenheim hielt kürzlich ihre Generalversammlung ab, die von etwa der Hälfte der Mitglieder besucht war. Nach der Neuwahl setzt sich der Vorstand wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender: Szimosek, 2. Vorsitzender: Nikolaus; Kassierer: Kroh; Schriftführer: Häfner. Als Beisitzer fungieren Heinz Kubiszak, Frau Käthe Kaczor und Frau Elise Simon. Dem alten Vorstand wurde volle Entlastung gewährt, ebenso dem Kassierer.

Ludwig Schwamb

zum Gedächtnis

Am 23. Januar jährte sich zum zweiten Male der Tag, da Ludwig Schwamb wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli in Berlin hingerichtet wurde. Er war 1890 in Udenheim (Rheinhessen) geboren, war als Staatsrat im Hessischen Innenministerium unter Leuschner tätig und gehörte auch nach seiner Entlassung zu jenem Kreise, der sich in der illegalen Arbeit um Wilhelm Leuschner scharte.



Staatsrat Schwamb

Archiv

Sein Mut, seine aufrechte Gesinnung und seine Freundestreue in schwerster Not sichern ihm das ehrende Gedächtnis bei allen, die ihm näherzutreten durften.

Von seinen Freunden schrieb Dr. Fritz Sandels in der Emigration auf die Nachricht von seinem Tode Worte der Erinnerung, die bis jetzt noch unveröffentlicht sind und aus denen wir folgende Stellen entnehmen:

„Ludwig Schwamb war ein Patriot im besten Sinne des Wortes. Kein Chauvinist und Hurraschreier, sondern ein Mann, erfüllt von tiefer Liebe zu seiner Heimat, seinem Land und Volk. Aus dieser Liebe ist seine politische Einstellung erwachsen, ist er Sozialist und Demokrat geworden.

Für ihn war der Sozialismus weniger ein ökonomisches System als der Ausdruck einer sittlichen Haltung, des Gefühls unbedingter Verbundenheit mit dem Nebenmenschen und der Verpflichtung und Verantwortung für das Wohl und Wehe des anderen. In der Demokratie sah er diejenige Staatsform, in der sich nach seiner Auffassung das Ideal sozialer Gerechtigkeit am ehesten verwirklichen ließ. Diese politisch-soziale Einstellung Ludwig Schwamb's kann man nur dann ganz verstehen, wenn man sich den Grundzug seines Wesens und seiner Persönlichkeit vor Augen hält, seine grenzenlose Güte. Er war ein guter und grundanständiger Mensch. Diese Eigenschaften mußten ihn notwendigerweise in schroffsten Gegensatz zum Nationalsozialismus bringen. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Ludwig Schwamb in den letzten Gesprächen, die wir vor meiner Ausreise nach Amerika zusammen hatten, seine tiefe Besorgnis um das Schicksal seines Landes und Volkes zum Ausdruck brachte, wie er das Verhängnis klar erkannte, in das Deutschland durch Hitler geführt wurde. Es konnte gar nicht anders sein, als daß er sich jenen zugesellte, die dem verbrecherischen Wahnsinn mit allen Mitteln ein Ende machen wollten, daß er die Vernichtung Hitlers als das Gebot der Stunde ansah, dem sich keiner entziehen durfte, der es mit Deutschland wirklich gut meinte. Er war getrieben von dem Gefühl, das sein Mitgefänger und Schicksalsgenosse Albrecht Haushofer in den „Moabiter Sonetten“ zum Ausdruck brachte:

„Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht.“

Wir wissen nicht, warum die Verschwörung gegen Hitler nicht von Erfolg gekrönt sein durfte, warum ein Ludwig Schwamb den Märtyrertod sterben mußte — ein Mann, der noch so viel für sein Land und Volk in diesen schwersten Zeiten hätte sein und wirken können. Vielleicht ist es so, wie er es in einem seiner letzten Briefe an seine Frau zum Ausdruck brachte: daß erst spätere Zeiten den Sinn dieser Bewährung erfassen werden. Wir können uns nur in Verehrung beugen und zutiefst dankbar sein, einen Ludwig Schwamb zum Freunde gehabt zu haben.“

Beglaubigte Abschrift.

Lebenslauf des Magistratsbaurats Walther S c h w a r t z .

Ich bin am 4.12.1885 in Königsberg/Pr. geboren, habe auch hier die Schule besucht und im Februar 1904 Maturum bestanden. Danach habe ich an den Technischen Hochschulen in Berlin und München das Hochbaufach studiert; Dezember 1908 die Diplomprüfung und nach weiterer Ausbildung als Regierungsbauführer in Berlin, Jnsterburg und Koblenz im Juni 1912 das Regierungsbaumeisterexamen.

Seit dem 1. Juli 1912 bin ich bei der Baupolizei der Stadt Königsberg tätig gewesen und zwar seit Januar 1919 als leitender Beamte, unmittelbar dem Oberbürgermeister unterstellt, im November 1919 als Magistratsbaurat auf Lebenszeit eingestellt. Im Juni 1933 wurde ich auf Betreiben der NSDAP meines Postens enthoben und in untergeordneten Stellungen beschäftigt, bis der Minister des Innern, der zwei Anträge der Partei auf Entlassung bzw. Zwangspensionierung wegen ungenügender Begründung abgelehnt hatte, auf meinen Antrag die Übertragung einer geordneten Aufgabe an mich verlangte und ich die Abteilung für Bauunterhaltung erhielt.

Im Weltkrieg 1914/18 stand ich im Felde, zuletzt als Führer einer Garde-Pionier-Kompanie. Nach meiner Heimkehr trat ich politisch in die Deutsche Volkspartei als Anhänger Stresemanns ein, war von 1919 - 1933 Stadtverordneter und 1925 - 1927 Stadtverordnatenvorsteher. Ich habe als solcher vielfach entscheidend zum Wohle der Stadt Königsberg mitwirken können, bis mich auch aus dieser Tätigkeit 1933 die NSDAP verdrängte, weil ich meiner Gegnerschaft ihr gegenüber kein Hehl gemacht sondern sie seit 1925 offen bekämpft hatte, ausserdem stellvertretender Meister vom Stuhl der Loge zu den drei Kronen war. Mein Kampf gegen Hitler musste von nun ab im geheimen geführt werden. Darum verband ich mich 1937 mit Dr. Goerdeler und wurde am 15. August 1944, als nach dem Attentat vom 20. July 1944 diese Verbindung der Gestapo bekannt geworden war, festgenommen. Am 13. Januar 1945 verurteilte mich der 1. Senat des Volksgerichtshofes unter Vorsitz von Freisler zu 5 Jahren Zuchthaus wegen Hochverrat und Feindbegünstigung. Zu einem Todesurteil kam es nur deshalb nicht, weil es mir gelang, die Gestapo und das Gericht über den vollen Umfang meiner Zusammenarbeit mit Dr. Goerdeler zu täuschen.

Aus dem Zuchthaus in Brandenburg a.d. Havel wurde ich am 28 April 1945 durch die Rote Armee befreit. Ich habe mich danach so schnell als möglich in meine Heimat begeben, und mich hier für den Aufbau der Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Am 23. Mai 45 bin ich hier eingetroffen, fand mein Haus ausgebrannt und wurde von einem Posten am Betreten desselben verhindert.

Infolge der Anstrengungen der Heimreise musste ich das Zentralkrankenhaus 1 aufsuchen und mich dort in ärztliche Behandlung begeben, hoffe aber in etwa 14 Tagen wieder bürodienstfähig zu seine.

Königsberg, den 26.5.45

'Abschrift von Abschrift!'

Der Ermittlungsrichter
des Volksgerichtshofs

Berlin, den 7. November 1944

O J 52/44 gRs
113/44 558

- 1.) Der am 4. Dezember 1885 in Königsberg/Pr. geborene Magistratsbaurat Walter Heinrich S c h w a r t z aus Königsberg/Pr.
- 2.) pp
- 3.) pp
sind zur Untersuchungshaft zu bringen.
Sie sind dringend verdächtig, das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrates einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen, und damit zugleich es unternommen zu haben, im Inland während ein es Krieges gegen das Reich der feindlichen Macht Vorschub zu leisten, Verbrechen gem. §§ 80, Abs. 2, 83 Abs. 2 pp

Schwartz hat etwa Juli/August 1943 in Rauschen /Opr. durch den früheren Oberbürgermeister Dr. Goerdeler erfahren, dass dass dieser im Zusammenwirken mit militärischen Stellen an einem Sturz der nationalsozialistischen Regierung zur Herbeiführung eines Sonderfriedens mit den Westmächten arbeite, wobei es die Aufgabe Dr. Goerdelers wäre, auf den zivilien Sektor den Regierungssturz und die Neubildung einer anderen Regierung vorzubereiten.

Auf eine Frage des Bruders Dr. Goerdeler, Fritz Gorderler, hat sich Schwarz bereit erklärt, "unter veränderten Verhältnissen" die Stelle des Oberbürgermeister von Königsberg zu übernehmen.

pp-
Die Untersuchungshaft wird verhängt wegen Fluchtverdachte weil Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bilden.

gez. Dr. Ehrlich, Landgerichtsdirektor

Der Reichsminister und Chef
der Reichskanzlei
Rk 1904 C g

Berlin, den 26. November 1944
Vosstr. 6

An
Herrn Walter S c h w a r t z
B e r l i n
-.-.-.-.-

Der Führer hat, wie ich Ihnen auftragsgemäss mitteile, wegen Jhter Beteiligung an Vorgängen, die mit dem Attentat auf den Führer am 20. Juli 1944 im Zusammenhang stehen, Ihre Ausstossung aus dem Amte eines Magistratsbaurats angeordnet. Damit sind alle Rechte aus Ihrem bisherigen Amte verwirkt.

gez. Dr. Lammers

H.Q. OKH. 12. 6. 42.

Hochzuverehrender Herr General!

Die Heeresgruppe wird heute mit, dass ich nicht mehr mit dort werden sollte, da durch den Führerbesuch am in Frage kommenden Tage dort keine Zeit für mich sei. Aus diesem Grunde entschloss ich mich, dort sofort mit der Ober Maschine zurückzufliegen, um auf diese Weise einen ganzen Tag zu gestatten.

Diese Umstände machten es mir unmöglich, mich bei Herrn General abzuschieden und Herrn General meinen gehorsamsten Dank für die gütige Aufnahme im Haupt-Quartier auszusprechen. Ich bitte, dies schriftlich nachholen und insbesondere meinen gehorsamsten Dank für die Gastfreundschaft, die ich als persönlicher Gast von Herrn General gemessen durfte, auszusprechen zu dürfen.

Die Tage in und um Olskoo mit der Beherbergung sind all den besuchten Divisoren vor eine große Freude und hat weder "viel Auftrieb gegeben". Freilich kann auch wieder in besonderen kleine von Besonderen, was man für der Truppe veranlagt. Was kann ich anders tun, als dies persönlich sorgen und sich auswirken dürfen! Dagegen bleibt alle Befriedigung, die in gewisser Form natürlich auch hier zu finden ist, ein kläg-

liebes Surrogat. Und dies muss mehr, als eine Eingewöhnter - und als
solchen rechne ich mich nach 2-jähriger Tätigkeit hier - ja bei jeder
Sache sofort die, keineswegs immer im farblosen Legende, sondern
jede Aktion schon vor ihrem Beginn erkennen muss. Ich ist wohl
bewusst, dass trotzdem geäußert werden muss, und ich versuche, dies
auch allen Mitspielern immer wieder klar zu machen. Dabei aber selbst
den inneren Fleck nicht zu verlieren, falls nicht immer losst.
Herr General werden am besten verstehen, wie erquickend ein
Besuch aus solcher Luft dann doch ist, wo bedenkenlos der höchste
Einsatz gesagt wird, wo ohne Zögern das Leben hingegeben wird,
während wir die Fiktion und Vorbilder von der Fronte räumen.
Aber den Mann, eine der Leben von Tausenden betreffende Antwort,
ja Überzeugung zu verbreiten, nicht aufzubringen vermögen.

Freilich macht es das Leben hier nicht leichter, die Dinge so
zu sehen. Doch man darf aber nicht mehr, dann fehlt man
Fähigkeit aus diesem Haus gesagt!

Herr General stehen wieder vor einer Operation und mit
beurteilen Herren verfolgen wir jeden Schritt. Möge diese wie die
kommenden unter einem guten Stern stehen.

In Verbundenheit und Dauerarbeit

Ihre i. d. H. General

Stets gehorsamster

Stauffenberg
△

Stiftung
"Hilfswerk 20. Juli 1944 "

Kronberg i. Ts.
Jaminstr. 8

A b s c h r i f t

Dr. Paul Collmer

Stuttgart, 22.7.57
Stauffenbergstr. 66

Sehr verehrte Frau Gräfin !

Am vergangenen Samstag war ich bei der Einweihungsfeier der Gedächtniskapelle für die Grafen Stauffenberg in Lautlingen. Es war eine sehr würdige Feier mit einer hervorragenden Rede von Graf York. Die Reden werden im Staatsanzeiger von Baden-Württemberg in dieser Woche veröffentlicht. Ich habe Sorge getragen, daß Ihnen ein Exemplar dieser Nummer zugeht. Ich würde dringend empfehlen, die Rede von Graf York zu vervielfältigen und allen Mitgliedern des Hilfswerks zugänglich zu machen.

Bei dem anschließenden Zusammensein habe ich Gräfin Nina v. Stauffenberg und Graf Alexander v. Stauffenberg Grüße des Vorstandes und der Geschäftsführung des Hilfswerks 20. Juli zum Ausdruck gebracht. Als Vertreter der Bundesregierung war Staatssekretär Anders da. Ich habe diese Gelegenheit benutzt, ihm im Namen des Vorstandes für seine tatkräftige Förderung des Hilfswerks zu danken und ihn gebeten, auch weiterhin um seine Hilfe zuteil werden zu lassen. Wie er mir gegenüber zum Ausdruck brachte, liegt ihm sehr daran, auch künftig dafür Sorge zu tragen, daß die nötigen Mittel für die Unterstützungen bereitgestellt werden.

Ferner habe ich Ministerpräsident Müller gegenüber vom Vorstand des Hilfswerks aus für alle seine Bemühungen um das Zustandekommen des Denkmals gedankt. Wie ich erfuhr, ist dem Konservator Dr. Rieth die Initiative zur Errichtung der Gedächtniskapelle zu verdanken. Auch mit diesem habe ich mich eingehend unterhalten.

Außer den Familien Stauffenberg, Uexküll und Hofacker war die Beteiligung aus dem Kreise des 20. Juli nicht sehr groß. Unter den Gästen waren Minister a.D. Lukaschek, Rudolf Pechel mit Frau, Gräfin Dönhoff, Frau v. Prittwitz, Professor Rothfels und Prof. Spranger; auch Prof. Steinbach, Staatssekretär a.D. Binder und Bibliotheksdirektor Hoffmann waren anwesend.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr
gez. Collmer.



STAATSANZEIGER

FÜR BADEN-WÜRTTEMBERG

Auszeichnung durch den Bundespräsidenten

Der Bundespräsident hat auf Vorschlag des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg dem Stadtrat Schreinermeister Jakob Deutter in Balingen, dem Fabrikanten Johannes Bilger in Biberach/Riß, dem Professor Dr. Louis-Radcliffe Grote in Glotterbad bei Freiburg, dem Präsidenten a. Dr. Dr. Karl Hermann in Ludwigsburg, dem Forstmeister Dr. h. c. Otto Linck in Güglingen, dem Direktor a. D. Prof. Dr. Franz Georg Linzenmeier in Karlsruhe, dem Regierungsbaudirektor a. D. Erwin Maier in Karlsruhe, dem Forstdirektor Hans Neuhäuser in Oberkirchberg Kr. Ulm, dem Richter am Verwaltungsgerichtshof a. D. Hermann Specht in Heidelberg, dem Fabrikdirektor Josef Spohn in Urach, dem Kommerzienrat Otto Steinberg in Emmendingen und dem Landforstmeister a. D. Dr. h. c. Hermann Zimmerle in Ravensburg das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Auszeichnung für Lebensrettung

Der Ministerpräsident hat für die Rettung eines Menschen aus Lebensgefahr den Gerichtsreferendar Dietrich Meyding aus Heidelberg durch Erteilung einer Ehrenurkunde ausgezeichnet.

Verbesserung des Finanzausgleichs

Das Finanzministerium Baden-Württemberg schreibt uns: Finanzminister Dr. Frank führte vor einigen Tagen die Besprechungen mit den kommunalen Spitzenverbänden über Änderung und Verbesserung des inneren Finanzausgleichs unter Berücksichtigung der Erfahrungen der letzten 3 Jahre fort. An den Verhandlungen nahmen auch Vertreter des Innenministeriums und des Kultusministeriums teil. Die Auffassung der Gemeinden und Kreise wurden vornehmlich von Oberbürgermeister Dr. Neuhäuser, Heidelberg, vertreten. Zur Erörterung standen die Fragen einer Senkung der Lehrstellenbeiträge, des Verzichts auf Ablieferung der Gebühreneinnahmen der Landratsämter, der Beteiligung der Gemeinden und Kreise am Aufkommen an der Kraftfahrzeugsteuer, der Einführung einer sogenannten Sockelgarantie für besonders leistungsschwache Gemeinden und des Härteausgleichs für den Einnahmefall durch die Gewerbesteuer-senkung. In allen wesentlichen Fragen konnte eine gewisse Annäherung der beiderseitigen Standpunkte erzielt werden. Die Verhandlungen sollen am 11. September fortgesetzt und möglichst zum Abschluß gebracht werden.

Jeder sechste Arbeitnehmer wechselt

Auch in der Zeit der Vollbeschäftigung ist der Arbeitsmarkt in lebhafter Bewegung. Dies beweist eine Untersuchung der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Von den 1,7 Millionen männlichen Arbeitnehmern in Baden-Württemberg haben in der Zeit vom 1. November 1956 bis 30. April 1957 rund 280 000 oder ein Sechstel das Arbeitsverhältnis unterbrochen oder gewechselt. Am stärksten beteiligt ist das Baugewerbe mit 55 Prozent seiner Arbeitnehmer, während in der von Saisonflüssen weniger berührten Eisen- und Metallwirtschaft knapp 10 Prozent der Arbeitnehmer das Arbeitsverhältnis lösten.

Motorisierung und Straffälligkeit

Die Straffälligkeit ist im Jahr 1955 erneut gestiegen. Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß sich fast die Hälfte aller im Jahre 1955 rechtskräftig Verurteilten wegen Vergehen im Straßenverkehr zu verantworten hatte. Diese Delikte konnten um die Jahrhundertwende praktisch nicht begangen werden. In der Rechtsprechung begannen sie erst kurz vor dem ersten Weltkrieg eine Rolle zu spielen. Blieben die leichten und alle fahrlässigen Verkehrsdelikte unberücksichtigt, dann wäre nach einer Untersuchung des Statistischen Bundesamtes die Straffälligkeit 1955 geringer als im Vorjahr und sogar niedriger als um die Jahrhundertwende. Das gilt nicht nur für die Erwachsenen, sondern auch für die Jugendlichen und Heranwachsenden.

Württ. Landesbibliothek

Die Württembergische Landesbibliothek ist wegen der jährlichen Hauptreinigung vom 29. Juli bis 18. August 1957 geschlossen. Dringende Bücherwünsche können durch die Post übermittelt werden.

Dem Andenken der Brüder Stauffenberg

Ehrung der Opfer des 20. Juli 1944 — Feierliche Einweihung der Gedächtniskapelle in Lautlingen

Am Samstag, dem 20. Juli, wurde in Lautlingen (Württ.), der Heimatgemeinde der Grafen von Stauffenberg, ein Ehrenmal für die Brüder Claus und Berthold von Stauffenberg eingeweiht, die im Zusammenhang mit dem Aufstandsversuch gegen Hitler vom 20. Juli 1944 ihr Leben opferten. Die Gedächtniskapelle auf dem Lautlinger Friedhof ist mit einer Christusfigur des Bildhauers Prof. Gerhard Marcks geschmückt. Bund, Land und Gemeinde haben dieses Ehrenmal errichtet. An der Einweihungs- und Gedenkfeier nahmen die Familienmitglieder des Hauses Stauffenberg, zahlreiche weitere Angehörige und Hinterbliebene der Widerstandskämpfer, der ehemalige Bundesminister Lukaschek, Kultusminister Dr. Sömpfendörfer, Generalvikar Hagen aus Rottenburg und Oberkirchenrat Dr. Müller aus Stuttgart, Rektor und Professoren der Tübinger Universität und viele weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens teil. Staatssekretär Anders vom Bundesinnenministerium legte mit Worten des Gedenkens einen Kranz im Auftrag der Bundesregierung nieder. Paul Graf Yorck von Wartenburg hielt die Gedenkrede. Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller sprach für die Regierung unseres Landes, dem die Grafen Stauffenberg entstammen. Er überbrachte dabei einen Kranz der Landesregierung. Oberbürgermeister Pfizer von Ulm, durch gemeinsam verbrachte Schul- und Studienjahre mit den Brüdern Stauffenberg und ihrer Familie seit langem verbunden, sprach Worte persönlicher Erinnerung. Im folgenden geben wir den Wortlaut der Ansprachen wieder.

Die Redaktion

Paul Graf Yorck von Wartenburg:

„Diese Kapelle ist den Mänen von Berthold und Klaus Graf Schenk von Stauffenberg gewidmet, und sie soll zugleich das Andenken all der braven Soldaten wachhalten, die aus dieser Gemeinde in zwei Weltkriegen gefallen sind.“

Die Heimat will ihre Söhne bergen, die, wie Strandgut verschlagen, unter fremden Himmeln, in fremder Erde ruhen und keine Stätte fanden, da die Liebe sie suchen kann. Die Heimat will, was von ihnen blieb, will die Namen dem Gedächtnis der Kommenden bewahren und diesen Namen eine Stätte geben. Die Heimat will vereinen, was das Leben zerriß und was der Tod trennte. Und so vertraut sie diese Namen dem Heiligsten Dessen an, der sie alle beim Namen nannte und der sie damit zu seinem Eigentum machte. Ihm, der da sprach: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Eine Zuflucht und den ewigen Armen will diese Kapelle ihnen allen sein. Für den Gläubenden sind hier Geburt und Tod ineinander beschlossen, geschichtliches Geschehen ist entmachtet. In dem Überschreiten des Irdischen in die Wirklichkeit Gottes hinein findet der Beter die Erlösung aus aller Schuldverstrickung, und über der Sinnverlorenheit des Daseins, der Vergangenheit des Weltgeschehens vermag er einfachhin die Hände zu falten.

Vermöchten wir als Volk uns betend der Gnade zu überlassen, wir bräuchten uns nicht auf andere Weise mit unserer jüngsten blutigen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Aber in unserer heillosen Verirrung können wir nicht hoffen, zu dem eigentlichen Mysterium dieser Stätte vorzudringen, um inne zu werden, wie das bewußte Lebensopfer des Menschen angenommen wird und eingeht in das ewige Opfer von Golgatha. Dieses tiefere Geheimnis, es bleibe unangestastet. Vermehren wir aber desto deutlicher die zeitliche Aussage dieses Ortes!

Ein Mahnmal unserem Volke

Vor uns, vor unserem Volke, steht ein Mahnmal. Um unseretwillen steht es da und um derer willen, die nach uns sind. Die Männer, denen es gilt, sie bedürfen des Steines nicht, ihren Ruhm zu künden. Sie haben sich selbst unsterblich gemacht. Überall, wo es die Freiheit gilt, wird der Name Stauffenberg den Kämpfern leuchten. Uns aber ermangelt der einfache große Sinn der Alten, die Harmonios und Aristogiten zu Ehren der Tempel erhoben und ihnen ein Preislied zu singen wußten, das nun schon fast drei Jahrtausende fortklängt.

Skeptisch und gebrochen in unserem Lebensgefühl wie in unserem Urteile, sind wir unfähig geworden, das Erhabene einfachhin zu verehren. Um der eigenen Rechtfertigung willen, die eigene Schande zu bemänteln, ziehen wir in Zweifel, was letzter, gültigster Ausdruck der Liebe zum Volke, was höchste Selbstverleugnung, was wahre Verantwortlichkeit ist. Wir fliehen förmlich vor solchem Vorbilde zu unserem uns so teuren Mittelmaß, und mit unseren Wenn und Aber, ja noch mit unserem Bemühen um die Lehre der Geschichte töten wir den Geist, der sich im Angesichte der Größe auch in uns entzündet will. Ach, der Trauer selbst versagen wir uns, der hohen, ersten Feierlichkeit eines Gefühls, das uns der kleinen Zwecke überheben, das uns verwandeln könnte, uns von denen Besitz ergreifen ließe, die wir beweineten.

So begreifen wir doch endlich, daß alles Große sich uns verschließt, wenn wir uns ihm nicht in Liebe und Ehrfurcht nahen! Wo Größe uns nicht zur Befreiung hineinreißt, macht sie uns klein. Aber wehe uns, wenn wir das Maß nach uns selbst zurechtschnei-

den! Das Beste unseres Menschentums — die Sehnsucht — geben wir dann preis.

Das Außerordentliche

Mensch, ziehe die Schuhe aus! Hier ist heiliger Boden! Unter uns ist das Außerordentliche Wirklichkeit geworden: Menschen aller Stände sind unter dem Anrufe ihres Gewissens aus herkömmlicher Ordnung herausgetreten und haben ihre eigene Verantwortlichkeit für ihr Volk erfahren. Der Ruf traf sie nicht alle an gleiche Seelenorte: Den einen erschien ihr Herr und Gott und nahm sie in Pflicht; in anderen stand verletzte Ehre, das Erbe der Ahnen auf und trieb sie zur Tat, und andere schließlich fühlten sich durch ihre Bürgerpflicht gemahnt.

Die Märtyrer, die Paul Schneider und Lichtenberg — sie seien hier für viele genannt —, die Zeugen Jesu Christi, die seiner Herrschaft, sie haben sich aufstellt als Samen seiner Kirche, und ihre Namen stehen im Buche des Lebens neben den großen Namen der Heiligen, die unsere Welt erbeben machten. Was die Kirche unserer Tage mit ihrer Botschaft ausspricht, was wir mit ihnen anzufangen wissen, daran mißt sich unser Christentum. Vergessen wir auch sie, wie wir so vieles andere vergessen haben, dann schlagen wir die Gnade aus, die uns in ihrem Zeugnis zuteil wurde, und um uns wird es wieder dunkel.

Von den Märtyrern der Kirche spricht jedes Gotteshaus; sie sind die gegenwärtigen, die unsichtbare Kirche, der mystische Leib ihres Herrn. Aber es ist nicht diese Botschaft, der wir heute lauschen. Wir hören mit dem Namen Stauffenberg laut und vernnehmlich den Ruf zur arete, zur Tugend des Staatsbürgers, von der im Dome zu Bologna zu lesen steht: „virtus non timet, quod facit.“ Montesquieu sagt in seinem „Esprit des lois“: Die Monarchen lebten von der Ehre, die Republiken von der Tugend, die schlechthin die Liebe zum Vaterland sei. An die Liebe zum Vaterland mahnt uns also dieses Mal. Und indem wir das Wort „Liebe“ aussprechen, wissen wir schon, daß es nichts ist mit unserer Kasuistik, die festlegen möchte, wann der Bruch mit der äußeren Ordnung möglich wird. Die Liebe kennt kein Gebot, sie kennt aber ihre Stunde; und dann überwältigt sie den Menschen so ganz, daß das eigene Ich versinkt und nur noch die unausweichliche Forderung vor der Seele steht.

Bismarck sprach einmal den abgründigen Satz: „Wenn ich nicht gelebt hätte, wären vielleicht einige Hunderttausend Menschen nicht gefallen, — aber das habe ich mit Gott ausgemacht.“

Der Weg der Selbstentäußerung

„Das habe ich mit Gott ausgemacht“ — Moses könnte das gesagt haben, so wirklich wird hier das Gegenüber. Aber zugleich führt uns dieser Ausspruch an eine Grenze menschlichen Seins und vor menschliche Größe solchen Ausmaßes, daß wir erschauernd zurücktreten. Denn wer von uns wollte für sein Volk die eigene Seele zum Pfand setzen? Er, dessen Andenken wir begehnen, er, der Graf Schenk von Stauffenberg, er tat es, tat es für uns, bewußt und groß — nicht um des Reiches Macht willen wie der Fürst Bismarck — nein, um der Schmach des verraten Volkes Einhalt zu gebieten. Er auch hat es mit Gott ausgemacht.

Wer von uns wollte ihm folgen auf seinem traurigen Wege, mit Füßen eilend, Blut zu vergießen? Wer wollte nur dem Gewissenskampf sich stellen, der solchem Entschlusse vorausgeht? Wer mit sich selbst so rückhaltlos brechen? Er, der es um Deutschlands willen vermochte, er hatte Auge und Arm und Hand im Kriege schon dahingegeben. Nun

schied er sich von den Seinen. Nun entäußerte er sich seines Selbstes. Wer solches auf sich nimmt, weiß, daß er nie mehr zu dem zurückfindet, was einmal war und das Leben ausmachte. Zu den Menschen und ihrem Alltags kann er nicht mehr gelangen. Ihre Scheu antwortet seiner Sehnsucht. Die Einsamkeit ist fortan sein Los.

Die Mitwisser seines Vorhabens — sie hatten gut rationieren: „Ein Pferd, das vor einer Hürde einmal versagt, nimmt sie nicht beim zweiten Male“; sie waren dem Einsamen gleichsam nur in den Vorhof gefolgt; mit den Frinnyen hatten sie sich nicht herumzuschlagen; all ihr Tun setzte seine Tat voraus, die schwarze Tat, die sie ihm allein überließen. So edel sie auch waren, so hoch sie auch standen, um dieses letzten Verzichts willen überlagte er sie alle. Noch unter ihnen ist er einsam.

Die große Freiheit

Mit der Heiligkeit seines mutvollen Herzens hat er die Dunkelheit seines Anschlages überwunden, und derweilen sie alle sich schon in die Unvermeidlichkeit des Unterganges schickten, durchglühte ihn das Feuer seiner Sendung. Der Geist war wach wie nur je. Er gab nicht auf; er resignierte nicht. Seine Befehle waren präzise, seine Worte voller Kraft. Nach dem, was schon hinter ihm lag, war dieser letzte Kampf eine Erlösung.

Die große Freiheit, die seinen Kameraden zuteil wurde, nachdem sie den ganzen Haß der Knechte hatten auskosten müssen und als Überwinder unter dem Galgen standen — die große Freiheit, er hatte sie schon mit seinem Entschlusse errungen. So war sein Geist frei, und noch im Angesichte der auf ihn gerichteten Gewehrläufe dem Vaterlande zugewandt. „Es lebe das heilige Deutschland“ waren seine letzten Worte, war sein Vermächtnis an uns.

Dieses Vaterland — beide Brüder hatten es, wie oft, in seinem mystischen Glanze erschaut und von ihrer Vision erfüllt Hölderlins schmerzvollen Hymnus im eigenen Innern entspringen fühlen:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland:

Du Land des hohen, ernsteren Genius
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
oft zürst ich, weinend, daß Du immer
blöde die eigene Seele laugst.

In der Wüstenei des nationalsozialistischen Sklavenstaates blieb ihnen dieses Bild vor der Seele, behielt es Wirklichkeit und Kraft, führte es sie zu letztem Wagnis und zum Tode. In Tat und Sterben erfüllte sich je und je gelebte Bruderschaft.

Wofür sie starben

Der Name eines erlauchten Bruderpaars kündigt uns eindringlich dieses versunkene Reich der Deutschen. Der Ruf, den ihr Mund nicht mehr ausstoßen kann, — diese Stätte will ihn weitertragen:

„Deutschland ist Euch anvertraut!“

Sie starben nicht dafür, daß den Verwüstungen des totalen Staates die Verwüstungen der totalen Wirtschaft folgen, der Tanz uns goldene Kalb den Tanz um Moloch ablöst; nicht dafür, daß wir uns bei der Kodifizierung von Menschenrechten beruhigen, aber in unserem Leben, in unseren Beziehungen immer unmenschlicher werden. Sie starben dafür, daß aus uns und in uns das heilige Deutschland sich erbaue, die Sehnsucht eines Jahrtausends Gestalt gewinne.

Was nützte es dem Menschen, — was nützte es einem Volke, so es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Haben wir diese Wahrheit nicht alle wie einen Albtraum erfahren, die frevle Verachtung des Ewigen nicht angstvoll erlitten,

den Blitz erwartend, der uns niederschmettern mußte? Was ist uns geblieben von dieser Not, was uns geblieben von unserer Schnur? Unser Hochmut hat sich nur ein anderes Gewand zurecht geschneidert, und die Opfer unserer Ruchlosigkeit sind vergessen.

Mit Denkmälen pflegen wir die unbequemen Mahner zum Schweigen zu bringen. Sie sind anerkannt, amtlich bestätigt — was wollen sie mehr? — O, sie wollen mehr! Sie wollen leben in unserer Trauer, uns verbun-

den bleiben, Teil unserer selbst werden. Sie wollen beim Namen genannt, sie wollen ernst genommen werden.

Der Name „Stauffenberg“ ist Scheidewasser. Für die Einen, die Unbelehrbaren, wird er, wie für jenen General, der Name bleiben, den sie nicht mehr kennen. Für uns aber ist er Auftrag, Verpflichtung, Sendung. Für uns ist er der Inbegriff des ewigen Deutschland, das als mahnendes Bild vor unserer Seele steht.“

Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller:

„Das Land Baden-Württemberg ehrt in dieser feierlichen Stunde durch mich die beiden Männer, denen das Gedächtnismal gewidmet ist, und alle anderen, die im Jahre 1944 mit ihnen das große Wagnis unternommen haben, Freiheit und Recht wiederherzustellen und die Ehre Deutschlands vor der Welt zu retten. Es grüßt alle, die als Angehörige und Freunde der Opfer dieses Unternehmens hier stehen oder in Gedanken bei uns sind. Es dankt allen, vor allem der Gemeinde Lautlingen, daß sie diese Ehrenstätte für die beiden Grafen und alle Gefallenen Lautlingens geschaffen und ihr eine so würdige Form gegeben haben. Mit den Bürgern von Lautlingen wird die Regierung unseres Landes das Ehrenmal als einen kostbaren Besitz achten und in seine Obhut nehmen. Ich bin glücklich darüber, daß auch die heutige Zeit noch die Kraft hat, neben Bauten, die dem praktischen Bedürfnis und der Repräsentation genügen tun, Werke zu schaffen, die der Pietät dienen und unsere Gedanken auf den tieferen Sinn unseres Daseins in einer nationalen Gemeinschaft hinlenken.“

Die Grafen von Stauffenberg

Seit vielen Jahrhunderten ist das Geschlecht der Grafen von Stauffenberg mit der schwäbischen Heimat verwurzelt und hat sich den Aufgaben gewidmet, die sein Stand von ihm verlangte. So hat der Vater der beiden Grafen Berthold und Claus von Stauffenberg dem württembergischen König als Oberhofmarschall und Oberkammerherr gedient. Ihre höhere Schulbildung erhielten seine Söhne in den bewegten zwanziger Jahren am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, das in seinem Neubau ihr Andenken in einem Gedächtnismal festgehalten hat. Wer das geistige Bild der Brüder in sich aufnimmt, wie es ihre Weggenossen gezeichnet haben, wer sich von ihrem späteren Handeln und den Motiven, mit dem sie es begründeten, ergreifen läßt, der wird von einem Geheimnis berührt, das Friedrich Hölderlin beschriftet. In seiner Hymne „Der Rhein“ sagt er:

„Denn
Wie du anfangst, wirst du bleiben,
So viel auch wirkt die Not
Und die Zucht; das meiste nämlich
Vermag die Geburt,
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugeborenen begegnet.“

Dieser Strahl der schwäbischen Gefilde hat auch noch andere Männer und Frauen des Widerstands bei ihrer Geburt begrüßt oder ihnen in den entscheidenden Jugendjahren geleuchtet. Im Jahre 1912 verließ der spätere Hochschullehrer Kurt Huber das Eberhard-

versammelten und in frühesten Jahren schon als Ministranten das Wunder der Wandlung erfahren.

Hier steht, im Schatten der Kirche, das Totenmal der Familie mit dem Namen des Schenken Alfred Graf Stauffenberg, des nächsten und letzten Dieners des letzten Königs von Württemberg, mit dem Namen der Mutter, der Gräfin von Urenkelin, der verehrten Frau, die in hellen und dunklen Stunden an ihre Söhne geglaubt hat und die schwersten Schicksale in königlich gelassener Würde trug, die wir vor nicht viel mehr als einem Jahr hier zur Ruhe gebettet haben. Hier drüben im Schloßgarten steht der Nußbaum, auf dem der junge Claus Stauffenberg sich seinen Auszug gezeitigt, auf dem er in die Bücher vergraben saß, die von der deutschen Vergangenheit, von den schimmernden Vorbildern der Antike Zeugnis gaben, — und neben ihm der Turm, in dem er als Jüngling sein eigenes Reich sich geschaffen mit dem schlichten Feldbett, dem einfachen Eichentisch und sparsamen Bildern an den Wänden.

Hier sind, um diese friedliche Tallandschaft geschart, die Berge der Schwäbischen Alb, der Ochsen- und Tierberg, Gräbesberg, Böllat, die Schalksburg und der Hersberg, durch deren Wälder und Hänge die Brüder mit ihren Freunden gewandert, die sie im Winter mit den Schneeschuhen durchzogen, in fröhlichen Sektumeln und ernstem Gespräch. Und hier in diesem ganzen Bereich von Schloß, Dorf und Kirche, Auen, Wäldern und Bergen haben sie ein bestes Stück der Heimat in sich aufgenommen und sie als Bild und Erinnerung mit sich getragen in andere Städte und Länder, wohin das Leben sie rief.

Ein Geschlecht von Widerstandskämpfern

Dreizehn Jahre sind ins Land gegangen seit jenem sommerschönen, schicksalsträchtigen 20. Juli des Jahres 1944, als Claus Stauffenberg sich in der Not von Land und Volk zum Schwersten und Höchsten berief und diese Tat mit dem Leben bezahlte, — mit ihm und in den folgenden Wochen und Monaten Berthold, der Bruder, mit dem er in tiefster geschwisterlicher Freundschaft verbunden war, — der Vetter César von Hofacker, bis zum letzten für das Gelingen des Aufstandes in Paris kämpfend, — und der andere Vetter Peter Graf York von Wartenburg, — der Onkel Nikolaus Graf Uxkull, der wie die anderen

Verurteilten vor dem Volksgericht sich ohne Zagen mit seinem: „Ich stehe ganz dazu“, zum Attentat bekannte, — und der verehrungswürdige Majoratsherr des Hauses, Graf Berthold Stauffenberg, der als Greis die Entbehrungen der Gefängnishaft nicht überstand.

An sie alle, die in Familienbanden mit den Brüdern verflochten waren, denken wir in dieser Stunde, — auch an die kühne Fliegerin, die Gattin des überlebenden Bruders, Melitta Gräfin Stauffenberg, die noch in den letzten Tagen des Krieges aus den Lüften den im Lager inhaftierten Gatten und seinen Gefährten Gruß und Botschaft zu bringen versuchte und dabei von feindlichen Jägern abgeschossen wurde.

Das Haus Stauffenberg und die Familien Uxkull, York von Wartenburg und Hofacker haben mich als Freund der Toten und der Lebenden gebeten, Dank zu sagen allen, die dieses Denkmal mittelbar oder unmittelbar

geschaffen haben, dem Herrn Bundespräsidenten, den Regierungen des Bundes und des Landes Baden-Württemberg, dem Regierungspräsidium in Tübingen, der Gemeinde Lautlingen und ihren zu Spende und Opfer bereiten Bürgern, Gerhard Marcks, der als Künstler in diesem Mal dem Ausdruck gegeben, wovon es kündigt.

Wenn Sie, Herr Bürgermeister Oswald, es nun in die Obhut der Gemeinde Lautlingen genommen haben, diese Gedenkstätte, bei der in Frieden vereint sind die Namen derer, die als tapfere Soldaten an den weitgespannten Fronten des Krieges gefallen sind, mit denen, die in der gleichen, wenn auch andersgearteten Erfüllung der Pflicht für Deutschland ihr Leben gegeben haben, dann bitten wir Sie und die Bürger Ihrer Gemeinde, diese Stätte des Gedenkens und die Männer, denen sie geweiht ist, in ehrender Erinnerung zu bewahren und in der mit ihnen verbundenen Liebe.“

Schülerwettbewerb für die politische Bildung

Eine Aktion des Landtags und des Kultusministers

Der Landtag von Baden-Württemberg hat, im Zusammenwirken mit dem Kultusminister, beschlossen, einen Schülerwettbewerb zu veranstalten, der die politisch interessierten Kräfte unter den Jungen und Mädchen der beiden obersten Klassen der Berufs- und Berufsschulen und der Gymnasien auslassen soll. Dieser Wettbewerb, in unserem Lande ein Novum, soll in diesem Jahr zum ersten Male als ein Versuch und ein erster Schritt unternommen werden, und zu einer ständigen Einrichtung unseres Landes werden und gegebenenfalls weitere Schritte nach sich ziehen, wenn seine Ergebnisse dazu ermutigen. Für das Unternehmen dieses Wettbewerbs bittet der Präsident des Landtags, Dr. Neinhäus, die Leiter der genannten Schulen in einem Rundschreiben um ihre Unterstützung, — eine Bitte, der sich Kultusminister Simpfendorfer im selben Rundschreiben anschließt.

In der „Einladung zu einem Schülerwettbewerb zur Förderung der politischen Bildung, veranstaltet vom Landtag von Baden-Württemberg 1957“, die in 30 000 Exemplaren zur Verschickung bereit liegt, heißt es:

Die Einladung

Wir hören so oft: Die Jugend hat kein politisches Interesse. Ist das richtig? Der vom Landtag von Baden-Württemberg ausgeschriebene Schülerwettbewerb wird diese Behauptung bestätigen oder widerlegen. Für die Teilnahme am Wettbewerb gelten folgende Regeln:

Jede Schülerin und jeder Schüler der achten und neunten Klasse der Gymnasien sowie der beiden letzten Klassen der Berufs- und Berufsschulen kann sich beteiligen.

Man sucht sich zunächst einen Lehrer oder eine Lehrerin aus, mit denen man über die Wahl des Themas und die Anlage der Arbeit sprechen kann. Beraten Sie mit dem Lehrer Ihres Vertrauens, welche Unterlagen verwendet werden sollen! Benutzte Quellen und Darstellungen sind am Schluß der Arbeit aufzuführen. Nach der Beratung mit dem Lehrer müssen Sie freilich Ihr Thema völlig selbstständig ausarbeiten und das ausdrücklich schriftlich bestätigen.

Die Arbeit soll weitzeitig und einseitig geschrieben sein. Ihr Umfang darf 150 Schreibmaschinenzellen mit etwa 70 Anschlägen je Zeile nicht überschreiten. Wenn Sie mit der Hand schreiben, können Sie sich den Umfang der Arbeit selbst ausrechnen.

Wie soll das Thema behandelt werden?

Es ist nicht entscheidend, zu welchem Ergebnis Sie kommen. Bei den meisten Themen sind durchaus verschiedene Antworten möglich. Es ist viel wichtiger, daß Sie Ihre Meinung gut begründen und sich auch mit den Gegenargumenten gründlich auseinandersetzen. Schreiben Sie ohne Pathos, hüten Sie sich vor Phrasen! Je klarer die Gedanken, desto klarer der Stil.

Geben Sie Ihre Arbeit beim Lehrer Ihres Vertrauens bis zum 21. Oktober 1957 ab. Ihr Lehrer leitet sie an den Landtag weiter.

Ihre Arbeit wird von zwei Prüfern durchgesehen. Einer von ihnen ist ein Lehrer, der zweite ist entweder Abgeordneter, Journalist oder eine andere Persönlichkeit des öffentlichen Lebens. Auch Vertreter der Schülermitverwaltung sind an der Prüfung beteiligt.

Der Preis für die besten Arbeiten

Die Verfasser der besten Arbeiten werden zu einem dreitägigen Besuch in die Landeshauptstadt eingeladen. Sie erhalten in Stuttgart Gelegenheit, eine wichtige Landtagssitzung zu besuchen, im kleinen Kreis mit Ministern, Bundes- und Landtagsabgeordneten zu sprechen, einer Aufführung im Staatstheater beizuwohnen sowie Industriebetriebe, Zeitungen, das Funkhaus und ähnliche Einrichtungen zu besichtigen. Ein Besuch in der Wilhelma und auch eine Fahrt auf den Fernsehturm sind selbstverständlich nicht vergessen. Preisträger aus Stuttgart und Umgebung werden außerdem durch einen Ausflug nach Freiburg i. Br. entschädigt.

Die Themen des Wettbewerbs

Sie haben die Auswahl unter acht Themen, die im folgenden aufgeführt sind. Die Erläuterungen sind lediglich als Hinweis zu bewerten; sie sind weder vollständig noch dürfen sie als Disposition betrachtet werden.

1. Ist wirklich das Interesse der Jugend an der Politik so gering, wie oft behauptet wird? — Untersuchen Sie, ob die sehr allgemeine Behauptung überhaupt richtig ist. Wenn ja, liegt es etwa daran, daß es der Ju-

gend zu gut geht? Fühlt sie sich von den politischen Parteien und der Art ihrer Betätigung nicht angezogen? Glaubt die Jugend, doch nicht zu Wort zu kommen? Mangelt es an einer ausreichenden staatsbürgerlichen Erziehung? Fehlt es an Idealen und Vorbildern? Was müßte geschehen, um die Jugend stärker zu interessieren? Würden Sie Vorschläge?

2. Kann die Demokratie in einem Land gedeihen, wenn die Regierung sich aus Angehörigen aller Parteien zusammensetzt? — Vor- und Nachteile der Allparteien-Regierung. Die Aufgaben der Opposition. Ist die Lage im Bund und in den Ländern gleich? Können Sie sich besondere Umstände denken, unter denen eine Allparteienregierung geboten wäre? (Z. B. Großbritannien während des Krieges.)

3. Ist die deutsche Wiedervereinigung den Preis der Anerkennung der Oder-Neiße-Linie wert? — Welche politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten liegen in der Anerkennung der Oder-Neiße-Linie? Sind die deutschen Ostgebiete für Deutschland lebensnotwendig? Welche Wirkung würde ein etwaiger Verzicht auf die in Westdeutschland lebenden früheren Bewohner dieser Gebiete haben? Könnte ein gutes Verhältnis zu Polen wichtiger sein als die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf die Ostgebiete?

4. Halten Sie ein vereinigtes Europa für wirklichkeitsfremd? — Auswirkungen auf die politische Entwicklung. Vor- und Nachteile des Gemeinsamen Marktes. Modernes Europaertum und überkommenes Nationalgefühl.

5. Braucht die Bundesrepublik Soldaten? — Allgemeine Wehrpflicht oder Berufswehr? Die Auswirkungen des Wehrdienstes auf den Einzelnen. Was halten Sie von dem Wort: Der Kommiß tut der Jugend gut?

6. Halten Sie es für recht und billig, daß nach Wiedereinführung der Wehrpflicht für den jungen Mann auch das junge Mädchen zu einer Dienstleistung für die Allgemeinheit herangezogen wird? Wenn ja: in welcher Form sollte sie sich vollziehen? — Ist die Tatsache der Gleichberechtigung von Mann und Frau hinreichender Grund, eine solche Verpflichtung durchzuführen? Etwaige unerfreuliche Folgen?

7. Halten Sie die heute übliche Art der Berufsausbildung noch für zeitgemäß? — Es wäre vielleicht zu untersuchen, ob die Ausbildung in einem kleinen Betrieb bei dem derzeitigen Stand der Technik in der Wirtschaft und besonders im Hinblick auf die Entwicklung, die sich anbahnt, noch zweckmäßig ist. Oder sind Sie der Meinung, daß es besser ist, die gesamte Ausbildung, auch die praktische, in die Berufs- bzw. Berufsschule zu verlegen? Könnten Sie sich andere Lösungen vorstellen?

8. Schulgeldfreiheit und freies Studium für alle? — Hat jeder junge Bürger Anspruch darauf, daß ihm der Staat eine kostenlose Schulbildung zukommen läßt? Sind auch an den Fach- und Meisterschulen, Höheren Technischen Lehranstalten und Hochschulen Gebührenfreiheit und Stipendien zu gewähren? Wenn ja: für alle oder nur für einen Teil? Nach welchen Gesichtspunkten?

Der Wegebau im Grünen Plan

Das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in Stuttgart schreibt uns: Durch das sprunghafte Anwachsen der Schlepper und sonstigen Motorisierung in der Landwirtschaft ist über Nacht die Notwendigkeit des Ausbaues, der Verbreiterung und Befestigung von Wirtschaftswegen aufgetreten. Im Bundesgebiet rechnet man mit einem Bau von etwa 210 000 km, in Baden-Württemberg von etwa 20 000 km. Hiervon konnten im „Grünen Plan“ 1956 dank des milden Winters etwa 500 km fertiggestellt werden, obwohl die Mittel von Bund und Land erst Ende 1956 zur Verfügung standen.

Vielfach werden ganze Gemarkungsteile erst durch diese Maßnahme dem Verkehr und einer rationellen Wirtschaftsweise erschlossen. So konnte für die landwirtschaftlichen Bewohner einer Talgemeinde im Kreis Wolfach, die bisher nur auf einem 15 km langen Umweg durch andere Gemeinden zu ihrem Hauptort gelangen und damit Anschluß an ein festes Wegenetz gewinnen konnten, dieser Weg auf die Hälfte gekürzt werden. Im Zuge des „Grünen Plans“ werden Landesmittel in beschränktem Umfang und besonderen Fällen auch für den Wegebau des bäuerlichen Privatwaldes aufgewendet.

Kirche, Schloß, Dorf und Landschaft

Hier aber, in Lautlingen, ist das Schloß, das bescheidene Landhaus aus dem vergangenen Jahrhundert, ein Familiensitz der Schenken von Stauffenberg an Stelle der bewehrten Burg, von der noch die Mauern mit den Ecktürmen zeugen. In diesem Haus, in dem es umgebenden Garten haben die drei Brüder glückliche Jahre der Kindheit, Jahre des geistigen Wachstums mit Gefährten und älteren Freunden, mit dem großen Kreis der Familie erlebt. In diesem Bereich wurden ihre kindlichen Spiele abgelöst durch das ernste Nachdenken über Umwelt und Aufgaben, die ihnen gestellt wurden oder zu denen sie sich selbst beriefen.

Hier ist das Dorf, unter dessen Bürgern noch manche die Vornamen der Brüder tragen, weil die Familie Stauffenberg und ihre Söhne auch für viele Lautlinger ein gehobenes Vorbild waren. Hier steht die Kirche, von Grund auf erneuert, nicht zuletzt mit Spenden des gräflichen Hauses, der Patronatsherren, nach dem schweren Erdbeben von 1911, — die Kirche, in der sie mit den Eltern und Freunden sich zum Heiligen Meßopfer

Stiftung "Mittwoch 20. Juli 1944"
Geschäftsstelle: Stauffenberg
Vorderhaus

Lautlingen 1944/45

Meine Enkel sollen einst wissen, wie schön und mutig Lautlingen sich benommen hat in der schweren und schwersten Zeit Sommer und Winter 1944/45. Man wird sich ja in späteren Zeiten nicht vorstellen können, welcher Terror während des Hitlerregimes geherrscht hat, und wie jede Opposition in Wort oder Tat ein todeswürdiges Verbrechen bedeutete.

Am 20. Juli 1944 erfuhren wir durch Radio von einem auf Hitler ausgeübten Attentat. Mika, die kurz vorher aus Berlin zurückgekommen war, war wohl gleich sehr erschrocken, aber ich ahnte nichts. Freitag früh sagte mir der Mechaniker Leibold im Garten, er habe in der Krone gehört, dass ein Stauffenberg darin verwickelt war. Nux ging gleich hin und hörte dieselbe Meldung noch einmal. Nun war es klar, dass Claus es getan hatte und schon in der Nacht erschossen worden war. Nux sagte nur: "vergiss nie, er hat es in der höchsten Pflichterfüllung getan." Freitag und Samstag vergingen ganz ruhig. Mika reiste nach Berlin ab, die Kinder und ich hatten ihr vom Thierberg noch viele Lebensmittel beigebracht. Sie konnte aber doch niemand mehr helfen oder bestechen, denn nach einer Stunde wurde sie verhaftet. In der Nacht vom Samstag auf Sonntag kam Gestapo mit grosser Bedeckung und führte nach einigen Verhören Nina und Nux zunächst in das Gefängnis nach Tottweil ab. Sonntag abend kam wieder die Gestapo und führte Ullas und mich in zwei Autos nach Balingen in Einzelhaft. Dies müssen die Lautlinger wohl als unabwendbar hingenommen haben. Aber als man Mitte August auch die Kinder alle verschleppte, soll ihre Wut und ihre Entrüstung grenzenlos gewesen sein. Trotz Bewachung und vor Schloss und Toren kam German Götz, der damalige Bürgermeister, zweimal Hupa besuchen. Manche wollten auch mich im Amtsgerichtsgefängnis besuchen, aber da sie es nicht durften, haben sie mir später Obst, Kuchen und Honig geschickt. Ich hätte so gerne mit dem jungen Franzosen geteilt, die so hungrig waren, aber es wurde alles streng verboten. Sie sahen aus ihren niedrigen Fenstern, wenn ich allein im Hof spazieren ging, und fragten voll Teilnahme und Verwunderung, warum ich eingesperrt war.

Hier war schon in der ersten Woche nach dem Attentat ein Essigfabrikant zu Frau Blutbacher gekommen und wollte Stimmen sammeln gegen Stauffenberg. Da antwortete sie ihm: "Um die paar Lumpen, die hier nicht für die Herrschaft sind, um die ist es nicht schad, da brauchen Sie sich gar keine Mühe zu gehen." Sie war so aufgebracht und so ausfallend, dass ihr Mann sie ermahnen musste, doch etwas vorsichtiger zu sein.

Ullas wurde nach sechs Wochen entlassen, durfte sich aber nicht von mir verabschieden. Sie freute sich so auf die Kinder, fand sie aber nicht mehr vor, nur Hupa und Dusi waren noch hier.

Aber Litta erschien plötzlich wie ein Wunder aus Nacht und Dunkel. Sie hatte sich vermöge ihrer wichtigen Arbeiten nach sechs Wochen Haft ihre Freiheit verschafft. Durch zwei Verhöre hatte ich schon erfahren, dass die ganze Familie, auch Wilfinger und Jettingen, in Gefängnissen war und dass Güter und das ganze Vermögen beschlagnahmt waren. Aber sonst wusste ich nichts. Als Frau Schöllmann in tiefster Dunkelheit kam, mir den Besuch einer Schwiegertochter anzumelden, gottgesandtes Märchen vor.

Litta kam und erzählte mir, dass die Kinder verschleppt und dass mein alter Schwager mit 85 Jahren auch in Einzelhaft in Nürnberg und später in Würzburg sass.

Die Kinder waren am 17. August fortgekommen. Sie waren natürlich zuerst sehr erschrocken und baten so dringend, dass Esther oder Mali mitkommen sollten, was natürlich abgelehnt wurde. Alfred soll den Abschied am schwersten genommen haben, aber Berthold soll gleich mit grosser Umsicht die Führung übernommen haben, und so hat die kleine Schar in glänzender Haltung Stuttgart passiert. Mali hatte die sechs Kinder noch zum Pfarrhof geführt, wo ihnen der Pfarrer mit Tränen in den Augen den Segen erteilte vor ihrer Abfahrt in das unbekannte Land.

Ende Oktober kamen nun auch die letzten der Familie von Lautlingen fort. Hupa durfte zu ihrer Tochter nach Bayern, aber Ullas und Dusi durften nicht in der Umgegend bleiben, sondern mussten auf Befehl der Gestapo in das von ihr beschlagnahmte und bewachte Schloss nach Jettingen.

Ich kam entgegen allen Erwartungen am 2. November hier in ein leeres Haus zurück. Es füllte sich aber bald mit acht Gestapo Familien und elf Kindern. Ich war nun wieder in Einzelhaft, und es durfte niemand mit mir sprechen. Da sich aber manche Krankheit in den Familien ergab, hatten die Barmherzigen Schwestern Zutritt in das Haus, und so konnte Schwester Juvilla mich oft heimlich besuchen. Der erste, der sich sonst aus dem Dorf hereinwagen konnte, war Hagg, denn er konnte sich im Notfall mit Reparaturen an meinen Lampen herausreden. Im ganzen haben sich die Familien im Hause anständig betragen - besonders eine junge Belgierin hat sich oft durch das Badezimmer zu mir hereingeschlichen, um sich Bücher bei mir zu holen.

Sie hat dann später, als sie glücklich in Belgien gelandet war, noch öfters von sich hören lassen.

Obwohl Frau Alber immer Mittel und Wege fand, mir meine Post zuzustellen, trotz Einspruch meines Wächters, vergingen doch die Wochen vor Weihnachten in quälender Ungewissheit. Ich hatte zwar von allem Anfang an gewusst, dass Berthold verloren war, so erfuhr ich doch erst im Dezember, dass sein Schicksal und das von Nux längst besiegelt war.

Nach Weihnachten erhielt ich einen sehr beruhigenden Brief von Litta über den Verbleib der Kinder. Sie hat es mit vieler Mühe durchgesetzt die Kinder besuchen zu dürfen, aber sie durfte nicht sagen wo sie untergebracht waren. Heimeran hatte Scharlach und bekam einen extra Christbaum, und sagte zu Litta, das schönste Weihnachtsgeschenk sei, dass sie selbst gekommen sei.

In all diesen Monaten war die Treue und Fürsorge der Lautlinger ein grosser Trost. Da niemand in den Hof durfte, brachten sie am Abend Milch, Eier und Butter in die Kirche mit, wo Amalie es in Empfang nehmen konnte. Im Lamm hörte sie meistens die neuesten Nachrichten, so dass ich wusste, was in der Welt vor sich ging. Da sich nun bei schönen Wetter im Hof die Geselligkeit immer steigerte und es oft ein reiner Wirtshausbetrieb war, bat ich von Schmidt die Erlaubnis, im Rad-Garten Luft schöpfen zu dürfen. Da entspann sich nun mit meinen Nachbarn Hagg und mit dem Rad manches Gespräch am Zaun bei einbrechender Dunkelheit. Sie sahen schon damals alle die Hoffnungslosigkeit der deutschen Lage und freuten sich damals auf die "Befreiung" durch den Feind.

Nach der ersten Kommunion der jüngsten Tochter hat Frau Hagg sich mit der kleinen Kommunikantin hinten hereingeschlichen und brachte mir Kuchen von ihrem Fest. Da sich 1945 die Fliegerangriffe sehr häuften, wurden hier im Hof, im Rad-Garten und im Berken-Garten fieberhaft Bunker gebaut. Ebingen hatte schon gelitten, Laufen war furchtbar zerstört, nur Lautlingen war bisher verschont geblieben, so bildete sich hier die Legende, dass Lautlingen nicht angegriffen würde wegen dem Namen Stauffenberg. Umso schwerer waren die letzten Tage, da in den Gemeindesitzungen die Übergabe Lautlingens besprochen wurde. Der Hauptmann erklärte, das käme nicht in Frage, da Lautlingen sich zu Stauffenberg gehalten hätte. Auch wurde im Haus ein Telefon meines Wächters überhört, der militärische Verstärkung erbat, weil dieses "Schwarze Nest" ruhig vernichtet werden könne. In diesen letzten Wochen sollte ich noch weggebracht werden. Da liessen mir die Lautlinger sagen, ich sollte mich zu Bett legen, und schichten mir einen Arzt, der meine Transportunfähigkeit erklären sollte, was er auch ohne weiteres tat. Sollte ich mit Gewalt verschleppt werden, wollten sie das Auto im Dorf aufhalten. Mina Maute kam damals am Abend um 11 Uhr zu mir, ich sollte mit ihr über die Felder nach Margrethausen fliehen und mich dort bei Schat versteckt halten, bis der Feind käme. Ich konnte aber dieses rührende Angebot nicht annehmen, da ich doch damit beide Dörfer in Gefahr gebracht hätte.

Inzwischen hatte wohl Schmidt den Mut verloren, seinen Auftrag auszuführen, denn German Götz hatte zu ihm gesagt: "Wenn Frau Gräfin etwas passiert, bin ich ein toter Mann, aber Sie kommen mit dem Leben bestimmt auch nicht davon." Da er im Dorf, in der Krone und im Lamm, noch andere Ausserungen hören musste, die von unserer Zusammengehörigkeit zeugten, hat er wohl seine Ansicht revidieren müssen, als stünde die Bevölkerung immer im Gegensatz zur Aristokratie.

Manche Hausbewohner wollten sich damals schon einschalten, versuchten das Telefon abzuhören und wollten in der Nacht das Dorf alarmieren, falls hier etwas passieren sollte. Auch haben sich französische Gefangene mit den Lautlingern abgewechselt, um das Haus zu bewachen. Sie fürchteten, dass es in die Luft gesprengt werden sollte. So wollten sie mir noch in der Nacht Schwester Juville schicken; dass ich mich bereit halten sollte. Sie kam aber nicht mehr unbemerkt durch, und so machten wir am nächsten Tag aus, dass sie in der Nacht unter meinem Fenster rufen sollte, wenn sie mich warnen wollte.

Der Feind rückte nun immer näher heran und man musste sich darauf gefasst machen, dass der Krieg über Lautlingen gehen würde. So hat das ganze Haus in der Nacht vom 20. April seine Wertsachen in den Keller verstaut. Auch ein Hauptmann hatte schon angefangen, den hohen Viadukt unten anzubohren. Als sich aber das halbe Dorf dort versammelte und flehentlich um Schonung bat, entschloss er sich am Kriegstag, nur die kleine Überführung zu sprengen. Dies war die einzige Detonation die wir am Kriegstag erlebten.

Der Bürgermeister hatte offenbar der französischen Armee einen Gefangenen entgegengeschickt, und so war der Feind in die Höhen marschiert und hatte Lautlingen umgangen. Um die Sperren waren in den letzten Tagen grosse Kämpfe, und wer die weissen Fahnen hisste, wurde glatt erschossen.

Nachdem die Franzosen nun die Herren des Landes waren, wagte sich Lili Podolinsky auch zu mir und bot mir ihre Hilfe an. Sie hatte sich aus Igls aufgemacht und in der hiesigen Umgegend versteckt gehalten, bis sie es wagen konnte, hier im Hof zu erscheinen. Da ich alles, was zu mir kam, auch die ersten Führer der Franzosen, in meinem kleinen Ankleidezimmer zwischen Wasch- und Toilettetisch empfangen musste,

war es eine gute Abwechslung, dass sie sich im Turm sehr gemütlich eingerichtet, wo wir dann manchmal unsere Mahlzeiten einnehmen konnten. Theodor Pfizer war dort mein erster Gast.

Aber vorher sollten noch manche Schrecknisse über das Dorf gehen. In weiser Voraussicht wurde zu mir ein Lazarett gelegt mit etwa 12 Verwundeten und Kranken, und zu den Barmherzigen Schwestern ein Altersheim. Die Rote-Kreuz-Fahne wehte über den Dächern, und eine Wache wurde im Hof aufgestellt, die dieses Haus und die Schwestern beschützen sollte. Die Marokkaner ergossen sich über das Dorf, und Plünderungen und Vergewaltigungen waren ihre Losung. Das Dorf suchte zum grossen Teil Schutz bei mir, und so fanden während vier Nächten 600 bis 700 Menschen hier ihre Zuflucht. Die Gänge, die Zimmer, die Bühnen, alles war mit Menschen gepflastert. Wenn man mitten in der Nacht einige Runden machte, musste man über schlafende Menschen treten, gegen Abend war der Pfarrer durch alle Zimmer gegangen, um den vielen Aufgeregten Trost und Mut zuzusprechen. Es war eben schon manches geschehen, ehe die Bevölkerung hier ihre Zuflucht suchte.

Die französischen Ärzte waren sehr hilfreich und gewissenhaft, sie bestimmten hier in den unteren Räumen, welche Fälle gleich nach Ebingen gebracht werden mussten.

An einem Abend war der junge Oswald mit schwerer Kopfwunde hier hergebracht worden und lag im Esszimmer auf dem Tisch. Mit dem sehr aufgeregten marokkanischen Sanitäter war keine Verständigung möglich - wir mussten ihn nach Ebingen in das Krankenhaus bringen, wo er noch in derselben Nacht starb.

In diesen Wochen war man hier ohne jede Nachricht von aussen. Auch von den Kindern war seit Weihnachten keine Kunde mehr durchgekommen. Hatte man sich die letzten Monate auch schon immer um ihr Schicksal gebangt, so stieg natürlich bei diesen tödlichen Fliegerangriffen die Unruhe und Sorge um sie immer mehr. Lebten sie noch? Wo waren sie untergekommen? Würde man sie je wiederfinden?

Von Ullas und Dusi wusste ich auch nichts mehr. Man hörte hier nur, der Krieg sei über Jettingen gegangen. Schloss und Markt seien abgebrannt. Auch um Litta war ich in banger Sorg, wusste man doch, dass ihr erstes sein würde, sich hierher durchzuschlagen, um zu sehen, was noch von Lautlingen übrig wäre. Erst Ende Mai, als Lilli ein Auto ausfindig machte, um das Schicksal von Ullas in Jettingen zu erforschen, erfuhren wir, dass Litta Anfang April bei Straubing abgeschossen worden war. Sie war immer unterwegs gewesen, um Alex und die übrige Familie in den verschiedenen Lagern aufzusuchen, um sie so viel als möglich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Nun war sie nach Potsdam geflogen, den schwerkranken Klemens zu retten, und auf dem Rückweg von Guttenberg wollte sie über Buchenwald kreisen, um der dort inhaftierten Familie zur Kenntnis zu geben, dass ihr Flug geglückt war. Da sie Buchenwald leer fand, wollte sie nach dem Verbleib der Familie suchen, und wurde wohl auf diesem Erkundungsflug von ihrem Schicksal ereilt. Ein Opfer ihrer grossen Hingabe an die Familie.

In dieser Zeit der allgemeinen Unsicherheit wollte mir Hoffmann, Direktor von der Staatsbibliothek, Briefe aus Bebenhausen bringen. Nach den langen bangen Monaten hätte mir dieses Lebenszeichen von der Königin und von Elsa Falkenstein unendlich viel bedeutet. Aber die Wälder waren damals zu unsicher. Er konnte nicht riskieren, die

Briefe in fremde Hände fallen zu lassen, so musste er sie vernichten. Schon im November war er unter grossen Schwierigkeiten zu mir durchgedrungen, um den Georgenachlass zu retten, der Meister hatte ihn Berthold anvertraut, ihn zu sichten und in Lautlingen unterzubringen, bis ruhigere Zeiten kämen. Aber obwohl alles noch an Ort und Stelle war, als ich am 2. November vom Gefängnis kam, war es heimlich in der Nacht entfernt worden, während meines Hierseins.

Noch im April war die ganze Gestapo hypnotisiert von dem Glauben an die Wunderwaffen, die Hitler ihnen für den letzten Augenblick versprochen hatte. Erst einige Stunden vor dem Einmarsch der Franzosen ergriff mein Wächter die Flucht.

Da ich ohne alle Mittel war, hatte Schmidt mir versprochen, die letzten Pensionsgelder des Hauses abzuliefern, aber im letzten Augenblick haben wir es vergessen, und ich blieb ohne jeden Kreuzer zurück. Aber meinen Schauer konnte man vor keiner Abfahrt noch bei ihm abholen, und er wurde dann in diesen unsicheren Zeiten in der Kirche in einem Safe untergebracht.

Der Pfarrhof und die Barmherzigen Schwestern halfen mir überhaupt in allen Stücken, und ich bleibe ihnen immer zu tiefsten Dank verpflichtet.

Ullas war nun gegen Ende Mai wohlbehalten hier angekommen, musste aber noch irgendwie kampieren, da die Gestapo-Familien sich ziemlich hartnäckig wehrten, das Haus zu verlassen. Nur die Belgierin war in Erkenntnis der Lage als Erste mit ihrem Kind abgezogen. Da alle Häuser in Stuttgart und Umgebung so schwer mitgenommen waren, konnte ich ja die Frauen mit kleinen Kindern nicht auf die Strasse setzen. Die meisten sind im Sommer 1945 und noch länger im Dorf in Lautlingen geblieben.

Für meine Enkel musste ja nun allmählich Platz geschaffen werden, und nun kam das schwerste Problem, wo und wie man sie suchen sollte. Ullas hatte erfahren, dass ihr letzter Aufenthalt Bad Saxa im Harz war. Sie sollten aber im März alle von dort fortkommen unter fremden Namen mit unbekannten Ziel. Zum Glück war die Abreise vereitelt worden, denn sie kamen in schwere Tiefliegerangriffe, als sie im Auto von Bad Saxa nach Nordhausen fuhren. Dort war der Bahnhof zerstört, keine Züge liefen mehr, und sie mussten wieder in ihr Kinderheim zurückfahren. Um aber gerecht zu sein, muss man sagen, dass sie dort gut untergebracht waren und dass die Kinder auch in späteren Jahren gar nicht mit Grauen an das Heim zurückgedacht haben. Die Leiterin ist zwar fortgegangen, ihrer sehr positiven Einstellung wegen, aber eine Lehrerin war sehr liebevoll zu den Kindern und war entschlossen, sie nicht zu verlassen, wie immer es auch kommen sollte, sie erzählte, dass Franz Ludwig eine zeitlang für eine Ohrenoperation in Erfurt im Krankenhaus gelegen war. Der Arzt war sehr lieb und fürsorglich zu ihm, und da hat der kleine Bub leise, aber bestimmt zu ihm gesagt: "Ich bin aber doch ein Stauffenberg."

Anfang Juni haben nun Ullas und Lili sich unter grossen Schwierigkeiten ein Auto beschafft. Die deutschen Autos wurden noch überall angehalten und beschlagnahmt, und so hat ein hiesiger Gefangener, der inzwischen Kommandant von Lautlingen geworden war, ein französisches Militärauto zur Verfügung gestellt.

Als sie nun nach Bad Sachsa kamen, fanden sie zunächst das Heim ganz leer. Die Hoffnung schwand schon, die Kinder dort vorzufinden.

Erst als sie zum nächsten Haus kamen, hörten sie Kinderstimmen - dann umjubelten und umkreisten die Kinder ihre "Lilli" sofort und ahnten doch auch wohl bald, dass dies für sie die Heimkehr bedeutete, Lili nahm dann die drei Claus-Buben mit dem Auto zurück, während Ullas einen grossen Omnibus ausfindig machte, in dem sie die kleinen anderen Kinder unterbringen konnte. Eile ist not, denn die Russen waren schon im Anmarsch, die dortige Gegend zu besetzen.

Sie brachte nun zuerst die Hofacker Kinder nach Reichenbach und kam dann nach zwei bis drei Tagen ermüdender Fahrt mit Alfred, Elisabeth und Valerie hier an.

Nun war die ganze Kinderschar wieder hier versammelt. Nur Mika war nach vielen anderen Konzentrationslagern noch in Capri festgehalten, und Nina war mit der kleinen im Januar geborenen Konstanze in der Nähe von Oberfranken gelandet. Später holten dann Lili und Berthold sie dort ab. - Inzwischen war nun auch Mika hier eingetroffen in einem Auto, das ihr und einigen Flüchtlingen von Kardinal Faulhaber in München zur Verfügung gestellt worden war. Ehe sie aber die Courage hatte, hier einzutreffen, fragte sie in Ebingen an, ob ihre Kinder noch am Leben seien.

Wir mussten uns nun alle hier zurechtfinden, getragen von dem Bewusstsein, für die Kinder erhalten worden zu sein.

Da der ganze Garten ein Jahr lang von der Gestapo beschlagnahmt und die Ernährung für so viele Menschen zunächst noch sehr schwierig war, hat das ganze Dorf in rührender Weise geholfen, dass die Kinder nicht Not leiden sollten.

Der Müller Schemminger hat uns immer mit seinem schönen Mehl ausgeholfen, und Milche wurde uns aus vielen Häusern angeboten.

Als nun langsam, ganz langsam im Sommer 45 der Autoverkehr wieder beginnen konnte, haben sich Jettingen, Wilflingen und Geislingen in grosszügiger Weise eingeschaltet.

Da ich im Gefängnis geglaubt hatte, sie alle nicht mehr wiederzusehen, waren diese Liebesgaben besonders wohltuend und beglückend. Der tiefe Zusammenhalt der ganzen Familie hat sich in diesem Unglücksjahr treu bewährt.

Meinen Enkeln wird von aller Welt viel Liebe und grosses Interesse entgegengebracht, aber ich weiss, dass dies sie nicht verwöhnen wird, sondern dass sie der hohen Verpflichtung immer eingedenk bleiben werden, sich des hehren Opfertodes ihrer Väter würdig zu erweisen.

Dr. H. v. zur Mühlen
 © Berlin-Holensee
 Kurfürstendamm 145

Denkschrift vom 15. Juli 1944

von Theodor Steltzer

Die deutsche Opposition gegen den Nationalsozialismus.
 =====

I. Allgemeines über Zusammensetzung und Arbeitsansatz

Es ist ausserordentlich schwierig, im jetzigen Zeitpunkt eine Darstellung über die deutsche Opposition zu geben. Wir werden mit Recht nach unserer Vollmacht, unserer Organisation und Stärke und nach unseren führenden Persönlichkeiten gefragt werden. Es handelt sich hier aber um Personen, die wegen ihrer ablehnenden Haltung gegen den Nationalsozialismus bei dem in Deutschland herrschenden Gestaposystem so ausserordentlich gefährdet sind, dass es unmöglich ist, ihre Namen in einer Darstellung zu erwähnen, bei der nicht von vornherein feststeht, in wessen Hände sie geraten wird.

Zur Vermeidung von Missverständnissen muss ferner darauf hingewiesen werden, dass wir es ablehnen, militärische Auskünfte zu geben und an Verbindungen mit Nachrichtendiensten irgendwelcher Art uninteressiert sind. Wir sind unbeschadet der Tatsache, dass auch Offiziere zu unserem Kreis gehören, eine politische Gruppe, die sich durch ihre grundsätzlichen Anschauungen verantwortlich fühlt und auf Grund ihrer genauen Kenntnis der Lage, sowie ihrer weitreichenden Einflussmöglichkeiten in Deutschland mithelfen möchte, um die drohende Ausweitung der Katastrophe zum Chaos zu verhindern.

Unser aus verschiedenen politischen Lagern kommender Kreis hat sich in den Jahren 1940/41 gebildet und in den folgenden Jahren zu immer intensiverer Arbeit zusammengefunden. Die Zentraleitung besteht aus einer sehr kleinen Anzahl von Männern, die aber in enger Verbindung mit leitenden und - nach unserem Massstab - repräsentativen Persönlichkeiten der Arbeiter und Bauern, der katholischen und evangelischen Kirche sowie einer Reihe hochqualifizierter Einzelpersönlichkeiten aus verschiedenen Berufen und Gruppen in allen Teilen Deutschlands stehen. - Die Arbeitervertreter stammen aus der alten sozialistischen Gewerkechaftsorganisation, von der ein Gerippe noch in schwarzer Form existiert.

Ausgangspunkte für unsere Arbeit waren:

- 1.) die Erkenntnis, dass der Nationalsozialismus die uns durch Geschichte und geistige Tradition vorgezeichnete deutsche und europäische Linie verlassen hat und Grundansichten vertritt, die jeder christlichen und humanistischen Auffassung von Mensch, Volk und Recht widersprechen, sowie eine wirkliche Ordnung Deutschlands und ein Zusammenleben mit anderen Völkern unmöglich machen;
- 2.) eine Beurteilung der militärischen Lage dahin, dass die militärische Situation Deutschlands aussichtslos ist, dass aber das Eintreten der militärischen Niederlage Gefahren für die Verhältnisse, zum mindesten in Kontinentaleuropa, birgt, die auffangen zu helfen, Pflicht jedes verantwortungsbewussten Menschen ist;
- 3.) die Erkenntnis, dass jede grösser organisierte politische Oppositionsarbeit bei den jetzigen Verhältnissen in Deutschland ausgeschlossen ist, sodass neue Formen der Arbeit gefunden werden mussten.

Wir haben daher unsere Arbeit in drei Stappen entwickelt.

An erster Stelle wurde damit begonnen, eine gemeinsame geistige und politische Grundlage für unsere Arbeit zu schaffen, die nicht nur eine Einigung

durch die gemeinsame negative Einstellung zum Nationalsozialismus, sondern eine innerlich begründete positive Übereinstimmung in der politischen Zielsetzung herbeiführte. Wir waren uns hierbei von vornherein klar, dass hier zunächst nur etwas Provisorisches erreicht werden konnte. Wie schon erwähnt, stammen die führenden Persönlichkeiten unseres Kreises aus den verschiedensten Lagern. Trotzdem liessen sich die hieraus ergebenden Schwierigkeiten wesentlich leichter überwinden, als zu erwarten war. Die von der Christlichen und konservativen Seite kommenden Persönlichkeiten haben einen stärkeren Kontakt mit den sozialen Forderungen der sozialistischen Seite bekommen, während sich bei den Vertretern der Linken ein überraschendes Verständnis für das Christentum als wesentlichen Faktor der europäischen Gesamtkultur zeigte. So ergab sich unschwer auch eine Übereinstimmung in grundlegenden Fragen, wie der Begründung eines objektiven Rechts vom Religiös-Ethischen her, der geistigen und sittlichen Bildung vom Volk und freier Einzelpersönlichkeit, der sittlichen Substanz menschlicher, volklicher und völkerrechtlicher Gemeinschaft, der Bildung von Volk und Staat an Sittlichkeit und Recht. Von dieser gemeinsamen Grundeinstellung aus liess sich dann unschwer auch eine Übereinstimmung in den konkreten Fragen erzielen, wie dem föderativen Aufbau von Staat und Wirtschaft auf der Grundlage des Genossenschafts- und Selbstverwaltungsprinzips, sowie der sich auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und volkerzeiherischem Gebiet ergebenden weiteren Aufgaben. Ein Teil dieser Arbeitsergebnisse ist in Richtlinien festgelegt, über deren Inhalt an anderer Stelle dieses Schriftsatzes berichtet wird.

Die zweite Etappe unserer Arbeit bestand darin, dass diese Richtlinien den führenden Persönlichkeiten der an unserer Arbeit beteiligten Gruppen vorgelegt und von diesen mit unwesentlichen Änderungen gebilligt wurden. Der Inhalt dieser Richtlinien ist dann durch Vertrauensleute innerhalb der Gruppen zwecks Vorbereitung und einer einheitlichen Willensbildung weiter gegeben.

(Hier fehlt im Original offenbar ein grösseres Stück (vielleicht ein ganzes Blatt, wenn auch die Nummerierung der Seiten lückenlos weitergeht), nämlich der Anfang der dritten Etappe der Arbeit (s.o.), der vermutlich über die grundlegende Anbahnung der praktischen Arbeit in den einzelnen Teilen Deutschlands handelt: Festigung und konkrete Ausgestaltung des Kontaktes mit den einzelnen Persönlichkeiten, Zusammenführung der verschiedenartigen Gruppen, Führerkreis u.s.)

Bildung kleiner Führungskreise aus den beteiligten Gruppen in den verschiedenen Ländern (Landschaften) gelegt. Die Zusammenführung der an der zentralen Arbeit beteiligten Gruppen in den Ländern hat sich sehr günstig ausgewirkt. Als Länder sind nicht die jetzigen Parteigänge in Aussicht genommen. Unser Plan sieht vielmehr eine neue regionale Einteilung des Reiches - unter Fortfall von Preussen - in Länder von 3-5 Millionen Einwohnern vor. Über die Abgrenzung dieser Länder wurde ebenfalls Einigkeit ~~xxx~~ herbeigeführt. Ferner sind für diese neuen Länder in gemeinsamer Beratung einzelne Persönlichkeiten der verschiedenen Gruppen als Landesverweser designiert und mit entsprechenden Instruktionen versehen.

Wir sind nach unserer Kenntnis der deutschen Verhältnisse der Überzeugung, dass von uns in dieser Arbeit erreicht wurde, was bei dem herrschenden Gestaposystem erreicht werden konnte. Wir haben dabei eine Reihe schwerer Verluste gehabt. Insbesondere haben die Erfahrungen unsere Auffassung bestätigt, dass jede aktivistische revolutionäre Arbeit gegen das jetzige System aussichtslos ist. Wir haben diese Möglichkeit ständig erwogen und uns immer wieder von ihrer technischen Unmöglichkeit überzeugt. Das Ausland ist nicht in der Lage, sich den Grad politischer und geistiger Knechtung vorzustellen, die in Deutschland entstanden ist, nachdem die alte Führungsschicht aus Versagen oder innerem Unvermögen Hitler die Macht in einem so unbedingtem Masse in die Hände gespielt hat. Der entscheidende Hinderungs-

grund für ein aussichtsreiches aktivistisches Handeln lag aber bei der Generalität, deren Versagen sich im Laufe des Krieges auch im rein militärischen immer deutlicher gezeigt hat. Selbst Feldmarschälle, die unserer Beurteilung der Lage persönlich zustimmten, waren nicht zu bewegen, hieraus irgendwelche praktischen Konsequenzen zu ziehen. Am deutlichsten zeigt aber das Treuegelöbnis zu Hitler und dem Nationalsozialismus, das die aktiven Feldmarschälle noch im Frühjahr 1944 abgelegt haben, dass die jetzige militärische Leitung das deutsche Heer und damit das in und hinter ihm stehende deutsche Volk endgültig an Hitler und die Partei verraten haben. Dieses wird auch dem deutschen Volke deutlich gesagt werden müssen. Die Aufgaben werden daher nur durch eine unbelastete neue militärische Führung durchgeführt werden können.

Es ist uns bekannt, dass es in Deutschland auch andere oppositionelle Kreise gibt. Am bekanntesten war ein konservativer Kreis mit ausgesprochen aktivistischen Absichten. Wir würden auch diese Absichten unterstützt haben, da wir jeden Weg zur Abkürzung dieses Krieges begrüßen. Aber diese Absichten sind, wie von uns von vornherein vorausgesehen war, bisher am technisch-militärischen gescheitert. Da alle diese Kreise das Bestreben haben, sich der Hilfe der Kirchen und der Arbeiter zu versichern, sind wir durch unsere nahen Beziehungen zu diesen in der Lage, die Arbeit und die Pläne derartiger Kreise zu kontrollieren. Wir glauben nicht, dass sie ernsthaft gewertet werden können.

An eine zukünftige deutsche Regierung müssen das deutsche Volk und das Ausland folgende Forderungen stellen :

- 1.) sie muss nicht Einzelinteressen oder eine Klasse oder Schicht, sondern das ganze deutsche Volk vertreten ;
- 2.) sie muss aus Persönlichkeiten bestehen, die entweder persönliche Autorität haben oder sich auf Kreise stützen, die unabhängig vom Hitlerismus sind und daher auch nach dessen Erledigung Autorität besitzen ;
- 3.) ihre Vertreter dürfen nicht durch den Hitlerismus kompromittiert sein sondern müssen in nachweisbarer Gegnerschaft zu ihm gestanden haben ;
- 4.) die reine Gegnerschaft genügt aber nicht; die Mitglieder einer neuen deutschen Regierung müssen auch positiv nach ihrer geistigen Haltung und Einstellung an die europäischen Grundwerte, vor allem an den Gedanken des Rechts und der Menschenwürde gebunden sein ;
- 5.) sie müssen eine Auffassung der übervölklichen Fragen haben, die mit der Zielsetzung anderer Völker zusammenfällt oder zum mindesten nicht unvereinbar ist ;
- 6.) die Führung muss innenpolitische und soziale Ziele verfolgen, die mit einem gesamteuropäischen Aufbau und einer anzustrebenden Weltordnung vereinbar sind ;
- 7.) ihre Vertreter müssen entschlossen sein, den Hitlerismus in Deutschland nicht nur in seinen äusseren Erscheinungen radikal zu beseitigen sondern auch innerlich zu überwinden ;
- 8.) sie dürfen endlich keine Theoretiker sein, sondern müssen mit einer die klaren grundsätzlichen Einstellung ein konkretes Anschauungsvermögen und praktische Erfahrungen verbinden.

Wir haben unseren Führungskreise nach diesen Gesichtspunkten gebildet. Und wir sind auf Grund unserer Arbeit und Kenntnis der deutschen Verhältnisse der Überzeugung, dass es ausser uns keinen auf vom Hitlerismus unabhängigen Gruppen gestützten Kreis gibt, der in der Lage wäre, alle aufbauwilligen Kräfte zusammenzufassen. Wir machen diese Feststellung im Bewusstsein einer schweren Verantwortung. Keiner von uns geht von persönlichen oder leichtfertigen Gesichtspunkten aus, zumal wir sicherlich besser als die anderen wissen, wie furchtbar das Erbe des nationalsozialistischen Bankrotts sein wird.

II. Aus den bisher beschlossenen Richtlinien

Als Ergebnisse unserer Beratungen seit 1940 liegt eine Reihe schriftlich festgelegter Richtlinien vor. In den Beilagen 1 - 6 gehen wir, zum Teil in Fortlaut des Protokolls, Ausschnitte dieser Richtlinien, aus denen hervorgeht, wie wir uns in einigen Hauptpunkten den nach der Liquidierung des Hitlerismus in Angriff zu nehmenden Neuaufbau von Staat und Gesellschaft in Deutschland vorstellen.

- 1.) Staatsaufbau, siehe Anlage 1. Der vorgeschlagene Staatsaufbau sieht eine Auflösung der jetzigen Form des Reiches in Länder (Landschaften) von 3 - 5 Millionen Einwohnern vor. Der Staat baut sich korporativ an der Grundlage demokratischer Selbstverwaltungskörper von unten nach oben auf. Wir sind der Auffassung, dass sich die Neuordnung verhältnismässig schnell und reibungslos durchführen lässt, weil in Gemeinden, Kreisen und Städten noch die Tradition der alten Selbstverwaltung lebendig ist. Auch das alte Landschafts- und Stammesgefühl, das durch den Nationalsozialismus planmässig bekämpft wurde, ist noch so stark, dass es sich mit Erfolg als Impuls und positiver Faktor bei dem Verfassungsaufbau verwerten lässt.
- 2.) Wirtschaftsaufbau, siehe Anlage 2. Bei dem Wirtschaftsaufbau liegen noch verschiedene Auffassungen über die Frage zentralisierter oder dezentralisierter Gewerkschaften vor. Es überwiegt aber die Auffassung, dass der dezentralisierte Aufbau des Staates auch zu einem dezentralisierten Aufbau der Gewerkschaften führen muss.
- 3.) Staat und Kirche, siehe Anlage 3. Bei der Bearbeitung dieser Richtlinien haben wir die zu treffenden Sofortmassnahmen in den Vordergrund gestellt. Für die zukünftige Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche ist tragender Gesichtspunkt eine Trennung von Staat und Kirche, d.h. Autonomisierung der Kirchen bei gleichzeitiger Heranziehung für volkspädagogische Aufgaben, aber ohne eine bevorrechtigte Monopolstellung. Die Kirchen sollen aus eigenen inneren Kräften, ohne Hilfe und Bevormundung des Staates ihre Aufgaben erfüllen. Über die Frage des obligatorischen Religionsunterrichts bestehen noch Meinungsverschiedenheiten, die wahrscheinlich erst später in der praktischen Arbeit gelöst werden können. Die Bedenken gegen den obligatorischen Unterricht kommen teilweise auch aus kirchlichen Kreisen.
- 4.) Schule, Universitäten und Hochschulen, siehe Anlage 4
- 5.) Die rechtliche Abrechnung mit den Rechtsschändern und Kriegsverbrechern, siehe Anlage 5 und 6. Dies ist eine der entscheidenden Fragen im Zusammenhang mit der Liquidierung des Nationalsozialismus. Sowohl innerhalb Deutschlands als ausserhalb, in den annektierten, besetzten oder anders durch den Krieg berührten Ländern sind furchtbare Verbrechen geschehen, die durch die Täter und Schuldigen gesühnt werden müssen. Wenn nun nach mehr als einem Jahrzehnt der Rechtlosigkeit der neue deutsche Staat als ein Rechtsstaat errichtet werden soll, dann wird die Abrechnung mit den vielen Schändern des Rechts die erste, gefährliche, aber unvermeidliche Feuerprobe dieses Staates. Die Abrechnung wird streng sein müssen, wie es die Gerechtigkeit fordert. Aber sie muss mit rechtlichen Mitteln zugehen, nicht mit willkürlicher Gewalt. Die Anlage 5 skizziert an Hand eines Gesamtentwurfes das Problem der innerdeutschen Rechtsabrechnung. In der Anlage 6 wird hinsichtlich der Abrechnung ausländischer Bürger und Staaten mit deutschen Rechtsschändern der Vorschlag gemacht, dass die rechtliche Prüfung und Bestrafung einem internationalen Gericht, z.B. der Cour in Haag, anvertraut werden.

III. Gedanken über das politische Handeln

Über die internationale Diskussion der Kriege- und Nachkriegsproblems konnten wir uns im Ganzen genügend informieren, da auch Verbindungen in den neutralen

Ländern bestehen. Auch haben sich in einigen besetzten Ländern enge persönliche Fühlungen zwischen einzelnen unserer Mitglieder und führenden Persönlichkeiten der in diesen Gebieten vorhandenen Heimatfronten ergeben, die auf der Basis gemeinsamer menschlicher Verantwortung aufbauen und beigetragen haben, uns zu einer Vertiefung unserer Arbeit zu verhelfen.

Von der Aufnahme unmittelbarer Beziehungen zum feindlichen Ausland haben wir bisher abgesehen. Einige wohlgemeinte Versuche von Freunden in der ökonomischen Arbeit haben eher geschadet als genutzt. Auch wurde vom Ausland von einer deutschen Opposition erwartet, dass sie sich durch irgendwelche Vorleistungen im aktivistischen Kampf gegenüber dem Nationalsozialismus legitimieren sollte. Diese Forderung war nach der Lage der deutschen Verhältnisse unerfüllbar. Hinzu kommt, dass wir erst im Jahre 1942 so weit waren, von einem Ergebnis unserer politischen Zusammenarbeit sprechen zu können. Im Versuch, im Jahre 1942 einiges konkretes Material über die deutschen politischen Verhältnisse an eine einflussreiche Persönlichkeit des Auslandes zu bringen, scheiterte bereits an technischen Schwierigkeiten.

Das Fehlen jeder zunächst nur technischen Verbindungsmöglichkeit mit dem Auslande hat sich auch 1943 ungünstig ausgewirkt. Wir haben uns in diesem Jahre sowohl im Westen wie im Osten um eine aktivistische Lösung durch einige führende Generale bemüht, deren skeptische Beurteilung der Lage uns bekannt war. Die Generale lehnten ab, weil wir nicht in der Lage waren, ihnen Unterlagen über die Aufnahme derartiger Entschlüsse im Auslande zu verschaffen. Inzwischen hat die völlige Kapitulation aller Feldmarschälle vor Hitler gezeigt, dass bei diesen auf keine Entschlüsse zu rechnen ist. Wir haben daher von weiteren Versuchen abgesehen. Die Lage ist jetzt so, dass es für uns nur möglich ist, falls nicht unberechenbare Dinge eintreten, die militärische Niederlage abzuwarten, ehe wir regionalen oder zentral einen Einsatz versuchen.

Wir sehen eine entscheidende Aufgabe darin, eine genügend breitfundierte deutsche Bewegung zu schaffen, die dem Auslande gegenüber verhandlungsfähig ist, und im ~~deutschen~~ Volke eine geordnete Liquidation des Krieges und des Nationalsozialismus zu ermöglichen. Die kritische Zeit wird zwischen dem zu erwartenden Kollaps und dem Zeitpunkt liegen, zu dem die Bildung einer solchen Regierung gelingt. In dieser Zeit können sich in Deutschland und in den deutsch besetzten Gebieten Dinge ereignen, die die gesamteuropäische Entwicklung auf lange Zeit negativ beeinflussen ~~kann~~ können. Wir sind zu unserem Einsatz im jeden Fall entschlossen. Die zunehmende Schnelligkeit der Entwicklung und beunruhigende Nachrichten über nationalsozialistische Absichten in der Endphase des Krieges machen es aber fraglich, ob die Durchführung unserer Absichten aus eigener Kraft überhaupt möglich ist. Wir sehen die entgegenstehenden Schwierigkeiten sehr nüchtern und illusionslos. Die innere Lage Deutschlands ist völlig ausgehöhlt und in keiner Weise mit 1918 vergleichbar. Damals war die Revolution im Grunde nur ein anormaler, aber trotzdem in leidlicher Ruhe und Ordnung sich vollziehender Regierungswechsel, weil die alte gesellschaftliche Struktur mit den sich hieraus ergebenden Bindungen und Organisationsmöglichkeiten noch vorhanden war. Jetzt hat der Nationalsozialismus nicht nur jeden Deutschen, sondern auch alle Organisationen aller Freiheit beraubt und alle natürlichen Bindungen zerstört. Es gibt keine soziale Beziehung, die nicht von Grund auf neu geordnet werden muss. Irgendeine Form des Vertrauens ist nicht mehr möglich. Am längsten hat das deutsche Volk noch sein Vertrauen zur Wehrmacht erhalten, aber auch dieses ist jetzt durch das moralische und militärische Versagen der verantwortlichen militärischen Führung verloren gegangen. Über Lage und Problemstellungen herrscht grenzenlose Unwissenheit, da eine terroristische und verdummende Propaganda die Wahrheit aus dem Bewusstsein des deutschen Volkes auszutreiben suchte. In manchen Kreisen trifft man noch auf einen vertlorenen Zwangs- und Angstoptimismus, der im Moment der Krise geradezu seelische Katastrophen hervorrufen muss. Im Übrigen herrscht ein dumpfer und hoffnungsloser Pessimismus, an den man auch nicht anknüpfen kann. Wir haben

Der Grund zur Annahme, dass die nationalsozialistische Führung die Absicht hat, durch verbrecherische Massnahmen gegen Gefangene sowie gegen die deutsche und fremdländische Zivilbevölkerung eine allgemeine Desperado- und Untergangsstimmung zu schaffen, um möglichst weite Kreise in den eigenen Untergang hineinzuziehen. Die Gefahren der Lage werden verschärft durch die zu erwartenden inneren Auseinandersetzungen und militärischen Auflösungserscheinungen, durch die Millionenzahl fremdländischer Arbeiter und die zerstörten Verhältnisse in den besetzten Gebieten.

Die Schwierigkeiten, die überhaupt der Schaffung einer Arbeits- und Vertrauensbasis für die Alliierten mit einer neuen deutschen Regierung entgegenstehen, sehen wir ebenfalls illusionslos. Das ganze Ausland hat jedes Vertrauen zum deutschen Volke verloren und sieht es von Grund aus als anti-europäisch, antidemokratisch, anmassend und der Macht verfallen an. Wir müssen zugeben, dass hierfür mannigfache Anlässe vorliegen. Aber weil die Ursachen hierfür klar zu Tage liegen, ist es auch möglich, sie zu überwinden. Das Territorialstaatsentum, die Fehlentwicklung des philosophischen Idealismus, die Verengung des deutschen Wesens im Zentralismus, Bürokratismus, Bildungswesen und Staatschristentum, materialistischer Gruppen- und Einzelgölsismus haben dazu geführt, dass sich bei uns keine Überlegene, der Lage gewachsene, verantwortliche Führungsschicht entwickeln konnte. Das deutsche Problem ist ausschliesslich eine Führungsfrage. Das Versagen der vorhandenen Führungsschicht in den letzten Jahrzehnten ist die Hauptursache der deutschen Fehlentwicklung. Es ist begreiflich, wenn das deutsche Volk nach den Handlungen und Äusserungen dieser Schicht beurteilt wird. Das Ausland kann aber nicht übersehen, dass in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg auf allen Gebieten echte, tiefwurzelnde Gegenkräfte im Aufbrechen waren. Gewiss sind diese Kräfte zunächst an der alten Führungsschicht und dem durch das Versagen dieser Schicht verschuldeten nationalsozialistischen Kurzschluss gescheitert. Aber diese Kräfte sind da. Und wir wissen gerade aus den gesunden Ansätzen freier volkspädagogischer Arbeit der Vorkriegsjahre, wie gesund die Substanz der einfachen Schichten unseres Volkes in Arbeiter-, Bauern- und Handwerkertum noch ist. Aber diese Schichten sind in Deutschland noch nie zur freien und selbständigen Mitarbeit freigemacht worden, nachdem der grosse Ansatz des K.F. Freiherrn von Stein scheiterte. Und doch sind die von ihm geschaffenen Ansätze und die im Volke lebendigen Selbstverwaltungs- und Genossenschaftstraditionen noch so stark, dass sie unschwer als Bausteine für einen lebendigen demokratischen Aufbau eines deutschen Staates verwandt werden können. Nur durch die Entfaltung der gesunden Volkskräfte kann eine deutsche Lösung gefunden werden. Diese Möglichkeit reift erst jetzt heran, wenn das Versagen der alten Führungsschicht, auch der militärischen, bald klar vor den Augen des ganzen Volkes liegen wird. Zu einem früheren Zeitpunkt war diese Schicht nicht zu durchstossen.

Für die Aussichten unseres Einsatzes werden die Haltung der Alliierten zu unseren Absichten und ihre eigenen Pläne gegenüber Deutschland von ausschlaggebender Bedeutung sein. Selbstverständlich ist hier auch eine Haltung denkbar, die einen Einsatz von uns zwecklos macht. Die Konsequenz könnte nur sein, dass die Alliierten die Gesamtverantwortung auch für den inneren Aufbau und die Erziehung Deutschlands übernehmen müssten. Es ist zweifelhaft, ob auf diesem Wege das Ziel der Entfaltung der noch gesunden deutschen Eigenkräfte erreicht werden kann.

Über die alliierten Absichten gegenüber Deutschland zeigt sich uns kein einheitliches Bild. Fest scheinen nur die Forderungen, der bedingungslosen Kapitulation, der Entwaffnung und Besetzung, sowie die Erklärung Churchills und Edens zu stehen, dass die Grundsätze der Atlantic-Carter für Deutschland keine Anwendung finden sollen. Darüber hinaus variieren die Auffassungen zwischen der Forderung nach Aufteilung, langjähriger Unterjochung und jahrzehntelanger Erziehung durch die Siegerstaaten und der Anschauung, dass ein selbständiges Deutschland nicht zu entbehren ist und dass eine Chance für eine Eingliederung in die Völkergemeinschaft erhalten müsse.

Die Forderung bedingungsloser Kapitulation ist uns verständlich einer Regierung gegenüber, die geneigt hat, diese sie verpflichtende übernationale Rechtsgrundlagen und Verträge nicht kennt. Unsere Bedenken richten sich auch weniger gegen die militärische Kapitulation, die für uns eine unvermeidbare Konsequenz der Lage sein wird. Uns erscheint aber die Kapitulationsforderung nach der politischen Seite zu inhaltlos und gegenüber der nach der Kapitulation entstehenden Lage zu optimistisch zu sein. Denn die Alliierten übernehmen damit die sofortige Verantwortung für die Gesamtlage in Deutschland und auf dem Kontinent. Es ist fraglich, ob die Konzeption der Alliierten so fest steht und die Zeit für ihre sofortige Durchführung ausreicht, um den Kontinent noch vor der inneren Auflösung retten zu können. Wir glauben nicht, dass die Lage ohne aktive Einschaltung der aufbauwilligen Kräfte Deutschlands durch eine deutsche Regierung, die mit den Alliierten zusammenarbeitet, noch geleistet werden kann.

Die Atlantic-Charta hatte deshalb bei den gutgesinnten deutschen Kreisen einen so starken Eindruck gemacht, weil sie die Hoffnung hervorrief, dass die Siegerstaaten von festeren Grundlagen aus, als sie bisher in der Welt vorhanden waren, einen neuen Ordnungswillen in die Welt hineintragen würden. Die Erklärungen Churchills und Adens haben daher naturgemäß außerordentlich enttäuschend gewirkt und den Pessimismus und die Passivität vermehrt. Es ist uns selbstverständlich, wenn das Ausland jedes Vertrauen zum deutschen Volk verloren hat. Auch die furchtbaren Kriegsverbrechen, die den deutschen Volk in ihrem ganzen Umfang noch gar nicht bekannt sind, stehen trennend zwischen uns und der übrigen Welt. Kein Deutscher kann sich hier einer Mitschuld entziehen. Auch die verantwortliche deutsche Regierung wird hier die deutsche Schuld nicht bestreiten, die Schuldigen bestrafen, eine suchliche Wiedergutmachung im Rahmen des Möglichen durchführen und das politische System, das die Grundlage dieser Verbrechen bildete, liquidieren. Sollten sich aber die Alliierten, ausgehend von einer allgemeinen Disqualifizierung des deutschen Volkes, für eine Politik langjähriger Unterjochung und Zwangs-erziehung entscheiden, so sind wir überzeugt, dass dieser Weg zu noch größeren Katastrophen führen müsste.

Wir haben bei der unheilvollen Rolle, die die deutsche Politik gespielt hat, volles Verständnis dafür, wenn die anderen Völker sich gegen eine Unterjochung zu sichern wünschen. Derartige Sicherungen sind auch durchaus möglich. Doch die Mitarbeit an einer Unterjochungspolitik ist für uns unmöglich. Die Verhältnisse in Deutschland sind aber zu kompliziert, als dass man sie mit deutschen Wünschen meistern könnte.

Eine Entscheidung über die grundsätzliche Linie der von den Alliierten gegenüber Deutschland beabsichtigten Nachkriegspolitik ist aber nicht nur erforderlich, weil von ihr abhängt, ob dringliche Maßnahmen in der kritischen Zeit des Übergangs rechtzeitig kommen können. Von einer solchen Entscheidung hängen auch die Lösungsformen für alle Sonderprobleme ab. Eine klare Führung ist daher ohne diese Entscheidung nicht möglich.

Wir haben uns selbstverständlich auch Gedanken über diese Sonderprobleme, wie über die zukünftige Gliederung Europas, die Sicherung des Friedens, die Entwaffnung usw. gemacht. Da diese Fragen aber vorläufig noch in der Schwebe zu sein scheinen und da uns kaum die Gelegenheit zu einer irgendwie ins Gewicht fallenden Mitwirkung bei ihrer Entscheidung gegeben werden wird, beschränken wir uns hier darauf, einige grundsätzliche Gesichtspunkte aus unserem Kreis anzudeuten.

Für eine zukünftige europäische Gliederung verspricht unseren Kräften nur eine Lösung Erfolg, bei der eine möglichst weitgehende Zusammenfassung der europäischen Völker nicht in einem losen Völkertum, sondern unter einer handlungsfähigen Regierung erfolgt, so die die Völker ihre Souveränitätsrechte zur genossenschaftlichen Verwaltung in den Fragen delegieren, die schon jetzt internationaler Regelung bedürfen. Dieses sind, um die wichtigsten zu nennen, in erster Linie Außenpolitik, Heerwesen und Rohstoffverteilung. In dieser Lösung liegt auch die größtmögliche Friedenssicherung. Die

liesse sich aus der notwendig werdenden Übergangsregelung dieser Fragen organisch entwickeln. Denn diese Übergangsregelung der ersten Nachkriegsperiode wird ja zweifellos eine diktatorische Führung der Siegerstaaten auf diesen und weiteren Gebieten wie z.B. der Polizei, des Transports-, Finanz- und Medizinalwesens ergeben. Es würde daher sich unseres Erachtens empfehlen diese Übergangsmassnahmen unter dem Gesichtspunkt einer späteren Überleitung in ständige Friedensorgane zu sehen und daher frühzeitig auch Persönlichkeiten der besiegten Staaten zur Mitarbeit heranzuziehen.

Von deutscher Seite liegen auf diesen Gebieten weder Führungsansprüche noch die Möglichkeit autarker Lösungen vor. Wir müssen jetzt lernen, von einer realistischen Beurteilung der Wirklichkeit auszugehen. Ihre Konsequenz kann nur die Erkenntnis sein, dass Deutschland in Zukunft gar nicht mehr die Möglichkeit hat, machtmässig und rohstoffmässig als souveräner Einzelstaat weiterzuexistieren und seine Stellung und Sicherung nur als genossenschaftliches Mitglied einer grösseren Völkerorganisation finden kann. Schon der Generaloberst v. Seeckt hat immer wieder darauf hingewiesen, dass Deutschland aus Rohstoffgründen gar nicht mehr in der Lage wäre, aus eigener Kraft einen Krieg zu führen. Die Erfahrungen des jetzigen Krieges bestätigen diese Auffassung. Sie zeigen weiter, dass auch eine Aufrüstung, die nur der Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität dienen soll, in Zukunft gegenüber den Grossmächten aussichtslos ist. Es verbleibt für alle Nichtgrosstmächte nur der Weg einer Politik, bei der die Sicherung nicht aus eigener Kraft, sondern nur in einer übernationalen Gemeinschaft wahrgenommen werden könnte. Ein zukünftiges deutsches Heer käme daher in einem Umfange in Betracht, wie es sich aus der Stellung Deutschlands in einer zukünftigen übernationalen Organisation und unter einer übernationalen Leitung ergeben würde.

Wir sind der Auffassung, dass keine zwingenden Gesichtspunkte dafür vorhanden sind, aus den Notwendigkeiten der Friedenssicherung und Entwaffnung Deutschlands eine Unterjochungspolitik zu begründen. Denn die militärische Kapitulation wird sich zwangsläufig ergeben, wenn es einer neuen deutschen Regierung noch gelingen sollte, sich durchzusetzen. Die Siegerstaaten sind in der Lage, die Räumung der besetzten Gebiete, Demobilisierung und Abrüstung in der von ihnen gewünschten Form anzuordnen. In der Rohstoffkontrolle liegt eine weitere entscheidende Sicherung. Hinzukommt, dass die Situation auch eine grundsätzliche Änderung in der deutschen Agrarpolitik mit der Konsequenz fordert, dass auch ernährungsmässig (Brotgetreide) Möglichkeiten für eine selbständige Kriegsführung Deutschlands nicht mehr vorhanden sein werden. Der Hauptvorteil einer politischen Eingliederung Deutschlands gegenüber einer reinen Unterjochungspolitik würde aber darin liegen, dass im ersten Falle alle aufbauwilligen Kräfte Deutschlands unter der Führung einer deutschen Regierung zur Mitarbeit eingesetzt werden können, während die Behandlung der Sicherheitsfrage durch ein isoliertes System formaler Kontrollbestimmungen wesentlich weniger Aussicht auf Erfolg hat.

Der Zweck dieser Ausführungen ist, die verantwortlichen Stellen der Alliierten aus unserer Kenntnis der Verhältnisse auf die gefährdrohende Labilität der Lage in Deutschland und den besetzten Ländern hinzuweisen und unsere Auffassungen zu begründen, dass nur ein in der Zielsetzung abgestimmtes gemeinsames Handeln der Alliierten mit einer handlungsfähigen und verantwortlichen deutschen Regierung die Lage vor sehr gefährlichen Entwicklungen bewahrt bleiben kann.

Zur Vorgeschichte des 20. Juli 1944

Heinrich von Stülpnagel.

von

Erich Weniger

Eine unzweideutige Stellungnahme zu den Ereignissen des 20. Juli 1944 ist für die deutsche Selbstbesinnung unerlässlich. Klarheit des Urteils über die damaligen Taten und Täter, ihre Gesinnungen und Beweggründe, über Ursachen und Folgen ihres Tuns, ist eine der Voraussetzungen für die inneren Entscheidungen, die von uns heute gefordert werden. Lassen wir das Urteil in der Schwebe oder können wir nicht in allen wesentlichen Bezügen zu einheitlichen Überzeugungen gelangen, so wird es auch schwerhalten, über die künftigen Wege des deutschen Volkes miteinander ins Reine zu kommen.

Das Urteil muss moralisch und politisch zugleich sein. Der überlieferte Ausweg der sorgfältigen Unterscheidung moralischer und politischer Kategorien führt in die Irre, weil er die Entscheidung umgeht. Es ist eine blosser Verlegenheit, die sagen lässt, es sei etwas zwar moralisch fragwürdig, aber politisch richtig. Doch ebenso wenig ist vor der Geschichte mit der Rede anzufangen, es sei etwas moralisch aller Ehren wert, nur leider politisch ganz falsch. Die Verantwortung des Handelns ist unteilbar und kann in allen ihren Spannungen auch nur in einem einheitlichen Urteil gegriffen werden. Man könnte dieses Gesamturteil das Politische nennen, wenn damit nicht wie im letzten Jahrzehnt die Vorstellung erweckt würde, als entziehe sich das Politische in seiner Mächtigkeit dem sittlichen Urteil, weil es jenseits der Sphäre der individuellen Moral liege. Man könnte es als das Moralische bezeichnen, wenn damit nicht die Auffassung bestärkt würde, dass das Politische nur eine Frage der Technik, des Verfahrens sei und damit eigentlich unterhalb des Ethischen bleibe. In beiden Fällen wäre zwar eine Einheitlichkeit im Urteil erreicht, aber um den Preis des Ausweichens ins Unverbindliche einer blossen Erfolgs- oder einer reinen Gesinnungstechnik. Im geschichtlichen Urteil werden die politischen und ethischen Kategorien zur Einheit zusammengekommen und die technischen eingeordnet.

Wie denkt man heute über den 20. Juli? Hört man unter der Bevölkerung, besonders unter den ehemaligen Soldaten herum, so trifft man jetzt häufig auf die Meinung, dass es für unser Volk doch besser gewesen wäre, wenn die Revolte hätte gelingen dürfen. Viel Elend, so meint man, hätte uns erspart bleiben können; vielleicht wären die Bedingungen des Friedens auch erträglicher ausgefallen. Freilich pflegt man dann bedauernd hinzuzufügen: Hätten wir nur gewusst! Weil wir nichts wussten, haben wir damals anders gedacht; wir haben die Tat mit Entsetzen verurteilt, wenn wir auch mit der Behandlung der Verschwä-

rer nicht einverstanden waren.

Doch finden sich daneben immer noch Spuren der Dolchstoßlegende, die sofort nach den Geschehnissen von der Propaganda ins Volk hineingeschrien wurde, von dem Verrat der Generale als Ursache der Niederlagen in Ost und West, von der bewussten Sabotage, von hochverräterischen Verbindungen mit dem Feind und dergleichen mehr. Wie sehr hier Ursache und Wirkung, Grund und Folgen verwechselt sind, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es ist immer wieder erstaunlich, wie sich sonst ganz vernünftige Menschen an solche Legenden klammern, um sich mit dem Geschehenen abfinden zu können.

Spricht man mit einsichtigen und verantwortlichen denkenden Offizieren, etwa auch einem General, der im Kriege eine führende Stellung eingenommen hat und die Zusammenhänge übersehen konnte, so wird zwar zugegeben, dass die Gruppe des 20. Juli die Lage richtig gesehen habe, dass man ihr auch die ehrenhafte, vaterländische Gesinnung nicht absprechen wolle, dass man ^{die} ihr zuteil gewordene Behandlung auch schon damals als ungerecht und würdelos empfunden habe. Aber es sei eben doch eine Meuterei gewesen, ein Bruch des Fahneneides und zudem sei ein Bombenattentat nicht gerade das Mittel, das Offizieren anstelle. Es sei sozusagen unter dem Niveau gewesen. Über die technische Unzulänglichkeit der Revolte ist man einstimmig, man glaubt von der politischen Ahnungslosigkeit der Empörer ohne weiteres sprechen zu dürfen.

Unter den Alliierten scheint man in der Beurteilung des 20. Juli nicht ganz einig zu sein, doch wird die vorherrschende Meinung wohl durch die "Gessische Post", die Zeitung der amerikanischen XII. Heeresgruppe für die deutsche Zivilbevölkerung, widergegeben, die zum Jahrestage schreibt: "Seit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands habe sich um die Opfer der Juliverschwörung eine Legende gesponnen, die untersucht werden müsse, noch ehe sie - wie so viele Legenden - Eingang finde in eine an Fälschungen ohnedies allzu reiche deutsche Geschichte." Die Revolte des 20. Juli war weit davon entfernt, ein Volksaufstand zu sein. "Es handelt sich vielmehr um die Konspiration einer militaristischen Clique gegen eine andere, um den letzten Versuch eines Teiles der deutschen Militärkaste, sich in die Zukunft hinüber zu retten. Schon das Datum des Attentats kennzeichnet den unheroischen Charakter seiner Urheber. Die Beseitigung Hitlers im Interesse des deutschen Volkes hätte viele Jahre vorher unternommen werden müssen. Im Juli 1944 war diese Beseitigung nur als Rettungsversuch für eine Minderheit des deutschen Volkes gedacht". Man habe vor einem Jahre in ganz Deutschland von dem Wunder der Vorsehung gesprochen, das H i t l e r gerettet habe. Der 20. Juli sei kein Wunder gewesen. "Aber es war eine Bestimmung der Vorsehung, dass H i t l e r nicht einem militärischen Putsch zum Opfer falle und dass Deutschland nicht wieder die Beute ei-

ner Clique werde, die den Frieden nur als Übergang, den Krieg aber als Ziel und den Zweck Deutschlands betrachtet."

Eine politische Auseinandersetzung mit dieser Auffassung der Geschehnisse verbietet sich, denn Deutschland ist heute nur noch Objekt der Politik. Aber das deutsche Volk ist sich selber die Wahrheit auch über die damaligen Ereignisse schuldig. Denn das darf vorgreifend schon gesagt werden: Der 20. Juli 1944 bot die letzte Möglichkeit, aus eigener Kraft mit unserem Schicksal fertig zu werden. Nicht als ob mit dem Gelingen der Bepörung die Niederlage hätte abgewandt oder auch nur die Verantwortung für das Vorausgegangene hätte abgewälzt werden können. Aber Deutschland wäre auch im Zusammenbruch wieder ein moralischer Faktor geworden und damit auch unter den schwersten ihm auferlegten Bedingungen politisch im Spiel geblieben.

Eine geschichtliche Darstellung der Zusammenhänge und der Ereignisse aus den Quellen zu schreiben, ist heute noch nicht möglich. Akten, Berichte, Zeugenaussagen sind nicht zugänglich. Es ist fraglich, ob überhaupt zuverlässige Unterlagen für eine Rekonstruktion des Geschehens vorhanden sind. Die Hauptbeteiligten leben nicht mehr, viele Akten werden vernichtet sein. Die Verhandlungen des Volksgerichtshofes sind eine trübe Quelle. Unter unsäglichen Quälereien, auch körperlicher Misshandlungen, erpresste Geständnisse haben keinerlei Wert.

Dennoch lässt sich der innere Zusammenhang der Geschehnisse, wenigstens was die Vorgeschichte angeht, einigermaßen rekonstruieren, wenn man in den Jahren vorher einen Einblick in die Geminnungen, die Gedankenwelt und die politischen und militärischen Schicksale wenigstens eines Hauptbeteiligten gewonnen hat und wenn man an einigen nicht unwichtigen Kommandostellen die Methoden der militärischen und politischen Führung und ihre Auswirkungen beobachten konnte. Dem Verfasser ist beides zuteil geworden. Kommandierungen zu einer bekannten Kampfdivision, zu einem Generalkommando im Felde, zu einem Armeekorps-Oberkommando der Ostfront, schliesslich zu einem Militärbefehlshaber im Westen hatten den ausgesprochenen Zweck, für spätere wissenschaftliche Darstellung Beobachtungen und Erfahrungen über die Handhabung der Führung zu gewinnen. Sie waren verbunden mit ausgedehnten Reisen, die eine Berührung mit Offizieren aller Grade, Truppengattungen und Wehrmachtteile brachten und unzählige Gespräche ermöglichten. Die wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers führten dabei 1940 zu einer Begegnung mit dem damaligen Oberquartiermeister, General der Infanterie Heinrich von Stülpnagel, dem späteren Kommandierenden General des II. Armeekorps im Frankreich-Feldzug, Präsidenten der Waffenstillstandskommission in Wiesbaden, Oberbefehlshaber der 17. Armee in der Ukraine 1941, zuletzt Militärbefehlshaber in

Frankreich, der dann eines der schmerzlichsten Opfer des 20. Juli 1944 wurde. Aus dieser zufälligen Begegnung entwickelten sich immer engere Beziehungen und in den Jahren 1942 bis 1944 ein oft täglicher Umgang mit eingehenden Gesprächen, die wissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Problemen gewidmet, doch immer einmündeten in eine Betrachtung der militärischen und politischen Lage, die für gewöhnlich schloss mit der Frage: Was aber können, was sollen wir tun?

General "Heiner" von Stülpnagel, im Heer zum Unterschied von seinen Geschlechtvettern der blonde oder rote Stülpnagel genannt, war ein ungewöhnlich befähigter Mann. Sein Bluterbe enthielt sehr gegensätzliche Ströme. Die uckermärkische Familie von Stülpnagel hat eine grosse Zahl hervorragender Soldaten hervorgebracht. Der bekannteste Träger des Namens war der Kommandant der 5. Brandenburgischen Division bei Gravelotte. Im Reichsheer gab es einmal zu gleicher Zeit drei Generale von Stülpnagel, jeder in seiner Art von Bedeutung. Heinrich von Stülpnagel, Sohn und Enkel eines Generals, hatte von der Mutter her fränkisches und wohl auch elsässisches Blut. Sein Grossvater mütterlicherseits war der General Freiherr v.d. Tann-Rathsamhausen, der sich als schleswig-holsteinischer Freiheitskämpfer, als bayrischer Generalstabschef 1866 und als Führer der bayrischen Truppen in den Kämpfen um Orléans 1870 einen Namen gemacht hat. Durch ihn war Heinrich von Stülpnagel ein Ur-Urenkel einerseits der bekannten Gräfin Voss, andererseits der Frau von Berg, geb. von Haeseler, die in Weimar aufgewachsen, Freundin Herders und Goethes, des Freiherrn von Stein und Gneisenau, der Frau von Clausewitz, vor allem aber die Vertraute der Königin Luise war. Sie war der Mittelpunkt der Berliner Goethe-Verehrung, sie versuchte, Schiller für Berlin zu gewinnen. Sie war die Fürsprecherin von Heinrich von Kleist bei der Königin.

Unser General wuchs in Frankfurt/Main auf und war zu Beginn seiner militärischen Laufbahn Offizier im Grossherzoglichen Leibregiment Nr. 115 in Darmstadt. Er fühlte sich immer als Hesse. Doch war wohl ein wenig Selbstironie dabei, die das strenge und etwas melancholische Preussentum in sich verspottete und die Heiterkeit und Leichtigkeit, die süddeutschen Züge seines Wesens bewusst genoss. In fröhlicher Laune liebte er es, in den Frankfurter Dialekt seiner Jugend zurückzufallen. Humanistisch trefflich gebildet - er war Schüler des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a.M. gewesen, mathematisch weit über den Durchschnitt begabt, wäre der General am liebsten Gelehrter geworden, Mathematiker oder auch Historiker. Doch das erlaubte die Tradition der Familie wohl nicht,

nicht, und so musste er sich mit einem kurzen Studium an einer welschschweizerischen Universität begnügen, nach welchem er in die Armee eintrat. Die Leidenschaft für mathematische und philosophische Probleme hat er sich zeitlebens bewahrt und auch historische Fragen zogen ihn immer wieder an.

Er war ein unermüdlicher Leser. Gerade in den Zeiten schwerster Verantwortung war ihm anspannende Lektüre ein Bedürfnis; es war gar nicht so einfach, dem Oberbefehlshaber immer den Lesestoff zu beschaffen, der ihm genug tat.

Neben ausgebreiteter Lektüre und einsamen Spaziergängen liebte er das anregende Gespräch an der Tafelrunde. Die im Kasino oft üblichen Kommissunterhaltungen langweilten ihn. Er zeigte seine Langeweile dann sehr deutlich und die Gesprächspartner mussten froh sein, wenn er nicht mit den schneidenden Waffen einer hintergründigen Ironie gegen sie zu Felde zog. Dagegen hatte er seine Freude an geistreichen und witzigen Rundgesprächen um wusste durch die Kunst des Zuhörens und Fragens alles aus seinen Tischgenossen herauszuholen, aber auch durch Witz und Ironie alle Leidenschaften und dialektischen Kräfte der Gesprächspartner aufzureizen. Wer da nicht mitkam, hatte es schwer bei ihm. Er sah gern Männer der Wissenschaft bei sich zu Gast, war unermüdlich in dem Drang sich zu belehren, gab aber auch freigebig aus seinen Erfahrungen und erstaunlichen Kenntnissen. In vertrauten Kreise führte das Gespräch schliesslich immer auf die grossen einfachen Fragen unserer Existenz und dann auf das und auferlegte Schicksal und auf die Möglichkeiten zur Rettung. An der Fähigkeit zur Vereinfachung, die so wesentlich zum Führertum gehört, fehlte es dem General bei aller komplizierten Geistigkeit nicht. Er konnte verwinkelte Gedankengänge, denen er eben noch aufmerksam gefolgt, die er selber noch durch geistvolle Einwurfe bereichert hatte, plötzlich mit einigen elementaren Kernsätzen abbrechen, die dann fast primitiv wirkten. So wenn er ein tiefgreifendes philosophisches Gespräch abschloss mit dem Satz, dass es ohne Religion und Glauben nun einmal nicht gehe, oder ein politisches mit seiner Lieblingswendung: "Ich glaube immer noch an die Anständigkeit des deutschen Volkes. Im Grunde ist das deutsche Volk doch anständig geblieben. Schliesslich wird diese Anständigkeit unter all den Verschüttungen (von denen erst vorher die Rede gewesen war) wieder zum Vorschein kommen. Ein so anständiges Volk kann nicht untergehen." Wie gesagt, das mag primitiv erscheinen, aber es gab dem General die Kraft, auch in seiner ausgewegten Lage auf einem ihn politisch belastenden Posten auszuharren, auf dem er von seinen Gegnern wohl brennend kaltgestellt war. Dieser Glaube und nicht ein politisches oder militärisches Kalkül - nach beiden Richtungen hatte er mit der Zeit nur noch wenig Hoffnung -

führten

fährten ihn zur Beteiligung am 20. Juli.

General von S t ü l p n a g e l besass eine grosse operative Begabung. Die meisterhafte Dienstvorschrift: "Truppenführung" geht in wesentlichen Teilen auf ihn zurück. Seine ungewöhnliche militärische Intelligenz liess ihn die Probleme unvoreingenommen und mit einem hartnäckigen Realismus sehen. Er hielt nichts von dem Satz, dass man das Unmögliche wollen müsse, um das Mögliche zu erreichen. Ihm war die Strategie die Kunst des Möglichen. Er hatte ein unausgesprochenes Gefühl für das Angemessene, für das richtige Verhältnis von Zweck und Mitteln in den militärischen Massnahmen. Das brachte ihn, wie seinen geistesverwandten Chef und Freund, den Generalobersten B e c k, in den Ruf des Schwarzsehers. Das Wort H i t l e r s von seinen defaitistischen, kriegsscheuen Generalen war auch auf ihn gemünzt. Defaitismus war es nicht, wohl aber klare Einsicht in die Zusammenhänge der Dinge und in die Lage, die ihn von dem verhängnisvollen Einmarsch in die Tschechei an zu einem Gegner der militärischen und politischen Massnahmen H i t l e r s machte, der ihn niemals zu bezaubern vermochte, auch nicht, als dieser eine zeitlang um ihn warb. In seinem harten Urteil über die militärischen Fähigkeiten und Massnahmen des Führers hat der General nie geschwankt. Auch in den Zeiten des scheinbaren Erfolges, besonders nach dem Frankreich-Feldzug und beim Beginn der Operationen in Russland blieb er unbestechlich. Er ist also nicht etwa erst seit Stalingrad oder gar 1944 zur Einsicht gekommen. Er hat getan, was in seinen Kräften stand, um das Unheil, das er kommen sah, zu verhindern. Noch in letzter Stunde bewog er, der die westlichen Länder und ihre militärische Kraft zum Teil aus eigener Anschauung kannte, 1939 den Oberbefehlshaber des Heeres, noch einmal auf den Führer im Sinne des Friedens einzuwirken. Es war vergeblich. Seinen Hinweis, dass England unter allen Umständen an der Seite Polens in den Krieg eintreten würde, begegnete H i t l e r mit der Berufung auf die besseren Informationen seines Aussenministers; auch später fand der General mit seinen Warnungen vor dem russischen Feldzug, vor allen vor der uferlosen Ausdehnung des Ost-Krieges kein Gehör. Er warnte vor dem Verbleiben des Heeres jenseits des Dnjepr im Winter 1941 und vor der extensiven Strategie in der Ukraine, die dann zu der Katastrophe von Stalingrad geführt hat. Eine Krankheit, die er sich als Oberbefehlshaber der 17. Armee in der Ukraine im September 1941 zuzog, hat ihn davor bewahrt, als Opfer seiner Überzeugungen in die Wüste geschickt zu werden.

Nach seiner Wiederherstellung wurde ihm keine Möglichkeit gegeben, seine operativen Fähigkeiten einzusetzen, sein Rat wurde nicht mehr erbeten. Er wurde auf den dornenvollen Posten des Militärbefehlshabers in Frankreich kaltgestellt, dort sollte er sich auch politisch ver-

brauchen. Nachdem der Führer erklärt hatte, dass die Zeit der operativen Entscheidungen vorbei sei, hatte er ja auch nichts mehr bewirken können.

Trotz seiner tiefen Skepsis gegen die oberste militärische Führung tat General von S t u l p n a g e l seine soldatische Pflicht. Er hat das II. Armee Korps im Frankreich-Feldzug ruhig und sicher geführt. Als Oberbefehlshaber der 17. Armee in Russland 1941, damals der jüngste unter den Oberbefehlshabern, führte er seine Divisionen zur Eroberung von Lemberg, zum Siege in der Kesselschlacht bei Uman, zum Dnjestr-Übergang und bis zur Einnahme von Koltawa. An Entschlossenheit und Kühnheit hat es ihm nicht gefehlt. Dennoch entsprach seine Art zu führen nicht dem herrschenden und herausgestellten Ideal, das vom Feldherrn den heldischen Gang und die Taten eines Stasstruppführers verlangt. Er leitete die Operationen unauffällig und leise, er verzichtete auf unmittelbare Einwirkung auf die Gruppe, zeigte sich ihr nicht, liebte es überhaupt nicht, hervortreten. So blieb er seinen Kennern unbekannt, man wusste kaum seinen Namen bei der Armee, und auch später in Frankreich hatte man bei den Besatzungstruppen keine anschauliche Vorstellung von ihm.

Es ist schwer zu sagen, ob diese Zurückhaltung in der innersten Natur des Generals begründet war oder ob sie ihm erst aus der Resignation erwachsen ist. Vielleicht lag hier dochselbe Grenze. Bei aller auch im Dienst beobachteten beseuernden Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen, bei aller ihm eigenen souveränen Kunst der Menschenbehandlung, bei der geistvollen und überlegenen Art, wie er die Geschäfte behandelte, wie er immer den Kern der Probleme herausfand und vom Wesentlichen her dachte und entschied, war doch eine leise Gehemtheit nicht zu verkennen, die sich auch in der Sprache, wenn auch fast unmerkbar, zeigte. Es fehlte ihm wohl an eigentlichen militärischen Ehrgeiz und an dem elementaren Machtriib, der die Menge gewinnen und beherrschen will und auch die Popularität erstrebt und genießt. So konnte er trotz seiner prachtvollen soldatischen und ritterlichen Erscheinung nicht der mitreissende soldatische Führer werden, der ein Kraftzentrum gegen das Führerhauptquartier hätte bilden, in dessen Namen man sich hätte eimen können. Ähnlich lag es ja auch bei dem Generalobersten B e c k , dem überdies kein Kommando im Kriege zugefallen war und der infolgedessen nicht nur des äusseren Ruhmes, sondern schon der Bestätigung durch die kriegerische Tat ermangeln musste. So waren die beiden Bedeutendsten Gestalten des 20. Juli von vornherein in ihrer Wirkungsmöglichkeit gehemmt.

Fehlte es so dem Generalen Wirkung in die Weite, so war

den heldischen Glanz und die Taten eines Stosstruppführers verlangt. Er leitete die Operationen unauffällig und leise, er verzichtete auf unmittelbare den Einfluss auf seine Umgebung um so nachhaltiger. Er genoss das Vertrauen und die Verehrung wohl aller seiner Mitarbeiter. Sie arbeiteten freudig unter einem Oberbefehlshaber, der sie in ihrer eigenen Art gelten liess, auch ihre kleinen Schwächen wohlwollend behandelte, ihre Selbstständigkeit achtete und ihnen etwas zutraute. Auch bei schärfster Kritik, die er nicht scheute, beobachtete er ritterliche Formen. Er konnte, wenn er wollte, "unangenehm werden", hart und deutlich; aber er zog es vor, mit einer Nebensatz oder durch laise Ironie alles zu rechtszurücken, und so erreichte er viel mehr. Ausserhalb des Dienstes war er, ohne je den Anstand aufzugeben, der unbefangenste Kamerad, der erste unter gleichen. An seiner Tafel war jedem ein freies Wort gegönnt. Es ist in seinem Kreis immer erstaunlich offen geredet worden. Eigentlich war es ein Wunder, dass es so lange gut ging, dass die Erzählungen, die darüber die Runde machten und nach oben drangen, dass auch ausdrückliche Denunziationen kein Unheil anrichteten. Der General war da erstaunlich sorglos, wenn er auch, wie sich dann zeigte, sein eigentliches Geheimnis auch seiner vertrautesten Umgebung nicht preisgab. Dieses Vertrauen auf die Ritterlichkeit und Kameradschaft seines Offizierkorps hat ihn jedenfalls nicht getauscht; alle waren von seinem Vorbild ergriffen und auch die kleinen Geister hielten sich an die von ihm stillschweigend gegebenen Gesetze. Freilich der Oberbefehlshaber verstand sich auf die Kunst der Bezauberung. Als zunehmend Parteigrössen als Überwacher oder gar Spitzel im Stabe erschienen, gewann er sie in der Regel durch seine Liebenswürdigkeit und die erstaunliche Offenheit, mit der er zu ihnen sprach und durch die Ritterlichkeit, die er auch bei ihnen als selbstverständlich voraussetzte. Notfalls trank er sie übrigens unter den Tisch.

Seine diplomatischen Fähigkeiten standen den militärischen nicht nach. Als Präsident der Waffenstillstandskommission konnte er sie entfalten und erzwang dabei die Bewunderung der Gegenspieler. Sie empfanden die Liebenswürdigkeit seiner Formen, die Ritterlichkeit seiner Haltung bei aller Festigkeit des Auftretens, den unfehlbaren Takt bei der Behandlung der schwierigsten politischen Fragen, vor allem aber die echte Humanität, die überhaupt ein Grundzug seines Wesens war. Diese Humanität stand wie bei allen wirklich bedeutenden Soldaten nicht im Widerspruch zu der soldatischen Gesinnung und Haltung. Schon deshalb war er kein Militarist.

Der General musste bald einsehen, dass dem Präsidenten der Waffenstillstandskommission sehr enge politische Grenzen gezogen waren. Er

hat

hat sich vergeblich bemüht, vom Führer über die erstrebten Ziele klare Weisungen zu erhalten. Auch als Militärbefehlshaber blieb er ohne eindeutige Richtlinien. Die Politik der Besatzungsmacht wurde fast von Tag zu Tag durch die wechselnden Positionen der vielen politisch beteiligten Instanzen bestimmt. So lagen die verschiedensten politischen Konzeptionen nacheinander im Streit, zwischen denen dann plötzlich Führerentschlüsse eine meist sehr vorläufige Entscheidung trafen. Man kann sich vorstellen, was diese Einigung für einen Mann von der politischen Befähigung und dem Weitblick des Generals bedeuten musste.

Seine eigene politische Konzeption stand ihm unverrückbar fest. Er versuchte immer wie er, das Steuer nach der ihm gemässen Richtung herumzuwerfen. Es war vergeblich. Nach seiner Überzeugung war die Zeit des Nationalismus vorbei. Der Nationalsozialismus kam mit seiner nationalistischen Zielsetzung zu spät. Es waren nur noch gemeineuropäische Lösungen möglich. Ein beherztes Europäertum konnte unter Aufopferung überlebter Vorurteile das Abendland noch retten. Das forderte politische Anlehnung an England, geistig Verständigung mit Frankreich, jedenfalls aber Verzicht auf gewaltsame Neuordnung und Gewaltherrschaft überhaupt. Deutschland musste die ihm mit seiner innerkontinentalen Lage gegebenen Grenzen innerhalb der Weltpolitik erkennen und seine Masse in einer europäischen Mittlerstellung finden. Masselosigkeit und Überanstrengung des deutschen Volkes waren hier Grundübel der nationalsozialistischen Staatsführung. Mit der Wiedergutmachung des Versailler Vertrages war für Deutschland nicht nur das Mögliche, sondern auch ebenso sehr das Wünschenswerte erreicht. Nun konnte es auf seine geistigen Kräfte, auf seine schöpferische Potenz und auf sein natürliches Schwergewicht vertrauen.

Die Richtigkeit, das heisst die politische Möglichkeit dieses Zukunftsbildes steht nicht zur Debatte. Vielleicht hat der General die sozialen und wirtschaftlichen Sprengkräfte in Europa unterschätzt. Jedenfalls schien ihm der Waffenstillstand mit Frankreich nachträglich noch die unverhoffte Chance zu geben, durch einen ehrlichen Frieden mit Frankreich, der keine Rachegefühle aufkommen liess, zu einem neuen Europa zu gelangen. Wie es der Oberstleutnant von H o f a c k e r, der dem General bei der Vorbereitung des 20. Juli dann zur Seite stand, einmal ausdrückte: Es hätte nicht der Waffenstillstand von Compiègne mit seinem Ressentiment, sondern ein Verständigungsfriede auf den Blutgefilden von Verdun geschlossen werden müssen, der den Streit für immer beendete. Als der General Militärbefehlshaber in Frankreich wurde, war es für solche Ideen zu spät. Der Oberbefehlshaber konnte nur noch versuchen, das Schlimmste zu verhüten und immer wieder das Vernünftige auf den ihm zur Verfügung stehenden Wegen zu Gehör bringen, im übrigen für seinen Bereich Ritterlichkeit und Humanität zu bewahren. Es war nicht seine Formulierung, aber es entsprach seinen Überzeugungen,

wann gesagt wurde, dass es die Aufgabe der Wehrmacht als Besatzung und der Militärverwaltung sei, so zu arbeiten und so sich zu halten, dass die Ehrenhaftigkeit der deutschen Soldaten, die Ritterlichkeit, das Wohlwollen und die gestaltende Kraft der Besatzungsmacht bleibende Erinnerungen hinterliessen. Selbst wenn der Krieg verloren ging, wäre dann das moralische Prestige gerettet. Schon in der Ukraine hatte er in diesem Sinne geführt. In den Anfängen schien das noch möglich. Es ist noch in Erinnerung, wie hoch damals das Ansehen der Wehrmacht bei der Bevölkerung der besetzten Gebiete stand und wie sie zwischen der Wehrmacht und den von der Partei bestimmten Einrichtungen zu unterscheiden wusste. Aber es wurde der Wehrmacht immer schwerer gemacht, sich rein zu erhalten. Als der Oberbefehlshaber sein Amt in Frankreich antrat, fand er schon den SD mit selbständigen Vollmachten und mit seinen verhängnisvollen Methoden vor. Ebenso wurden die vernünftigen Massnahmen einer einsichtsvollen und ganz in seinem Sinne arbeitenden Verwaltung durchkreuzt durch die uferlosen Forderungen des Gauleiters Sauckel, der den Arbeitseinsatz der Fremdarbeiter zu regeln hatte. Es ist hier nicht der Ort, das Ringen des Militärbefehlshabers mit dem höheren SS- und Polizeiführer und mit dem Gauleiter zu schildern. Einiges konnte er mildern; im Ganzen konnte er wenig ändern und musste dazu noch den Spott über seine unzeitgemässe Humanität und seine Vorliebe für Frankreich mit in Kauf nehmen. Ihn entschuldigte freilich die Verehrung und Dankbarkeit, die einmütige Zustimmung seiner Umgebung und überhaupt aller sachverständigen Männer. Für die Öffentlichkeit - auch schon für die weitere Umgebung - sah es so aus, als ob der General resigniere und dem Verhängnis, das er kommen sah, seinen Lauf lasse. Er zog sich auf sich selbst zurück und vernied jedes öffentliche Hervortreten. Niemand ahnte, dass er unermüdlich auf Rettung sann und immer wieder seine Pläne anknüpfte, wo er Möglichkeiten sah. Die repräsentative Pflicht des Militärbefehlshabers ermöglichte ihm, unauffällig Männer als Gäste bei sich zu sehen, mit denen die Forderungen des Tages besprochen werden, zwischen denen Verbindungen hergestellt werden konnten.

Der General wusste freilich, dass der günstige Augenblick im Grund schon verpasst war. Schon die Fritsch-Krise hätte den moralischen, die Verabschiedung des weitblickenden Generalstabschef Beck den militärischen, die Besetzung Prags den politischen Anlass zur Auflehnung gegen die oberste Führung geben müssen. Dass die Wehrmacht das schreiende Unrecht gegen den Generalobersten von Fritsch stillschweigend hinnahm, lähmte für die folgende Zeit ihre moralische Kraft. Sie musste darnach die Kaltstellung des Generalobersten Blaskowitz wegen seines Protestes gegen die Taten der SS in Polen ebenso hinnehmen wie die formlosen Absetzungen und Diffamierungen von Generalen, die nur ihre Pflicht getan und das Menschenmögliche geleistet hatten. Seit dem Nachgeben der Wehrmachtführung in der Tschechenkrise wurde sie politisch nicht mehr gefragt. Sie war seitdem kein selbständiger politischer Faktor mehr, wie ihr auch ein Reichskriegsminister als politisch verantwortliche Instanz nunmehr fehlte. Nach gelegentlichen Andeutungen des Generals scheint übrigens eine Auflehnung geplant gewesen zu sein. Der Einmarsch sollte das Stichwort zu einem Unternehmen "Himmelfahrt" liefern. Aber da die europäischen Mächte nachgaben, fehlte der Rechtsgrund für diesen Protest. Man konnte nicht gut etwas ablehnen, was die Zustimmung der Welt fand. So schien der Erfolg für Hitler zu sprechen, wie später der Sieg in Polen. General von Stülpnagel liess sich nicht blenden. Im November 1939 forderte er von dem Chef des Generalstabes, dem damaligen General der Artillerie Halder, dass die Wehrmacht den Führer absetze, bevor er seine Pläne gegen Frankreich verwirklichen könne, die auch im Falle des Sieges den Weltkrieg und damit die Vernichtung Deutschlands zur Folge haben mussten. General Halder scheint in der Lagebeurteilung mit seinem Oberquartiermeister einig gewesen zu sein. Er glaubte aber nicht, den Generalobersten von Braunschweig für die Erhebung des Heeres gegen den Führer gewinnen zu können. Der Erfolg des Frankreich-Feldzuges trotz des vom Führer nicht erwarteten Eingreifens Englands liess dann die Warnungen der Generale wiederum als Schwarzseherei erscheinen. General von Stülpnagel

lieb bei seiner Beurteilung der Weltlage. Aber als er bei der Besprechung der für den Russlandkrieg in Aussicht genommenen Oberbefehlshaber die älteren Genossen nach ihrer Meinung über die Erfolgsaussichten fragte, erhielt er die Antwort, dass möglicherweise auch diesmal der Führer wieder gegen die Ansichten seiner Generale Recht behalten werde. So etwa antwortete ihm der Feldmarschall von Kluge. Stülpnagel wusste, dass dieses Argument falsch war, dass jede neue Lage mit voller Verantwortung neu zu prüfen war; aber er vermochte nicht durchzudringen.

Stalingrad bot dann - wie heute wohl allgemein zugegeben wird - die letzte grosse Möglichkeit des Absprungs, noch im Besitz der militärischen Macht und in der verhältnismässigen Ungebrochenheit der wirtschaftlichen Kräfte der Heimat. Damals war in dem Erschrecken über die Ereignisse, das durch ~~Staw~~ Wehrmacht und Volk ging, auch die Möglichkeit gegeben, die öffentliche Meinung zu gewinnen, die unter der Uebermacht der Propaganda früher und später nicht zur Besinnung und Einsicht gekommen ist. Feldmarschall Paulus hatte die geschichtliche Legitimation, einem unsinnigen Befehl gegenüber den Gehorsam zu verweigern. Er hätte eine schlagkräftige Armee retten und damit den Ansatz zum Umschwung geben können. Er unterliess es. Aber das Entsetzen über das Opfer von Stalingrad in Heer und Volk hätte wohl noch einmal die Grundlage für ein einmütiges Handeln der Generale gegeben, das sich möglicherweise sogar in legalen Formen hätte vollziehen können. General von Stülpnagel bemühte sich, ein solches einheitliches Handeln herbeizuführen. Es war vergeblich. Die führenden Generale versagten sich. Der rechte Augenblick ging ungenützt vorüber. Die verhältnismässig günstigen militärischen und politischen Gegebenheiten konnten so nicht wiederkehren. Jeder spätere Versuch musste mit viel schlechteren Bedingungen rechnen.

Auch in der Folge versagten sich die Männer, von deren feldherrlichem Ruf man die Berechtigung und die Fähigkeit zum Eingreifen ableitete, vor allem aber Feldmarschall von Manstein, der nichts als Soldat sein wollte. Stülpnagel hatte es nicht anders erwartet. Er kannte die Hemmungen bei so vielen hervorragenden Soldaten, auf der einen Seite den Mangel an politischem Blick, auf der anderen Seite die Bedenken gegen Verschwörungen und Meuterei, die Bindung an den Treueid. Die Generale hätten sich auf Plato berufen können, der auf die Frage, weshalb er sich nicht aufgelehnt habe, zur Antwort gab:

" (Der Verständige) muss also seine Stimme erheben, wenn ihre (der Heimatstadt) Politik ihm falsch zu sein scheint, vorausgesetzt, dass er sich nicht um seinen Kopf redet. Gewalt aber darf er seinem Vaterlande, um die Verfassung zu ändern, nicht antun, wenn es ohne Verbannung und Bürgermord nicht möglich ist, dass sie vollkommen wird. Dann muss er eben ruhig bleiben und um das Heil für sich und den Staat beten." 1)

Da war es nun das Bedeutsame an der Stellung des Generals, dass er anders dachte und hier ganz klar sah. Er wusste, dass es um etwas anderes ging, als um Meuterei und Bruch des Fahnenreides, er wusste, dass hier ein Staatsnotstand vorlag, der den Berufenen die sittliche Pflicht zum Handeln auferlegte. In der höchsten Not des Vaterlandes konnte es keine Bedenken geben. Die zweifellose Schuld musste man auf sich nehmen. Im Konflikt der Pflichten galt die höchste. Für die unvermeidliche Schuld bot man das Wagnis seines Lebens. Die formale Treue gegen den Führer brachte, das ist heute auch dem Bedenklichsten klar, den sicheren Untergang des Volkes, die völlige Zerstörung der Volkssubstanz. Ob man sich naturrechtlich oder calvinistisch auf das Widerstandsrecht berief, ob man sich an die altgermanische Auffassung von der gegenseitigen Bindung von Führer und Volk erinnerte, die auch den Führer zur Treue gegenüber dem Volk verpflichtete, das musste dem Gewissen des Einzelnen überlassen bleiben. Deutlich war, dass ein Treueverhältnis in dem Augenblick aufgehoben war, in dem der Sinn dieser Einung, die Erhaltung des Volkes in seiner Substanz und seiner Staatlichkeit durch den Führer entweder nicht mehr gewollt oder auch faktisch nicht mehr gewährleistet werden konnte. Die Vernichtung des Volkes darf ein Führer, selbst um einer Idee willen, nicht wollen. Dagegen gab es zweifellos das Recht der Notwehr. Der General hätte sich dafür auf Luther berufen

berufen können, der dieses Recht durchaus behauptet hat:

"Wo es aber keme, wie oft geschicht, das weltlich gewalt und ubrigkeit, wie sie heysen, wurden einen unterthanen dringen wider die gebot gottis odder dran hyndern, da gaht der gehorsam aus, und ist die pflicht schon auff gehabenn. Wie muss man sagen, wie sanct Peter zu den fursten der Juden sagt: Man muss gott mehr gehorsam sein, dan den menschen. Er sprach nit "man muss den menschen nit gehorsam sein;" dan das were falsch, sondern "gotte mehr dan den menschen". Als wen ein furst wolt kriegen, der ein offentliche unrechte sach het, dem sol man gar nit folgen noch helffen, die weil got geboten hat, wir sollen unsern nechsten nit todten, noch unrecht thun. Item szo er hiesse ein falsch getzeugnis geben, rauben, liegen odder betriegen, und des gleichen. Wie sol man ihe gut, ihr, leip und leben faren lassen, auff das gottis gebot bleybe." 3)

und in der Schrift von 1526 "Ob Kriegsleute auch in seligen Stande sein können" :

"Wenn du weist gewiss, das er unrecht hat, so soltu Got mehr furchten und gehorchen denn menschen. Acto 4., und golt nicht kriegen noch dienen; dann du kanst da kein gut gewissen für Gott haben. Ja, sprichstu, man herr zwingt mich, nympf mir mein leben, gibt mir meil gelt, lohn und solk nicht; dazu wurde ich veracht und geschendet als ein verzagter, ja als ein trewloser für der welt, der seinen herrn ynn nsten verlest ee. Antwort: das mustu wagen und umb Gotts willen lassen faren, was da feret." 4)

Es finden sich auch Stellen bei L u t h e r , aus denen zu ersehen ist, dass er auch ein aktives Widerstandsrecht kennt:

"Also sind wir dem Kaiser unterworfen und seine Untertanen, mit einem gewissen Mass, nach Verordnung der Rechte, wie er uns dagegen auch nach derselbigen Ordnung verpflichtet und verbunden ist. Da er nun dieselbigen Rechte überschritten und dawider tate, so widerstünden wir ihm mit Recht, als einem Tyrannen, der Gewalt übte und wider seine Pflicht tate." 5)

Auf die Frage, "ob man einen Tyrannen, der wider Recht und Billigkeit nach seinem Gefallen handelt, möge umbringen", antwortet L u t h e r :

"Einem Private und gemeinen Mann, der in keinem öffentlichen Amt und Befehl ist, gebühret es nicht, wenn er's gleich könnte; denn das fünfte Gebot verbietet's: Du sollst nicht töten. Wenn ich aber einen, der gleich kein Tyrann wäre, bei meinem Eheweibe oder Tochter ergriffe, so möchte ich ihn wohl umbringen. Item: wenn er diesem sein Weib, dem anderen seine Tochter, dem dritten seine Aecker und Güter mit Gewalt nähme, und die Bürger und Untertanen träten zusammen und könnten seine Gewalt und Tyrannei länger nicht dulden noch leiden; so möchten sie ihn umbringen, wie einen anderen Mörder und Strassenräuber." 6)

Es "ist kein Unterschied zwischen einem privaten Mörder und dem Kaiser, so er ausser seinem Amt unrechte Gewalt und besonders öffentlich oder notorie unrechte Gewalt vornimmt; denn öffentliche Violentie hebt auf alle Pflichten zwischen dem Untertanen und Oberherren." 7)

"Dergleichen so König und Kaiser öffentlich und notorie Gewalt üben, ist die Gegenwehr auch recht, als so sie Krieg vornehmen zur Bestätigung öffentlicher Gotteslästerung, fromme unschuldige Christen, Prediger und andere zu töten, eheliche Personen voneinander zu reißen; diese und dergleichen Stücke ist öffentlich und notorie unrechte Gewalt, dadurch die Lehnleute von ihrer Pflicht frei werden, als von einem Mörder auf der Strassen." 8)

Unter ein entsprechendes Gutachten (verfasst wahrscheinlich von Melanchton) vom 6.12.1536 schreibt L u t h e r eigenhändig:

"Ich Martinus L u t h e r will auch dazu tun mit Seten, auch (wo es sein soll) mit der Faust." 9)

Es lag in der Struktur des totalen Führerstaates, dass keine andere Möglichkeit als die Verewehrung blieb; diese war ethisch bei aller ihrer Zweideutigkeit berechtigt, weil sie politisch die Folge der Auflösung jeder politischen Kontrolle und Einwirkungsmöglichkeit des Volkes auf seine Führung war. Es gab gegen den Willen des Führers keinerlei Berufungsmöglichkeit als die der Gewalt. Es gab keine Instanz, die politische und strategische Fehlentscheidungen korrigierte. Es gab keine Möglichkeit, nachdem einmal das Bogen von der charismatischen Berufung des Führers durchgesetzt war, den Auftrag des Volkes zurückzunehmen. Der Nationalsozialismus tat sich etwas darauf zugute, dass er auf legalen Wege mit den verfassungsmässigen Mitteln der Demokratie ausserhalb gekommen war. Es zeigte sich nun der innere Widerspruch einer solchen scheinbaren Demokratie, die in dem Augenblick, da ihr Ziel erreicht war, als politisches Mittel endgültig ausgeschaltet wurde. Es fehlte die Einsicht, dass nur der bestimmte politische Mittel zur Erreichung seiner Zwecke in Anspruch nehmen darf, der sie dann auch weiterhin gegen sich selber anwenden lässt. So fiel die parlamentarische Kontrolle weg. Wie hat man über die elende Schwatze des alten Reichstages gelächelt. Aber es gab etwas, was noch da war, diesen brillenden Reichstag des nationalsozialistischen Deutschlands, eine völlig wildelone Jagd-Maschine ohne eigene Initiative, ohne das Recht zur Erörterung der Probleme. Ebenso stand es mit den anderen scheinbar demokratischen Mitteln, die gelegentlich angewendet wurden, dem Volksentscheid, dessen Resultat von vornherein fest stand, der Volksversammlung, der suggestive Fragen vorgelegt wurden, auf die nur eine Antwort zugelassen wurde, dem anbefohlenen "spontanen Kundgebungen des Volkswillens". Es gab zudem keine Presse, mit deren Hilfe die öffentliche Meinung sich hätte bilden können, durch die sie geleitet, in der sie Ausdruck finden durfte. Es gab unter dem Druck von Gestapo und SD nicht einmal die Möglichkeit der offenen Aussprache über die Probleme von Mann zu Mann. Die Propaganda bestimmte, was zu glauben, was zu denken war und was gewusst werden durfte und was nicht. Sie rechtfertigte und verherrlichte grundsätzlich alles, was von oben kam, deckte jeden Widerspruch und gab so keinerlei Masstab für Einsicht und Urteil. Selbst ein Rat der Alten, eine Gerasia, ein Senat fehlte, der aus eigener Erfahrung das Schicksal des Vaterlandes zu bedenken vermöchte, an den in höchster Not des Volkes eine Berufung möglich gewesen wäre. Formal ähnliche Einrichtungen wie der preussische Staatsrat oder der Geheime Kabinettsrat hatten in Wirklichkeit keinerlei Funktion.

Eine andere Möglichkeit der politischen Kontrolle liegt in einem gegliederten Rechtswesen, das aus mindesten von den beobachteten Rechtsformen her eine Prüfung der Staatsführung zulässt. Gegen die Entscheidungen der politischen Führung des Dritten Reiches gab es weder in Grossen noch im Kleinen, weder materiell noch formal einen Rechtsweg. Es herrschte Willkür und Rechtlosigkeit. Der Führer-Befehl stiftete das Recht, war aber selber an keinen Rechtsgrundsatz gebunden. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit war abgeschafft. Staats- und Volksgerichtshof, Straf- und Kriegsverbrechen waren jeder Zeit Eingriffen von oben her ausgesetzt. Die Unabhängigkeit der Richter war tatsächlich beseitigt. Für die Kriegführung war besonders verhängnisvoll, dass die Möglichkeit eines Regresses von einem Führerentscheid, etwa über die persönliche Ehre der soldatischen Führer, an ein Kriegsgericht oder an ein Ehrengericht mit der Zeit ganz fiel. Das bis dahin selbst in der autoritären Monarchie nicht grundsätzlich angefochtene Recht des Appells an das Urteil des Genossen, die Bindung der Entscheidung des Obersten Kriegsherrn an die vorausgehende Urteilsfindung in einem geordneten Verfahren irgendwelcher Art, wurde beseitigt, und damit war die militärische Führung von vornherein moralisch gelähmt. Von der ausserrechtlichen Willkür der Gestapo, des SD, der SS, von den fliegenden Standgerichten und von den Konzentrationslagern ist gar nicht

erst zu reden. So gab es also gegen Irrtümer, Willkür, Gewalttat der Führung keinerlei Rechtsschutz. Da nur der Führer zu entscheiden hatte, was das Wohl des Volkes fordere, konnte gegen ihn das Volkswohl auf keinerlei rechtliche Weise geltend gemacht werden.

Vielleicht wäre selbst das noch hinzunehmen gewesen - obwohl Rechtlosigkeit für ein Volk nicht zu ertragen ist -, wenn die oberste Spitze wenigstens von verantwortlichen Ratgebern umgeben gewesen wäre, wenn zumindest - wie es auch bei autoritärer Staatsform durchaus denkbar ist - der Führerentschluss auf dem vorhergehenden verantwortlichen Rat der Sachverständigen aufgebaut worden wäre. Das hätte vorherige Klärung und eine wenigstens indirekte Kontrolle durch die Fachleute ermöglicht. Im Anfang mag das Wesen der autoritären Führung auch wohl so aufgefasst worden sein. Mit der Zeit aber drehte sich das Verhältnis völlig um. Die Sachverständigen hatten nur noch Führerentschlüsse durchzuführen oder die Durchführung zu ermöglichen. Die einzelnen Stappen dieser Entwicklung sind vielleicht noch in Erinnerung. Im Anfang stand die verhängnisvolle Vereinigung des charismatischen oder autoritären Führeramtes mit den Funktionen des Reichskanzlers, wodurch die in allen Staatsformen wichtige Stellung des obersten Verantwortlichen Ratgebers, der zugleich unter der übergreifenden Autorität des Staatsoberhauptes oberster Chef der Exekutive ist, fortfiel und damit wieder um ein der Kontrolle und der sachlichen Kritik zugängliches Element. Eine böse Folge dieser Aemtervereinigung war die Auflösung der Einheit des Kabinetts der unter dem Vorsitz des Reichskanzlers verantwortlichen Reichsminister als einer vorbereitenden und die Ausführung kontrollierenden Instanz. Es gab keinen wirklichen, durch gemeinsame Überlegung gefundenen einmütigen Rat des Gesamtkabinetts mehr. Meines Wissens ist der Ministerrat als solcher während des Krieges, ausser vielleicht aus formalen Gründen, überhaupt nicht zusammengetreten. Es gab Reichsminister, die in dieser Funktion überhaupt nie um Rat gefragt und in Tätigkeit getreten sind. Dann kam der für die Kriegsführung besonders verhängnisvolle Wegfall des politischen des Staatsoberhauptes ~~bekanntem~~ verantwortlichen Reichskriegsministers, der Politik und Strategie in Uebereinstimmung zu bringen hatte. Das Oberkommando der Wehrmacht wurde da unpersönliche Militärkabinetts des obersten Befehlshabers; der Chef dieses Oberkommandos, ursprünglich eine Art höherer Bürochef, nach altem Sprachgebrauch also Leiter des Militärkabinetts und des allgemeinen Kriegsdepartements zugleich, wuchs in eine eigentlich zweideutige Stellung hinein, als eine Art Stellvertreter des Führers als Oberbefehlshaber, als sein oberster Berater und als tatsächlicher Vorgesetzter der Befehlshaber, der er eigentlich nicht war, vor allem als Konkurrent des Chefs des Generalstabes. Als der Führer dann auf die Dauer den Oberbefehl des Heeres übernahm, wurde die Lage noch komplizierter. Die Stellung des Chefs des Generalstabes als des eigentlichen, verantwortlichen strategischen Beraters wurde dadurch merkwürdigerweise nicht gestärkt, sondern gemindert. Neben und über ihm standen mit unklaren Kompetenzen der Chef des Oberkommandos und der Wehrmachtführungsstab mit einem eigenen Chef, von dem der General von ~~S t ü l p n a g e l~~ zu sagen pflegte, dass er die Aufgabe habe, die dilettantischen Einfälle der obersten Führung in das militärische annähernd Mögliche zu übersetzen. Dieses Urteil mag ungerecht sein. Die Bedeutung des Generalstabschefs und des Generalstabes als der für die Beratung und Ausführung verantwortlichen Instanz trat jedenfalls im Laufe des Krieges immer mehr zurück. Manchmal schien es so, als sei die Zeit für eine wirkliche Generalstabsarbeit überhaupt vorbei, als gebe es nur noch die grossen Entschlüsse des Führers und dann die Truppenführung, die diese Entschlüsse blindlings ausführte. Die Stellung des obersten Befehlshabers wurde immer mehr ins Mythische gesteigert; er wurde, ehe der Kampf überhaupt entschieden war, als der grösste Feldherr aller Zeiten gefeiert, demgegenüber auch die Chefs, die Oberbefehlshaber Handlanger ohne jede Initiative und ohne eigene Gedanken waren. Dass es in Wirklichkeit noch durchaus selbständige Führer und eine zum Teil meisterhafte Truppenführung gab, soll dabei garnicht geleugnet werden. Aber die wirklich

wirklich selbständigen Naturen verbrauchten sich mit der Zeit und vermochten sich auf die Dauer nicht zu halten, wie das Schicksal **M a n - s t e i n s** zeigte.

Wir schreiben hier keine Geschichte der militärischen und politischen Führungsordnung. Es genügt, sich das Ergebnis zu vergegenwärtigen: der Sachverstand der militärischen und politischen Berater gab keine Möglichkeit zur Kontrolle und Korrektur der Entschlüsse der obersten Führung. Die Sachverständigen waren auch bei ausserlich grossen Vollmachten in eine ganz untergeordnete Rolle verwiesen.

Die Folge war, dass der totale, autoritäre Staat faktisch pluralistisch wurde. Unterhalb der ins Uebermassgehende gesteigerten Autorität des Staatsoberhauptes mit seinen unvorhersehbaren Entschlüssen und seinen gelegentlichen plötzlichen Eingriffen in die kleinsten Einzelheiten, wie die Verteidigung des Bunkers und die Führung eines Bataillons, gab es eine Vielzahl von Instanzen, eine Auflagerung der Verantwortung in unzählige sich überschneidende Zuständigkeiten, einen offenen Machtkampf der Mächte, die sich sogar eigene Truppen zu schaffen versuchten. Schon in den Anfangszeiten des Krieges soll es über fünfzig Instanzen mit dem Recht des Immediatvortrages beim Führer gegeben haben. Dass damit der Sinn des Immediatrechtes faktisch aufgehoben war, liegt auf der Hand. Dazu kam dann noch die Gewohnheit der Führer, grundsätzlich mindestens zwei Instanzen mit einer Sache zu befragen und ihre Zuständigkeit und Verantwortung im Unklaren zu belassen. Es war ihm wohl ein bewusstes Mittel der Selbstbehauptung unter den Machtströmungen rings um ihn her. So standen nebeneinander Wehrmachtsführungsstab und Generalstab des Heeres, Reichsminister und Gauleiter, kommandierende Generale und Reichsverteidigungskommissare, so Göring, Speer und Himmler, in geistigen und kulturellen Fragen Goebbels, Rosenberg, Himmler und so überall.

Alles das also brachte den General von **S t a l p n a g e l** zu der Erkenntnis, dass hier ein Staatsnotstand vorlag und dass es keinen legalen Weg zur Neuordnung der politischen und militärischen Führung gab. Er wusste freilich auch, dass keine Möglichkeit bestand, das Volk selber aufzurufen oder überhaupt weitere Kreise zu gewinnen.

Man hat den Männern des 20. Juli vorgeworfen, dass sie volksfremd gewesen seien, dass sie auf die Beeinflussung der breiten Massen verzichtet, sich der Zustimmung des Volkes nicht vergewissert hätten. Aber jeder Versuch dieser Art musste bei der schwachen Kontrolle durch die Gestapo und bei der Enkelung der öffentlichen Meinung scheitern. Bei richtiger Überlegung gab es überhaupt nur eine wirkliche Chance, die nämlich, dass die Erhebung aus den Kreisen der Partei und der SS selber emporkam. Aber dieser Ausweg schien dem General unmöglich. Er hätte das nationale Uebel, an dem das deutsche Volk litt, in keiner Weise beseitigt, Deutschland dem rücksichtslosen Machtkampf der Diadochen ausgeliefert und im übrigen keinerlei Basis für die Verhandlungen mit den Feindmächten geschaffen. Diese hätten den Erben **H i t l e r s** genau so feindlich gegenübergestanden wie dem Führer selber.

So blieb doch nur der Weg, der dann tatsächlich versucht wurde: Verbindung der einsichtigen und verantwortungsbewussten militärischen Kreise, die zur Änderung der Verhältnisse entschlossen waren, mit solchen Persönlichkeiten, die wesentliche Schichten des Volkes repräsentierten und Fühlung zu ihnen hielten, die Sachkunde und Führereigenschaften verbanden und so eine Möglichkeit hatten, einstweilen für das Volk zu handeln. In der Tat waren solche Verbindungen nach allen Richtungen hin angeknüpft, sie erstreckten sich von christlich-konservativen Kreisen bis zu den Führern der alten SPD und der Gewerkschaften. Der Vorwurf, dass es sich nur um eine kleine Clique innerhalb der militärischen Kaste oder um reaktionäre Gruppen gehandelt habe, ist also völlig unberechtigt. Der Fehler lag anderswo, darin nämlich, dass man nicht die Volkstruppen und ihre Führer zu gewinnen vermochte, sondern es mit dem Heimateer und mit abgesetzten oder unbekannten Generalen versuchte. Die Schuld lag nicht an General von **S t a l p n a g e l**. Er hatte es unternommen, die Führer des Westheeres für die Pläne der Beseitigung Hitlers und des nationalsozialistischen Regimes zu gewinnen.

Die Hoffnung des Generals v. Stulpnagel war, dass ein Waffenstillstand im Westen erreicht werden, dass dann mit einem noch unerschütterten Ostheer die Ostgrenze des Reiches gehalten und dass in einem freilich harten Frieden das Altreich im wesentlichen in seinen früheren Grenzen gerettet werden könne. Wer wollte heute entscheiden, ob solche politischen und militärischen Möglichkeiten überhaupt noch bestanden, ob die Gegner bereit waren, den Wandel der Dinge bei uns anzuerkennen? Der General hat es vielleicht geglaubt, aber er rechnete auch damit, dass es für solche Hoffnungen zu spät sein könnte. Wesentlich war ihm, dass das deutsche Volk selber die Grundlagen für seinen späteren sittlichen Wiederaufbau, für seine moralische Gesundung schaffen musste.

Wie die Dinge im Sommer 1944 lagen, gab es, da die meisten Oberbefehlshaber für ein entschlossenes Handeln selbst auf eine annähernd legale Weise nicht zu haben waren, nur den Weg des Attentats. Man mag darüber denken, wie man will. Jedenfalls haben die kein Recht, sich über diese Form des Umsturzes zu erregen, die solche Mittel im Großen wie im Kleinen für sich selbst bedenkenlos anerkannt und verherrlicht haben und für die die aussergesetzliche Tötung ein sehr gewöhnliches Verfahren war.

Seit dem Sommer 1943 nahmen die Pläne konkrete Gestalt an. Graf von der Schulenburg hielt sich längere Zeit in Paris auf. Oberstleutnant d.R. dr. von Hofacker, ein Vetter des Grafen Staufenberg, wurde der Verbindungs-offizier zwischen dem General und Berliner Persönlichkeiten, vor allem dem Generalobersten Beck. Bei seinem Berliner Aufenthalt im Januar 1944 hat Stulpnagel dann wohl auch selber mit einigen der für die Verschwörung in Aussicht genommenen Führern gesprochen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt stellte er sich vorbehaltlos auch für einen gewaltsamen Umsturz zur Verfügung und arbeitete einen Mobilisierungsplan aus, der vorsah, dass alle zweifelhaften deutschen politischen Persönlichkeiten in Frankreich, vor allem der gesamte SD und die Pariser SS auf ein Stichwort hin verhaftet wurden. Vor allem gelang es ihm, den Feldmarschall Rommel, der im Westen eine Heeresgruppe befehligte, zu gewinnen. Seine Autorität sollte das Westheer mitreißen. Rommel, beraten von seinem klugen Generalstabschef, General Speidel, war bereit, für den westlichen Kriegsschauplatz Waffenstillstandsverhandlungen zu führen. Er war noch einmal beim Führer gewesen und hatte ihm gesagt, dass keine Möglichkeit mehr bestünde, die militärische Lage grundlegend zu bessern, dass er dem Führer nur noch eine Frist garantieren könne, die zu politischen Entscheidungen benutzt werden müsse. Der Führer hörte ihn nicht an, der Feldmarschall fiel in Ungnade. Es ist nicht sicher, ob er überhaupt ausreichend zu Worte gekommen ist.

Das Attentat war für den Anfang Juli in Aussicht genommen. Doch den General Stief, der es auszuführen unternommen hatte, verliesen im letzten Augenblick die Nerven. General von Stulpnagel scheint daraufhin zunächst an ein Gelingen nicht mehr geglaubt zu haben. 14 Tage vor dem 20. Juli sagte er dem Verfasser unter vier Augen, dass auf die Generale nicht mehr zu hoffen sei. Aber er entschloss sich Mitte Juli dann doch, durch Oberstleutnant von Hofacker in Berlin auf die Ausführung des Planes auch unter den veränderten Umständen zu dringen. Er hatte mittlerweile den Chef seiner Militärverwaltung, Ministerialdirektor Meißner, ins Vertrauen ziehen lassen. Meißner erklärte sich ohne Zögern bereit, die Verwaltung einer neuen Regierung zur Verfügung zu stellen. Auch der Oberquartiermeister West, Oberst I.G. Finckh, war im Bilde. An ihn sollte das Stichwort durchgegeben werden, das die für den Bereich des Militärbefehlshabers Frankreichs vorgesehenen Massnahmen auslösen würde.

Drei Tage vor dem Attentat wurde Feldmarschall Rommel bei einem Angriff feindlicher Jagdbomber in der Normandie schwer verletzt. Auf seine Mitwirkung war nicht mehr zu rechnen. Es wird unseren General klar gewesen sein, was der Ausfall Rommels bedeutete. Trotzdem

mussten die Dinge nun ihren Lauf nehmen. Am 18. Juli weihte S t ü l p n a g e l seinen Stabschef, Oberst von L i n s t o w , ein.

In den Mittagstunden den 20. Juli sah der Verfasser den Oberbefehlshaber zum letzten Mal. In der schwülen Hochsommerhitze ging er, was sonst nicht seine Art war, ruhelos auf dem Dachgarten des Hotel Raphael, von dem man einen grossartigen Rundblick über Paris hat, auf und ab. Er wartete, wie wir jetzt wissen, auf das Stichwort. Aber der herzliche Abschiedsgruss, dessen Klang unvergessen bleibt, verriet nicht, was in ihm vorging. Als Nachmittags das Stichwort "Abgelenken" durchkam, gab der General die Befehle zur Verhaftung des Pariser SD und der SS, die sich dann auch reibungslos vollzog. Darauf fuhr er mit H o f a c k e r in das Hauptquartier des Nachfolgers R o m m e l s , des Feldmarschalls von K l u g e , in Laroche-Guyon, um diesen für die Sache zu gewinnen. In langen Unterredungen in Gegenwart der Generale S p e i d e l und B l u m e n t r i t t versuchten von S t ü l p n a g e l und H o f a c k e r dem Feldmarschall seine Aufgabe vor der Geschichte deutlich zu machen. Es scheint, dass der Feldmarschall seine Mitwirkung nur für den Fall des Gelingens des Attentats zugesagt hat. Jedenfalls fand er den Entschluss zum Absprung nicht. Durch Anruf bei K e i t e l stellte er noch während der Unterredung das Fehlschlagen des Attentats fest und befahl daraufhin, den SD und die SS wieder freizulassen-geben.

General von S t ü l p n a g e l und seine Vertrauten fuhren noch in der Nacht nach Paris zurück. Auf der Fahrt wurde kein Wort gewechselt. Der General sah still vor sich hin. In Paris liess er die SS frei. In der Nacht noch traf er mit den enthafteten höheren Polizei- und SS-Führern in seinem Kasino zusammen. Es muss eine phantastische Szene gewesen sein, bei der es zunächst gelang, den SS-Leuten die "Sprachregelung" glaubwürdig zu machen, dass der Oberbefehlshaber einer Berliner Mystifikation von einem SS-Putsch zum Opfer gefallen sei. Es war deutlich, dass diese Fiktion keine zwölf Stunden Bestand haben würde. In den Morgenstunden des 21. Juli scheint General von S t ü l p n a g e l noch einmal bei Feldmarschall von K l u g e gewesen zu sein. Darauf liess er sich noch, als ob nichts vorgefallen wäre, von dem einen oder anderen Beobachter Vortrag halten. Dann erreichte ihn ein Anruf aus Berlin, dass er sofort zur Berichterstattung zu Feldmarschall K e i t e l kommen sollte. Der General wusste, was das bedeutete. Doch er blieb äusserlich unbewegt; noch um eine Spur herzlicher als sonst verabschiedete er sich von seinem Ordonnanzoffizier. Nur von seinen beiden Fahrern begleitet, machte er sich auf den Weg. Ein Anruf des Feldmarschalls von K l u g e , der ihn aufforderte, noch nicht abzureisen, sondern nähere Befehle zu erwarten, erreichte ihn nicht mehr.

Unterwegs, in der Nähe von Verdun, liess er halten und schickte seine Fahrer fort. Er versuchte, sich zu erschiessen. Um aber einen Partisanen-Überfall vorzutäuschen, hielt er zu weit ab und traf sich nicht tödlich. Der Schuss traf durch beide Augen und liess ihn erblinden. Die Fluten des kleinen Flusses, in den er hinabgestiegen war, sollten ihm trotzdem das Ende bringen. Aber die treuen Männer waren trotz des Befehls in seiner Nähe geblieben, sie eilten, als sie den Schuss hörten, zu Hilfe und zogen ihren General heraus. Er wurde in ein Lazarett in Verdun eingeliefert und der Bewachung der SS anvertraut. Niemand durfte zu ihm. Bluttransfusionen erhielten ihn am Leben. Aus der Bewusstlosigkeit erwacht, rief er den Namen R o m m e l . Vollständig zur Besinnung gekommen, erkundigte er sich aufs liebenswürdigste, ohne ein Wort von sich selber zu sagen, bei dem Chefarzt nach dem Ergehen der Lazarettinsassen und nach ihren Wünschen. Der Arzt, der den wahren Sachverhalt ahnte, war voller Bewunderung für diese Haltung. "Das ist wirklich ein General", sagte er zu den Offizieren, denen er den Zutritt zu ihrem Oberbefehlshaber verweigern musste.

General Heinrich von Stalpnagel wurde dann, kaum vernehmungsfähig, mit den Obersten von Linstow und Finckh und dem Oberstleutnant von Hofacker vor den Volksgerichtshof gestellt. Er verriet niemanden von den Mitarbeitern und Freunden, die mit im Spiele gewesen oder einverstanden waren. Zum Tode verurteilt, wurde er wie seine Kameraden gehängt.

Anmerkungen:

- 1) "Platonische Rechenschaft", Platon's 71. Brief, übersetzt von Heinrich Weinstock, S. 17.
- 2) Theologisch ist das Notstandsrecht nur im Calvinismus folgerecht entwickelt. Im lutherisch-landeskirchlichen Kirchenregiment der orthodoxen Schulprägung, und ein anderes gibt es nach Luther's Tod nicht, - ist ein solches Recht trotz der Ansätze, die sich bei Luther selbst finden, nicht entwickelt worden. Auf calvinistischer Seite ist zu nennen Du Plessis Mornay, "Vindiciae, contra Tyrannos", nach der Bartholomäusnacht verfasst. Die Theorie der Monarchomachen ist besonders entwickelt bei Althusius. Die einzige Stelle von Gewicht bei einem modernen protestantischen Theologen findet sich bei Adolf Schlatter "Die christliche Ethik", S. 118 f: "Es lässt sich allerdings auch im Verhältnis zu unserem Volk und Staat der Krieg nicht als völlig unmöglich ausschliessen, weil sich die selbsttätige Verblendung des Menschen so steigern kann, dass er mit Gewalt niedergedrungen werden muss und die Gemeinschaft nur durch ihre Zerstörung neu begründet werden kann. Die Christenheit wird sich aber zum Urteil, dass die Verfahrtheit derer, die den Staat verwalten, den Krieg gegen sie zum einzigen Mittel mache, durch das die Gemeinschaft gerettet werden könne, schwer entschliessen nicht nur wegen des Blutes und der Tränen, die die Verwendung gewaltsamer Mittel begleiten, sondern auch in der Furcht vor den sittlichen Gefahren, deren Ueberwindung damit übernommen werden muss. Soll eine Revolution mit christlichen Ueberzeugungen vereinbar sein, so muss sie nicht in der selbstischen Sucht einer Partei, sondern im Wohl des Ganzen ihr Motiv haben und somit den Krieg bewusst und wirksam um des Friedens willen führen."

Diese Hinweise verdanke ich Helmuth Kitteli, Münster.

- 3) Kritische Gesamtausgabe VI, 265, 15.
- 4) Kritische Gesamtausgabe IX, 656, 23.
- 5) Tischreden aus der zweiten Hälfte des Jahres 1531. WA, TR 2, Nr. 2285 b.
- 6) Tischreden aus der ersten Hälfte der dreissiger Jahre. WA, TR 1, Nr. 1126. der
- 7) Bedenken von/Gegegenwehr, Januar 1539, verfasst wahrscheinlich von Melancthon, unterschrieben von Luther. Enders 12, Nr. 2678.
- 8) Gutachten von 4.7.1539, verfasst wahrscheinlich von Justus Jonas oder Bugenhagen, unterschrieben von Luther. Enders 12, Nr. 2738.
- 9) Enders 11, Nr. 2480.

Kritischer Auftrag ist im Juli 1946 gefertigt worden.
Jungmann.

Leben und Tod des Widerstandskämpfers vom 20. Juli 1944.

Peter Sturm.

Dieser Bericht soll ein Auszug aus dem Buche des Widerstandskämpfers sein und zwar des jungen Widerstandskämpfers, der sich als Soldat oder auch als Zivilist von Hitler, seinem obersten Kriegsherren abwenden musste, um seinen Fahneneid zu brechen. Es soll den Widerstandskämpfer schildern mit seiner Pflichterfüllung und seiner Ehre, die er als Soldat und als Zivilist in sich hatte, mit seinen Freuden und Leiden, die ihn zuletzt zum Freitod, oder an den Strang gebracht haben.

Es ist verständlich, daß der Offizier und Mann der sogenannten Reichswehr eine Vergrößerung der Wehrmacht gerne gesehen hätte. Wer musste nicht lachen, wenn er auf den Truppenübungsplätzen Panzer aus Pappe sah und Flugzeuge, die in Wirklichkeit Papierdrachen waren. Am Abend aber betrachtete er sich die ausländischen illustrierten Zeitschriften mit den modernsten Panzern und Flugzeugtypen. Durch die 12jährige Dienstzeit waren auch die Beförderungsverhältnisse recht schlecht. Es gab tüchtige, sehr befähigte Offiziere und Mannschaften, die es günstigsten Falles zum Obergefreiten brachten oder in Offiziersrang als Hauptmann ausscheiden mussten. Die Kommandeurstellen waren rar, denn es gab ja nur bei 15 Kompanieführerstellen drei Batl. und eine Rgts.-Kommandeurstelle. So kam es, dass der Offizier von einem Lehrgang zum anderen ging und der Mann nach 4 Dienstjahren Langeweile bekommen musste, weil er es als alter Mann satt hatte, immer noch seinen Gaul zu putzen. Der Offizier strebte eine Vergrößerung der Wehrmacht mit Recht an, denn jedes kleine Land hatte eine stärkere Wehrmacht als Deutschland und letzten Endes wollte man sich in der Notwehr seiner Haut auch wehren können. Keinesfalles aber wollte der Offizier eine derart überstürzte Aufrüstung, wie sie Hitler in die Wege leitete und durchführte. Es war daher nicht zu verwundern, daß es zuerst einen rechten Durcheinander gab, und man musste schon bei der aufstellung neuer Divisionen auf Reserve und Polizeioffiziere zurückgreifen. Außerdem war man gezwungen, eine grosse Anzahl von Offizieren aus dem Mannschaftsstande zu befördern. Die Ausbildung der Truppe ging deshalb bei den neu aufgestellten Einheiten langsam und unvoll-

ständig vor sich. Es ist sicher, daß auch eine ganze Anzahl aktiver Divisionen dagewesen waren, die in bester Ordnung gewesen sind. Bereits in den Jahren 1936 und 1937 massten sich die politischen Leiter vom Kreisleiter bis zum Gauleiter Rechte an, die sich ein Standortkommandeur nicht gefallen lassen konnte und wollte. Es gab damals schön Reibereien, die immer nur durch Vermittlung des Landrats oder eines vernünftigen Älteren Pg. ausgeglichen wurden. Der Stachel blieb, und der Kreisleiter war nicht immer ein gern gesehener Gast im Kasino. Dazu kam noch, daß in politischen Reden naher Pfeil gegen die Wehrmacht abgeschossen wurde und die SS als die einzige dastehende Truppe bezeichnet worden ist. Die Arroganz der SS ging so weit, daß ein Scharführer einem Wehrmachtsoffizier auf der Straße glatt sagte, daß er keinesfalls verpflichtet sei zu grüßen, da er einen Offizier der Wehrmacht nicht als Vorgesetzten anerkenne. Es war im Kriege nicht selten, daß der uk.-gestellte junge Ortsgruppenleiter einen alten Frontsoldaten, weil er im Wirtshaus im Urlaub einen über den Durst getrunken hatte und den "nötigen Respekt" nicht wahrte, dem Kreisleiter zur Meldung brachte und dieser von dem Kompanieführer die Bestrafung des Soldaten mit Vollzugserstattung verlangte. Diese kleinen Vorgänge, die leider nicht selten waren, bildeten einen luftleeren Raum und es war dann üblich, daß man politischen Leitern und SS-Offizieren aus dem Wege ging oder wenn es sein musste, ^{sie} mit einer sachlichen Höflichkeit behandelte, die mit Kameradschaft nichts mehr zu tun hatte. Heute wissen wir alle, daß Hitler ein Hasardeur war, ein Spieler, der alles auf eine Karte setzte und auch leider anfangs gewann.

Ältere Offiziere sahen mit Grauen in den Operationen im Rheinland, in Österreich, in Sudetengau und im Protektorat ein überaus gefährliches Unternehmen, das diese in keiner Weise billigten. Aber Hitler bluffte, fand bei den Gegnern Nachsicht und gewann das Spiel. Damals bildeten sich bereits über Hitler sachlich richtige Urteile: "Kein Soldat, Bluffer und kein Menschenkenner". Trotz alledem hatte Hitler 1939 die beste Armee in der Hand, ein Instrument von vorzüglicher Beschaffenheit, das er aber nicht spielen konnte. Es soll einmal ein General zu Furtwängler gesagt haben: "Wenn Hitler nur Mundharmonika spielen könnte, das dürfen sie mir glauben, dann wären Sie nicht der Furtwängler!"

Zwei gute Kameraden von mir, der Major v.L. und der Hauptmann v.D. waren Prüfungsoffiziere bei einer Annahmestelle für Offiziers- und Unteroffiziersbewerber. Major v.L. stellte den Typ des anständigen, gewissenhaften, ehrlichen und disziplinierten Offiziers dar, ausgestattet mit hohem Pflichtbewusstsein und edlem Charakter, präziser Ehrauffassung und vornehmer Gesinnung. Er war wie der grösste Teil des alten bayerischen Adels tief religiös, nicht besonders temperamentvoll und in seinen Äusserungen meist sehr zurückhaltend und vorsichtig. Mit seinen dienstlichen Leistungen war der Kommandeur sehr zufrieden. In Freundeskreisen war er sehr beliebt.

Hauptmann v.D. war ein junger, strebsamer, gewissenhafter und fleissiger Offizier, sehr diszipliniert und weit über den Durchschnitt hinaus begabt. Er war ein begeisterter Soldat, hochanständiger Charakter mit guter Gesinnung und hoher Ehrauffassung. Er war bereits für sein jugendliches Alter sehr gesetzt und ein sehr beliebter Offizier und Kamerad. Etwa Anfang Juni 1944 wurde der Dienststelle telefonisch vom Generalkommando mitgeteilt, daß höchstwahrscheinlich Major v.L. abgegeben werden müsse, da er für General Olbricht in Berlin als Adjutant vorgesehen sei. Der Kommandeur Oberst B. war darüber sehr erstaunt und ungehalten, vor allem deshalb, weil namentlich ein Offizier angefordert wurde, während es sonst üblich war, daß man einen für den geplanten Posten geeigneten Offizier vorzuschlagen hatte. Er legte dagegen scharfen Protest ein, der jedoch völlig erfolglos war. Er erhielt die Mitteilung, daß v.L. namentlich aus Berlin angefordert wurde und weitere Befehle nachkommen. Es dauerte auch nicht lange, dann kam der Befehl, daß v.L. zu einem Kurs für höhere Zwecke nach Wunsdorf unverzüglich in Marsch zu setzen sei.

Als sich die Sensation des 20. Juli ereignete und man allmählich über die Zusammenhänge ins Bild kam, konnte man sich entsinnen, daß unser Kamerad v.L. Bamberger Reiter gewesen war und ein Regimentskamerad und Freund des Grafen v. Stauffenberg. Major v.L. verhaftete Generaloberst Fromm.

Etwa 4 Wochen nach dem Attentat auf Hitler kamen plötzlich 2 Zivilisten zu dem Kommandeur B und stellten sich als Gestapobeamten vor. Sie hätten von dem SA-Brigadeführer aus Augsburg den Auftrag erhalten, den Hptm. v.D.

zu verhaften und nach Berlin zu bringen. Es war vollkommen klar, obwohl die Gestapobeamten jede Auskunft verweigerten, daß v.D. mit dem 20. Juli im Zusammenhang stehen müsse. Leider war es dem Kommandeur nicht mehr möglich, seinem Hptm.v.D. einen Wink zu geben, oder nur ihm die Flucht nahe zu legen. Der Kommandeur weigerte sich zuerst den Hptm.v.D. herauszugeben, da nach den geltenden Bestimmungen bei der Verhaftung von Offizieren ein von höherer Stelle bestimmter Offizier dabei sein mußte. Die beiden Gestapobeamten erklärten, daß seit dem 20. Juli diese Bestimmung nicht mehr gelte. Um Zeit zu gewinnen, rief der Kommandeur das Polizeipräsidium in Augsburg an und machte auf die Bestimmung aufmerksam. Der SS-Brigadeführer Stark, der damals Polizeipräsident gewesen war, setzte sofort einen scharfen Ton an, sodaß der Kommandeur Oberst B. sich genötigt sah, ihm kurz mitzuteilen, daß er von einem Polizeipräsidenten keine Befehle annehmen habe, damit hängt er ab. Vorsichtshalber setzte sich Oberst B. mit dem Generalkommando in Verbindung, wo er aber weder den Befehlshaber noch einen einschlägigen Offizier erreichen konnte, da diese zu einer Besichtigung abwesend waren. Endlich erreichte er den Abwehroffizier im WK VII und teilte ihm die Situation mit. Dieser legte dem Kommandeur nahe, den Hptm.v.D. herauszugeben, da sonst wegen Verschleierung und Mittäterschaft er ebenfalls mit einer Verhaftung rechnen müsse. Damals ahnten wir alle nicht, daß man Hptm.v.D. zum letztenmal gesehen hatte. Ein Kamerad, der später in das Zuchthaus Plötzensee eindringen konnte, konnte ihm nur noch im Vorübergehen die Hand reichen. Der Kommandeur schickte einen älteren Offizier zu den Eltern des Hptm.v.D., um diese über den Vorgang zu benachrichtigen. Einige Zeit später, nachdem sich schon die Eltern die größte Mühe gegeben hatten in Berlin über das Schicksal ihres Sohnes etwas zu erfahren, erfuhr man im Generalkommando in München, daß der Major v.L. bereits liquidiert sei und wahrscheinlich auch Hptm.v.D..

Kurze Zeit später traf von Berlin ein Geheimfernschreiben ein, mit folgendem Inhalt: "Die ehemaligen Offiziere Major v.L. und Hptm.v.D. sind aus der Wehrmacht auszustossen. Die Standortlohnstellen der beiden ehemaligen Offiziere sind sofort anzusetzen, daß sämtliche Zahlungen einzustellen sind".

Einige Tage später kamen die Eltern in Trauer und leidvollen Herzens und überreichten ein Schreiben, das bereits vorgedruckt war, nur Ort und Name brauchte noch eingesetzt zu werden, mit folgendem Inhalt:

„An den Bürgermeister der Gemeinde K.

Das Standesamt Charlottenburg teilt mit, daß der ehemalige
Hptm.v.D. verstorben ist.“

Das war die einzige Mitteilung, die man den Angehörigen vorerst auf indirektem Wege zukommen ließ. Leider konnte die Dienststelle keine weiteren Angaben machen, doch waren alle bis ins Innerste erschüttert. Die unglücklichen Eltern, die ihren Sohn so gern noch einmal gesehen hätten, waren in Berlin von einer Dienststelle zur anderen gelaufen und überall wurden sie mit leeren Worten abgefertigt und mussten unverrichteter Dinge wieder heimkehren. Obwohl man in Berlin wusste, daß Hptm.v.D. bereits tot war, hielt man es dort bei keiner Stelle für nötig, ihnen die Wahrheit zu sagen. Einige Zeit später wurde den Eltern das Urteil des Volksgerichtshofes zugeschickt.

Es lautete: Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof, Akt.2. CJ 10/44 g R s
Berlin den 27. September 1944, Bellevuestr. 15

Herrn v.D.

Der ehemalige Hptm. Herr Graf v.D. ist vom Volksgerichtshof
wegen Hoch- und Landesverrat zum Tode verurteilt worden.

Das Urteil ist vollstreckt.

I.A.: gez. Unterschrift unleserlich.

Die Bekanntmachung als Todesanzeige in einer Zeitung war verboten.

Über den Major v.L. erfuhr man später, daß er von Oberst Graf v. Stauffenberg geholt worden ist, der ihn schon beim Eintritt in die Wehrmacht ins Reiterregiment gebracht hatte und mit ihm sehr gut befreundet war. Kameraden haben später erzählt, daß v.L. seinen Beichtvater ins Gefängnis kommen ließ und ihn gefragt habe, ob es eine Todsünde sei, wenn man sich an der Beseitigung eines Staatsoberhauptes beteiligt. Der Beichtvater soll geantwortet haben: "Manchmal ist es sogar gut, wenn man sich daran beteiligt". Als der Geistliche die Zelle verließ, soll man ihn wegen dieser Antwort verhaftet und hingerichtet haben. Es war Beiden unbekannt, daß sich in den Zellen Mikrophone befanden und man infolgedessen jedes Gespräch mit abhören konnte.

Die Vorgeschichte zweier unserer besten Kameraden ist damit beendet und ich möchte nun schildern, wie es den Beiden weiterhin im Hinrichtungsgefängnis Berlin-Plötzensee ergangen ist.

Im allgemeinen wurden die politischen Gefangenen in die Prinz-Albrechtstraße oder nach Berlin-Plötzensee in die Strafanstalt gebracht. Nur wer selbst einmal in einem Gefängnis untergebracht gewesen ist, weiß wie furchtbar degradierend und niederschmetternd der erste Eindruck ist. Die Aufsichtsbeamten waren meistens abgestumpft und zum Teil recht rohe Burschen.

Zuerst erfolgte die Aufnahme der Personalien, dann die kurze Untersuchung durch den Arzt und dann die Einkleidung in das gestreifte Gewand des Verbrechers. Man konnte sich leicht vorstellen, daß die sogenannten Wachtmeister, die die Aufsicht führten, eine besondere Freude hatten, einen Offizier zu demütigen und als Untergebenen in reinster Form zu behandeln. Im Allgemeinen war Einzelhaft vorgesehen, nur dann wenn der Andrang zu groß war, wurden mehrere Männer in eine Zelle gelegt. Es ist den Leuten vollkommen gleichgültig, ob in einer Einmannzelle mit einer Bettstelle zwei, drei oder fünf Leute untergebracht waren. Besonders schwer war es für den politischen Gefangenen, da er Tag und Nacht Handschellen tragen mußte. Für die Nacht mußten die Kleider auf den Gang vor die Zellentür gelegt werden. Es war nicht selten, daß die ausgehungerten und ausgemergelten Gestalten der Todeskandidaten noch die Merkmale einer grausamen Folterung durch die Gestapo an ihren Körper trugen. Die Zeitdauer von der Einlieferung bis zur Hinrichtung war bei den einzelnen Stellen ganz verschieden, manche Todeskandidaten mußten 4-6 Wochen, andere gar monatelang auf den sicheren Tod warten. Im allgemeinen wurden die Männer des 20. Juli - "Attentat auf Hitler" - sofort hingerichtet. Hier in Plötzensee war nur ein Fall bekannt, wo ein Mann über ein Jahr auf seine Hinrichtung warten mußte. Die Ungewissheit ist eine der schwersten Marter der Todeskandidaten.

Ein sehr gefürchteter Mann im Todeshaus war der Vorsteher, er wurde nur "der Fuchs" genannt. Es war ein Mann mit einem lauernden Wesen, vor dem kein Mensch sicher war. Ganz unvermittelt und plötzlich war er da und selbst die Wachtmeister sahen sich vor, um nicht erwischt zu werden, wenn sie mit einem Gefangenen sprachen. In aller Frühe kam der geradezu vorhasste Mann in die Gänge des Gefängnisses und sah nach, ob alles in Ordnung war. Peinlich genau prüfte er, ob die Gefangenen vorschriftsmäßig gefesselt waren und die Vorbereitungen für die Hinrichtung genauestens stimmten. Alle waren überzeugt, daß dieser Mann sich selbst

für den anständigsten Menschen hielt, weil er seinen Dienst bis zur Grenze ausübte. Er hielt es wahrscheinlich auch für seine Pflicht, wenn er die Hinrichtungsgruppen der Todeskandidaten wie ein Kreusträger bei einer Prozession zum Todeshaus führte. Es war ein furchtbarer Anblick, wenn man sah, daß alle zum Tode verurteilten Gefangenen paarweise zum Erhängen geführt wurden. Nur mit einer gestreiften Hose bekleidet, die Jacke übergeworfen, die Hände auf dem Rücken gefesselt, an den Füßen klappernde Holzpantoffel, so gehen die Männer aufrecht und stolz, entschlossen für ihre Freiheit zu sterben. Müde und grau lag dieses Gebäude im Schlaf und 186 aufrechte Menschen starben damals einen Heldentod, weil sie die Absicht hatten das Volk vom Tyrannen zu befreien.

Das Haus IV des Strafgefängnisses Berlin-Plötzensee war das Hinrichtungsgefängnis für die Beteiligten des 20. Juli 1944. Man bezeichnete dies als eine Sonderaktion und an dem Geraune der Wachtmeister merkte man, daß am nächsten Tage wieder einige Prominente gehängt werden müssen.

Am Tage vorher werden die anderen Gefangenen punkt abends um 18 Uhr in die Zellen gesperrt. Ich berichte hier die Angaben eines Augenzengen, der damals im Zuchthaus Plötzensee Gelegenheit hatte, die Vorgänge im Gefängnishof zu beobachten. Es mag gegen 19 Uhr abends gewesen sein, da öffneten sich die schweren Eisentüren des Gefängnishofes und wir truschen uns nicht, der Erste der heraustrat, war General v. Witzleben und die anderen, Generalleutnant v. Hase, Oberstleutnant Bernardis, Rptm. Klausin und Graf York v. Wartenburg. Wir sahen diese Männer ihren letzten Weg gehen in gestreiften Sträflingskleidern, an den Händen gefesselt, die nackten Füße in klappernden Holzpantoffeln und ohne Kopfbedeckung, der Zug bewegte sich im Gänsemarsch. Es folgte jeweils im Abstand von zwei Meter General Stieff und v. Böppner, insgesamt waren es acht Männer. Jedes Opfer wurde unter den Armen rechts und links von 2 Wachtmeistern geführt, die Offiziere brauchten aber keine Hilfe, sie gehen aufrecht, unerschrocken und mutig zur Todeszelle. Die seltsame Prozession wird abgeschlossen von einer Menge Zivilisten, wahrscheinlich Gestapobeamten. Ein SS-Mann löst sich aus der Begleitung, springt nach vorn und kurbelt geschäftig mit seiner Filmkamera.

Der traurige Zug hat nun das Gefängnisende erreicht und was jetzt geschieht, konnten wir nur vermuten. Es erfolgte wahrscheinlich die übliche Vorlesung des Hinrichtungsbeschlusses. Kaum jedoch sind 15 Minuten verstrichen, hören wir wieder das Klappern der Holzpantoffel,

wir sind wieder am Fenster und sahen, wie sich der Zug in den anderen Gefängnishof bewegt. Die Hände der Opfer waren jetzt auf den Rücken gebunden, der Oberkörper war entblößt, lediglich die Jacke war leicht über die Schulter geworfen. Einer nach dem anderen betrat in Abständen von 5 Minuten den Hinrichtungsschuppen.

Die Gestapokenner, wahrscheinlich auch Vertreter der Regierung drängten sich in den Todesschuppen. In knappen 40 Minuten war alles vorüber, Hitler hat wieder reinen Tisch gemacht.

Als die ersten Fliegerangriffe auf Berlin einsetzten, blieben die politischen Gefangenen den ganzen Tag gefesselt in ihren Zellen, bis sie das Schaffott befreite. Durch die Bombardierung des Gefängnisses mussten wir Gefangene zu Aufräumarbeiten herangezogen werden. Zum Erstenmale gelang es mir, in die Tischlerei der Strafanstalt zu kommen. In einer Ecke standen gezimmerte Kisten, etwa 1,80 bis 2 Meter lang, aufgestapelt, es waren die Särge für die Hingerichteten. Es fiel mir auf, daß die einen Särge etwa 20 cm kürzer waren als die anderen. Bald war ich belehrt, daß es sich bei den kurzen Särgen um die durch das Schaffott Hingerichteten handelte. In jedem Sarg wurden zwei Menschen untergebracht. Durch die nun einsetzenden Fliegerangriffe gab es nun auch in Plötzensee keine sicheren Türschlösser und Riegel mehr. So war es den Aufräumungskolonnen möglich, von Hof zu Hof zu gehen. Es war nun mein Bestreben, einmal den Hinrichtungsschuppen zu betreten, um mich von der Einrichtung zu überzeugen. Es ist mir dies auch gelungen und ich stand, durch eine Tür eingetreten, in dem Vorraum. Gegenüber der breiten Tür hing ein schwarzer Vorhang, der zurückgezogen werden konnte, rechts an der Wand, die ebenfalls mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war, stand ein Tisch, der wahrscheinlich für das Exekutionsgericht bestimmt war, links und rechts waren moderne Leuchtkörper angebracht.

Ich schlage den breiten Vorhang zurück und vor mir stand das furchtbare Instrument; die Guillotine. Es war bereits die Zweite, nachdem die erste bei einem Bombenangriff vernichtet worden war. Es war für mich ein furchtbarer Anblick, denn hier starben bereits meine besten Freunde und Mitkämpfer. Hier mussten unzählige Frauen und Männer, manche von ihnen fast noch Kinder, ihr Leben opfern.

In dieser Hinrichtungsstätte wurden in vier Jahren etwa 4000 Menschen hingerichtet. An dieser Stelle müsste eine Kapelle errichtet werden

und ein Wahlfahrtsort entstehen. Alles was jetzt noch zu sehen war, konnte nicht mehr erschüttern. Links stand ein Waschbecken für die Henkersknechte zum Abspülen des Blutes. Rechts viele Flaschen über deren Verwendungszweck ich zunächst noch im Unklaren war. Später erfuhr ich, daß das Blut jeweils zu Blutspendungszwecke aufgefangen und in diese Flaschen gefüllt worden war. An der linken Seitenwand sind Haken angebracht, hier hauchten die Opfer, die für den Strang bestimmt waren, ihr Leben aus.

Der Augenzeuge der im Haus IV während seiner Strafzeit als Bibliothekar beschäftigt gewesen war, erzählte Folgendes weiter:

„Auf dem Tisch lagen die Wunschzettel der Todeskandidaten, auf denen sie ihre letzten literarischen Wünsche äußerten. Merkwürdigerweise wollten die Meisten illustrierte Blätter. Es war wohl verständlich, daß die Todgeweihten nicht mehr geistvolle Lektüre erbaten, sondern sie wollten Bilder sehen, die sie ablenkten. Ein großer Teil bat um die Bibel und Gebetbücher. Es war Sitte, daß die erwünschten Bücher vor die Zellentür gelegt wurden, damit der Wachtmeister beim nächsten Aufschließen die Bücher in die Zellen geben konnte. Nicht selten warf ich durch das Spion-Guckloch einen Blick in die Zelle. Ich sah stets darin die Strafgefangenen, die mit gefesselten Händen auf- und abgingen. Von Zeit zu Zeit sog er seine Nase hoch, die rutschte, weil Rosenträger zu tragen verboten war. Das geringste Geräusch brachte den Blick nach der Tür, denn er wußte ja nicht, ob es die Henker waren oder die Gestapo, die zum grauenhaften Verhör ihn bringen wollten.“

Es war nicht selten, daß an einem Tage 60 Mann zum Tode durch den Strang hingerichtet wurden. Einer der besten Männer, der allseits beliebt gewesen war, war der Gefängnispfarrer Buchholz. Unermüdlich war die Sorgedes Gefängnisseeleorgers um die Todeskandidaten.

Täglich zwischen 6 und 1/2 7 Uhr in der Früh mit Ausnahme des Sonntags wurden die Todeskandidaten aus ihren Zellen gelassen, um die sogenannte Freistunde im Hofe zu verbringen. Schon allein das Aufschließen der Zellen und das Anschreien der Aufseher war für diese Menschen so erniedrigend, daß dieser tägliche Spaziergang zur Qual wurde. Die groben Holzpfantäfel rieben in kurzer Zeit die nackten Füße wund. Im Abstand von 3 Meter schleppten sich die Männer in weitem Kreise im Hofe herum. Die Hände waren wie immer gefesselt. In der Mitte des Hofes standen

die Aufseher, die durch ihr Knurren ihre Opfer zum schnelleren Gang antrieben oder ihnen das Sprechen verboten.

Im Haus IV befand sich auch als Todeskandidat ein Karmeliterpater, der vom Volksgerichtshof ~~von~~ Freisler wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt worden war. Wie gemein und geradezu teuflisch dieser Freisler war, zeigt die Verurteilung dieses Geistlichen. Der Pater hatte als Studentenseelsorger einem damaligen Studenten nichts anderes geschrieben, als den guten Rat, sich mehr mit seiner Seele als mit Politik zu befassen. Es war bewundernswert, mit welcher Gottergebenheit er das Todesurteil trug. Sein Wahlspruch war, "Gott ist mein Richter".

Es war nicht selten, daß die Aufsichtsbeamten die Geistlichen und Offiziere in gemeinster Weise beschimpften, niemals aber wurde eine Klage laut. Es ist allgemein bekannt, daß fast ausschliesslich alle Gefangenen des 20. Juli aus gut christlichen Familien stammten. So fanden auch alle einen Trost im Gebet und die Abschiedsbriefe der zum Tode Verurteilten waren geradezu ergreifend.

So schrieb einer meiner besten Kameraden an seine Angehörigen:

Liebe Eltern!

In Gedanken und im Gebete waren wir diese letzten 3 Wochen unendlich oft vereinigt, denn so oft meine Gedanken zu Euch, den geliebten Geschwistern gingen, war ich mir bewußt, daß wir uns auf dieser geistigen Verbindungslinie begegnen würden. Morgen findet meine Verhandlung statt, ich sehe dem Tode ruhig und gefasst entgegen. Eine grosse Gnade war es für mich, diese lange Vorbereitungszeit von 3 Wochen zu haben, während denen ich im Gebet viel Trost, Erleuchtung und Stärkung erfahren habe. Der liebe Gott hat mir oft wunderbar geholfen, ich bin ihm viel näher gekommen und er hat mir namentlich die Gnade geschenkt, ihrrecht von Herzen lieben zu lernen.

Ich habe ja ein so schönes Leben gehabt, in erster Linie danke ich Euch, geliebte Eltern! Vom Anfang meines Lebens bis zum Ende ward Ihr unser Heim, unsere Familie, der Angelpunkt meiner ganzen Gedanken. Nirgends habe ich mich so wohl gefühlt, wie schön noch zum Abschluß der letzte Urlaub. Dieser heißen Heimatliebe ist im Ursprung auch meine jetzige Tat entsprungen, wenn sie auch in Ausführungen und Folgen ganz andere Wege gingen und nun lasse ich halt alles von Herzen grüßen in der lieben Heimat, alle Nachbarn usw. Heute Sonntag hat es ein gutes Essen gegeben, da bin ich guter Laune und möchte

- 11 -

" schwarze Katz " spielen. Überhaupt dürft Ihr nicht glauben, daß ich meinen Humor verloren habe. Wie gesagt, ich habe es im Leben schön gehabt, jetzt freue ich mich auf den Himmel, ich habe das feste Gottvertrauen, daß ich hineinkomme.

In dieser Weise endete ein seitenlanger Brief eines treuen, aufrechten, guten Menschen, der für sein Vaterland und für seine Lieben sich geopfert hat.

Am selben Tag wurde das Urteil gesprochen, am selben Tage das Gnadengesuch abgelehnt und am selben Tage das Urteil vollstreckt. Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Mensch zu einer so gemeinen Kreatur, zu so einer Bestie werden konnte, wie es Preisler, die Gestapo, der SD und die Aufsichtsbeamten im Hinrichtungsgefängnis in Plötzensee waren. Im Abstand von 2-3 Minuten wurden die Opfer einzeln aus dem Todeshaus zum Hinrichtungsschuppen geführt. Es ist bewundernswert wie aufrecht und mutig sie alle zum Schaffott schritten.

Zum Schlusse möchte ich doch noch ein Ereignis anführen, worüber der Gefängnisvorsteher und die Gestapo reichlich erstaunt gewesen waren. Früh morgens beim sogenannten Aufschluß der Zellen wurde festgestellt, daß zwei Todeskandidaten geflohen waren. Es war ein Meisterstück dieser jungen Leute. Mein Kamerad war damals befohlen, die Kaffeeverteilung vorzunehmen und war Zeuge, als der Wachtmeister P. die Zelle aufschloß und mit offenem Munde in die Zelle starrte, die Zelle war leer. Auf dem Tische lagen die Handschellen. Sofort wurden sämtliche Wachmannschaften alarmiert und es wurde eine Jagd nach den Entkommenen in den Gefängnishöfen und in der Umgebung von Plötzensee veranstaltet. Wie die Beiden es fertigbrachten, Stein um Stein aus der dicken Mauer herauszuküßen, sich mit den Bettdecken die zusammengeknotet wurden, aus der Zelle zu lassen und die hohe Mauer zu übersteigen, ist kaum zu verstehen. Die beiden jungen Offiziere hatten noch Humor, denn sie hatten einen Zettel auf dem Tisch liegen lassen, auf welchem stand: Mein Verdienst für das Trennen der Uniformen von RM 2.40 vermappe ich der NSV "Auf Wiedersehen".

Es gab einige Dutzend Kameraden, die es fertigbrachten, sich aus Berlin abzusetzen, als das Attentat auf Hitler fehlgeschlagen war. Ich war damals bei einem mir befreundeten Oberstabsarzt in einem Dorfe

Bei Potsdam und sollte mit einer Einheit nach Berlin einrücken um die Reichskanzlei mit zu besetzen. Bereits zwei Tage vorher war ich mit einem Ausweis in die Reichskanzlei gelangt und hatte mir dort die Räumlichkeiten angesehen. Vor der Reichskanzlei stand bereits breitbeinig ein Doppelposten der SS, der es bestimmt nicht leicht hatte, denn er mußte vpr jedem Offizier präsentieren. Bereits in der unteren Halle stand ein Schreibtisch mit einigen SS-Leuten, die die Ausweise gensestens kontrollierten. Dann begleiteten zwei Männer den Besucher auf einer breiten teppichbelagten Treppe in das erste Stockwerk. Oben links war ein Wachzimmer, in dem wieder 10-12 SS-Leute sich befanden. Der sehr breite Flur war mit Teppichen belegt, große Fenster gaben helles Licht und vornehme Klubmöbel standen herum. Zwei SS-Leute brachten mich vor die Türe und warteten, bis ich wieder aus dem Zimmer herauskam. Die Zimmer der Parteileiter waren auf das Vornehmste ausgestattet. In derselben Weise, wie man hinaufgeschleust wurde, wurde man wieder bis zu den Treppen der Reichskanzlei heruntergeleitet. Leider war es mir nicht vergönnt, einige Tage später in die Reichskanzlei mit meinen Leuten einzudringen, nachdem Fehlschlagen des Attentats auf Hitler mußte ich fluchtartig das Gelände verlassen. In einer gerade unglaublichen und nicht beschreiblichen Fahrt mit dem Krafttrad raste ich über Magdeburg zu meiner Dienststelle nach Wiesbaden. Die Stunden und Tage, die darauf folgten, werde ich nie in meinem Leben vergessen. Ständig trug ich eine Pistole bei mir, weil ich keinesfalls in die Hände der Gestapo fallen wollte. Dank der Kameradschaft meines Kommandeurs und unseres Adjutanten konnte auf Anfrage hin mitgeteilt werden, daß ich den Standort nicht verlassen hatte.

Trotz alledem lag uns das Schicksal unserer Kameraden so sehr am Herzen, daß wir den Versuch machten, einige davon zu befreien. Mit Waffengewalt war dies kaum möglich, denn in Plötzensee war am Tor eine starke Wache und es ging durch mehrere Eisengitter bevor man zu den Zellen gelangen konnte. Ein Kriminalrat, der es damals ermöglichte, dort mit mir und drei Kameraden einzudringen, versuchte durch einen gefälschten Vorführungsbefehl einige Kameraden herauszuholen. Es gelang uns aber nicht, nur war es mir möglich, im dämmerigen Flur einigen Kameraden die Hand zu drücken, darunter auch meinem besten Kameraden, dem Hptm. v. D.. Ob nun der Kriminalrat bei der Besprechung mit dem Gefängnisvorsteher nicht den Mut hatte, den Vorführungsbefehl vorzulegen oder den Eindruck gewann, daß es aussichtslos war, die Männer aus dem Hinrichtungsgefängnis zu bringen, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, jedenfalls wurden die 6 Männer

wieder in ihre Zellen zurückgebracht und der Kriminalrat ließ uns rufen und wir fuhren von Plötzensee mit seinem Dienstwagen wieder weg. Ich habe es hinterher tatsächlich bereut, daß ich nicht der Aussprache mit dem Gefängnisvorsteher teilgenommen habe. Ich glaube, daß ich den Mut aufgebracht hätte, die Vorführung zu verlangen und die Leute mitzunehmen. Ob es uns dann geglückt wäre, die Kameraden wegzubringen und zu verstecken, wäre eine andere Frage gewesen, denn es hat sich leider später gezeigt, daß kein höherer Offizier nur etwas Mut aufbrachte, um in vertrautesten Kreisen die Handlung der Widerstandskämpfer zu vertreten. Mit Sicherheit ist heute zu sagen, daß diese Menschen nicht umsonst geopfert worden sind.

Wenn auch in dieser schnelllebigen Zeit vieles vergessen worden ist, eines steht fest, bei dem Attentat auf Hitler handelte es sich nicht um eine Clique ehrgeiziger Offiziere, sondern es handelte sich um die Befreiung Deutschlands von einem Tyrannen, der auf sinnlose Weise planmäßig ein Volk von 70 Millionen ruinierte und Milliarden von Werten zugrunde richtete.

Die Offiziere, Beamten und alle Männer, die daran beteiligt waren, waren zum größten Teil in den höchsten Dienststellen beschäftigt und waren über den Ablauf der Kriegsereignisse an der Front und in der Heimat auf das Genaueste unterrichtet. Sie hatten erkannt, daß es vollkommen sinnlos ist, einen Krieg, der längst verloren war, weiterhin zu führen. Es darf angenommen werden, daß bei einem damaligen Umsturz heute ein Teil des Volkes der Meinung wäre, daß der Krieg noch durch die angeblich vorhandenen V-Waffen gewonnen werden konnte. Es hat sich aber gezeigt, daß in Wirklichkeit nichts mehr vorhanden war und daß Soldaten, Frauen und Kinder und unschätzbare Werte in gemeiner und niederträchtiger Art zu Schanden gemacht worden sind.

Wenn man heute vom deutschen Offizier und Soldaten in degradierender Weise spricht, so ist dies tief bedauerlich und zeigt nur, daß der Deutsche an Wert und Charakter sehr verloren hat. Ich bin aber davon überzeugt, daß die Stunde kommen wird, wo man den Opfern des 20. Juli wie von Heiligen spricht.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Tierchen - Bericht

zu Besuche / Paare genommen 2.3.64

Ho

(2. Expl. siehe Bes. Ber. I)

FRIEDRICH FREIHERR v. TEUCHERT
MÜNCHEN 27
COPERNICUSSTRASSE 1

Wenn ich meinen Aufzeichnungen über einen Teilausschnitt der Aktion des "20. Juli" einige allgemeine Worte voranstelle, so deshalb, weil eine betrübliche Unkenntnis allenthalben noch herrscht über den Kreis ihrer Träger, seine Zusammensetzung und Tiefe, seine Beweggründe und Ziele.

Kein Wunder, wenn man heute noch ungeheuerliche Meinungen über jene Vorgänge hört - basieren sie doch im wesentlichen auf den Veröffentlichungen Joseph Goebbels', der begreiflicherweise kein Interesse hatte, das Volk wahrheitsgetreu zu unterrichten. Seither sind wohl hier und da Episoden mehr oder minder richtig vor der Öffentlichkeit behandelt worden - an den Problemen sind sie alle vorbeigegangen. Das mag zum Teil darauf zurückzuführen sein, dass eine tiefergehende Erörterung manche Thesen der politischen Gegenwart nicht stützen würde - zum andern Teil darauf, dass die Überlebenden schweigen, sie haben keinen Ruhm gewollt und wollen ihn auch heute nicht. Noch ist das Grauen zu nahe, der Verlust treuer und wertvollster Kameraden zu schmerzlich, da wollte man lieber schweigen. Und doch ist es Pflicht, das Andenken der Toten zu ehren und zu hüten. Wie könnte es besser geschehen als dass man ihr wollen darlegt und ihre Taten vor Verunglimpfung schützt.

"Generalerevolte" kann man heute immer noch hören - fast ein Jahr nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches! Ich habe noch die bassverzerrte Stimme Hitlers im Ohr: "eine ganz kleine Oligarchie ehrgeiziger, feiger Offiziere.....".

Wie war es in Wirklichkeit? Unendlich mannigfaltig war der Kreis. Neben dem Feldmarschall stand der Politiker aus der alten Gewerkschaftsbewegung - bis zu den Kommunisten gingen die Fäden - neben dem Wirtschaftler der Landwirt, neben dem Jesuitenprovinzial der Würdenträger der evangelischen Kirche, neben dem Beamten der Arzt und Anwalt. Fast zu buxt war dieses Bild, gemessen am deutschen Rang zur Uneinigkeit - aber sie alle verband zu wahrer Gemeinschaft der glühende Hass gegen die Schänder des deutschen Namens, gegen die Mörder von Freiheit und Recht, gegen die Todfeinde des religiösen Lebens und wahrer Ethik, gegen die Urheber

von Tod und Vernichtung in der Welt. Sie alle aber wussten, dass es nicht genügt, nur negative Ziele zu verfolgen, dass sie - die Tyrannen beseitigt - vor Trümmern stehen würden, dass es ungeheure Arbeit und Mühen kosten würde, das Gift zu töten, gebrochene und verkrümmte Rückgrate zu schienen und der Seele das wiederzugeben, was sie zum Leben brauchte.

Man war sich bewusst des furchtbaren Risikos, das es bedeutete, eine neue Dolchstoßlegende in Kauf zu nehmen und wenn jetzt Neunmalkluger diesen Einsatz als zu hoch bezeichnen - so müssen sie heute auch den Vorwurf der Welt persönlich tragen, "es hätte sich keine Hand erhoben, das erkannte Übel zu beseitigen." Stimmen allein konnten nicht genügen - mögen ihre Träger auch noch so viel gelitten haben - die Geschichte verlangt mehr.

Und wie sieht es mit dem Ehrgeiz aus? Eigentlich ist die Frage schon beantwortet. Konnten solche Bürden durch fernste Aussicht auf äussere Ehren aufgewogen werden? Nein - jeder wusste ausserdem klar und deutlich, dass das Opfer seinen Fortgang nehmen würde auch nach gelungener Tat, dass all die Vielen den Stein erheben würden, die noch blind waren und sich um den Sieg betrogen fühlten, dass ihre Zahl immer grösser würde, je weiter die Schrecken des Vergangenen und des Augenblicks versunken wären, das erkannten alle und sie handelten trotzdem. Sie handelten, weil sie wussten, dass nur Taten - und zwar aus den eigenen Reihen - die besudelte deutsche Ehre wiederherstellen könnten, sie handelten, weil das Gefühl der Mitverantwortung gegenüber der brennenden, mordenden Welt es gebot.

Generalsrevolte und Reaktion? Natürlich konnten nur Generale, konnten nur die Wehrmacht den Todesstoss führen. Die Träger adeliger Namen in ihren Reihen handelten dabei in Erfüllung der Tradition auf dem gefährvollsten Posten. Hier über Generals- und Adelseliquen zu setzen bleibe doch Hitler und Goebbels vorbehalten - sie konnten ja dem Volke nicht erzählen (und wussten es zunächst ja auch nicht) wie weit in alle Schichten und Berufe die Fäden liefen. Wenn Fremde, die das 3. Reich mit seinem allumfassenden Polizeiterror nicht kannten, sich solche Schlagworte zu eigen machten, so mag eben Unkenntnis das erklären - wenn Deutsche sie heute noch nachplappern, so ist es hoffnungslose Gedankenarmut - oder böser Wille.

Und Militaristen? Die standen im Lager Hitlers - dort waren die Marschallstäbe zu holen, die Kreuze und Dotationen. Von seinem Triumph hatten sie alles zu erwarten, sein Untergang war zugleich der ihre. Die Generale in unseren Reihen wussten zu gut, dass sie Positionen bezogen, die ihren Karrieren das Ziel setzen würden.

Wie viele auch, die in den Listen der Henker mit (verlorenen) militärischen Dienstgraden genannt sind, waren in Wirklichkeit Zivilisten, die nur für Kriegsdauer den grauen Rock trugen - Hitlers Leichenhemd - wie einer aus ihren Reihen sich ausdrückte.

Aber zunächst handeln konnte - wie gesagt - nur die Wehrmacht. Lag nicht ein Gutteil der Erfolglosigkeit des geistigen Widerstandes in der mangelnden Erkenntnis, dass Tyrannen wie Hitler nur mit Gewalt zu beseitigen wären? Dass die Wehrmacht während so vieler Jahre alle Hoffnungen enttäuscht hatte und dass es so lange währte, bis die Gleichgesinnten in ihren Reihen sich zusammenfanden, zum Letzten bereit waren und stark genug schienen, eine Mindestchance für den Erfolg zu bieten - das ist geschichtliche Tragik und Schuld. Für das Verhalten der Wehrmacht dann in entscheidender Stunde ist kein Urteil zu hart. Es hat auch denen, die immer geneigt sind, das Gute anzunehmen, bewiesen, dass die Tradition der Ehre und wahren Mannhaftigkeit längst tot war. So prächtige Männer auch in ihren Reihen zu finden waren - es war nicht ihr Geist, sondern der Geist der Schande, der das Feld beherrschte. Dass von diesem Urteil der Grossteil der braven Landser und kleinen Frontoffiziere ausgenommen ist, braucht keine Erwähnung.

Kann man es jenen Politikern zur Last legen, für welche die Wehrmacht im grossen Spiel nur ein Faktor - gewiss der erfolgsnotwendige - war, dass dieser Faktor in der Bewährung versagte - oder dass sie sich seiner überhaupt - oder so spät - bedienten? Haben sie nicht viele, viele Jahre um die Tat gerungen, um das Gewissen der Armee und ihrer Köpfe? Dass sie nicht früher handeln konnten, beweist der Misserfolg des späteren Einsatzes. Und vergessen wir nicht, dass die Serie der Anschläge schon im Jahre 1943 begann, als die militärische Organisation kaum das Mindestmass erfüllte, das der geplante Angriff auf die allumfassendste Staatsmacht der Neuzeit erforderte.

Noch ein Wort zu den "Programmen" des Kreises "20.Juli", die heute da und dort veröffentlicht werden mit diesen oder jenen

Schlussfolgerungen. Es hat nur e i n Programm gegeben: Fort mit Hitler und seinem Anhang und rascheste Beandigung des Krieges. Was nachher - wenn die zwangsläufigen Folgerungen dieser Ereignisse sich erfüllt hätten - zur Doktrine des neuen Staatswesens erhoben würde, dazu sind gewiss viele Meinungen gesammelt worden - doch keine wurde zum Programm erhoben. Dieses später zu finden sollte dem friedlichen Wettstreit der befreiten Geister vorbehalten bleiben.

Im folgenden soll nun versucht werden, eine nüchterne Tatsachenschilderung zu geben über den Aufbau der Organisation im besetzten Frankreich, über ihr Wirken, über die Beteiligten und ihre Schicksale. Dabei ist Persönliches vielfach bewusst vernachlässigt, manches wieder eingehender behandelt, das als Material für die Gesamtbehandlung des Themas "20. Juli" vielleicht von Bedeutung sein könnte. Soweit Einzelleistungen in dieser Darstellung zu kurz kommen, werden die Lücken hoffentlich von Berufeneren geschlossen. Gerade Einzelschicksale sollen den Mitmenschen später vor Augen führen, was es hieß, von einem solchen Vorhaben nur zu wissen, geschweige denn an der Ausführung von Plänen mitzuwirken, die im Falle auch nur teilweisen Versagens den ungeheuren Machtapparat des 3. Reiches auslösen mussten, um alle Beteiligten, Mitwisser und Förderer und alle, die als solche gelten konnten, zu zertreten. Es soll ruhig einmal ausgesprochen werden. Der Entschluss, sich diesem Ziele zu verschreiben, ist niemanden leicht gefallen. Wenn auch der Einsatz des Lebens in Kriegen nicht so hoch bewertet wird - es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Risiko einer feindlichen Kugel und der Aussicht auf den Strang des Henkers (von allem zu schweigen, was dieser peinlichen Prozedur in den Verliesen der Gestapo vorausgehen pflegte). Am schwersten aber wog für alle die Drohung der Sippenhaftung. Diese teuflische Erfindung mag letzten Endes den Ausschlag gegeben haben, dass manche beherzte Männer in der Stunde der Bewährung versagt haben.

Alles nachstehend Aufgezeichnetes habe ich entweder selbst erlebt oder von u n m i t t e l b a r Beteiligten erfahren. In die Arbeit der Organisation im Westen hatte ich seit etwa Juni 1942 vollen Einblick.

Zusammenschluss und Aufbau.

Im Sommer 1943 - dem Zeitpunkt des ersten organisatorischen Zusammenschlusses im besetzten französischen Raum - war die Lage dort etwa folgende:

Oberbefehlshaber West und damit Chef aller Wehrmachtteile war Generalfeldmarschall von Rundstedt. Die Territorialbefugnisse übte der Militärbefehlshaber in Frankreich General der Infanterie Heinrich von Stülpnagel aus. Als solchen unterstützten ihm die militärischen Sicherungsverbände und die Militärverwaltung.

Während der Westen seit dem Waffenstillstand als Etappe gegolten hatte, begann er immer mehr und mehr in das militärische Blickfeld zu rücken, denn die Vorbereitungen der Alliierten für ein offensives Vorgehen gegen den Kontinent schienen vor dem Abschluss. Damit war der Westen für die zentrale Leitung der Umsturzbewegung ein Faktor geworden, der ständig an Bedeutung gewann.

Da die Umwälzung möglichst aus den Reihen der kämpfenden Truppe kommen sollte, wäre es nahe gelegen, den Kern der Verschwörung in den Stab des Oberbefehlshabers West zu legen - dass man trotzdem den Militärbefehlshaber wählte, hat hauptsächlich personelle Gründe gehabt.

General Heinrich von Stülpnagel, der Militärbefehlshaber, hatte zu dem Kreise gehört, der schon 1938 die drohende Kriegsgefahr durch ein Losschlagen gegen Hitler bannen wollte. Er war eine der wenigen Ausnahmerscheinungen in der Generalität des letzten Krieges. Wenn auch äußerlich ganz Soldat alter Schule, so war er eigentlich mehr eine Gelehrtennatur. Neben einem umfassenden Wissen fast auf allen Gebieten besaß er ausgeprägtes Verständnis für Politik und Menschenbehandlung. Tiefe Religiosität beherrschte sein Wesen ebenso wie das Bewusstsein, aus Stellung und Erkenntnis höchsten Verpflichtungen zu dienen. Rückschauend glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können, dass sein Handeln und Unterlassen ganz von der Idee beherrscht war, im letzten Kampf gegen Hitler die ihm bestimmte Aufgabe erfüllen zu können; für sie wollte und musste er sich erhalten und wenn Uneingeweihte manchmal den Ein-

druck hatten, dass er da und dort zu nachgiebig war - im entscheidenden Moment ist er es nicht gewesen. General von Stülpnagel war ein Meister der Selbstbeherrschung. Ein einziges Mal ist ihm sein Temperament durchgegangen und zwar anlässlich eines Besuches des berüchtigten Gauleiters Sauckel im Frühjahr 1944. Damals hat er Sauckel vor einem grossen Kreise Wahrheiten gesagt, die selbst diesen Mann zum Erblichen brachten. Wir fürchteten schon seine Ablösung, aber scheinbar hat Sauckel über das für ihn mehr wie peinlichen Zwischenfall geschwiegen.

Mit grossem Geschick und kompromissloser Zähigkeit wusste General von Stülpnagel seinen Stab rein zu halten. Wer nicht herein passte, verschwand meist schneller als er gekommen war; wer sein Vertrauen besass, den hielt er auch gegen gewichtige Wünsche. Kein Wunder, dass das Hotel Raphael (wo der engere Stab des Militärbefehlshabers untergebracht war) bei den N.S. aller Schattierungen einen ausserst schlechten Ruf hatte.

Im Frühsommer 1943 kam der Regierungspräsident v. d. S c h u l e n - b u r g mit der sogen. Unruhkommision nach Paris. In diese Kommission hatte er sich als Oberleutnant versetzen lassen, weil er so Gelegenheit hatte, das ganze Reichsgebiet und alle besetzten Länder zu bereisen und unauffällig Fäden anzuknüpfen. In Frankreich sollte die Kommission, deren Aufgabe es war, Stäbe aller Art "auszukämmen", um Soldaten für die Front frei zu machen, mehrere Monate Aufenthalt nehmen.

Schulenburg suchte gleich nach Ankunft Anschluss an unseren Stab, zu dem er über zwei persönliche Freunde schon Beziehungen hatte. Einer hiervon - Dr. S e i f e r t h - war zwar kurz vorher durch ein Heimtücke-Verfahren kompromittiert worden und musste ausscheiden, es blieb aber noch Oberstleutnant Dr. von H o f a c k e r, der für die Leitung der Organisation im Westen aussersehen wurde.

Herr von Hofacker - ein Vetter des Grafen Klaus Stauffenberg - ist mit General von Stülpnagel die bemerkenswerteste Erscheinung in der Widerstandsbewegung West gewesen. Er besass in jeder Beziehung das Format für seine Aufgabe, angefangen von jener selbstverständlichen Autorität der Persönlichkeit, die man so selten findet. Klug, energisch und zielbewusst, verfügte er über eine ganz aussergewöhnliche Darstellungsgabe und Überzeugungskraft.

Sein abgrundtiefer Hass gegen das "Regime" wirkte in der ihm eigenen abstrakten, beinahe doktrinarren Argumentation besonders stark. Auch seine Berater haben sich dieser Wirkung nicht entziehen können; doch davon später.

Schulenburg trat schon in den ersten Tagen an mich heran; wie ich annahm auf Vorschlag Hofackers. Ich übernahm diejenigen Aufgaben, die auf dem Gebiet der Verwaltung vorbereitet werden mussten. Das waren u.a. alle Massnahmen, die durch das Ausschalten der H.S. Organisationen (SS, SD, Auslandsorganisation usw.) notwendig würden, ferner die Vorsorge für eine geordnete Übergabe der Landesverwaltung an die französ. Befreiungsregierung. Endlich sollte ich die Auswahl treffen unter den Kräften der Militärverwaltung, um einwandfreie Beamte auch für den späteren Aufbau der deutschen Verwaltung festzustellen. Die meisten der Benannten konnte Schulenburg vor der Abstellung zur Truppe bewahren.

Schulenburg drängte zu raschster Aktion. Wenn Berlin nicht losschläge oder das Attentat misslänge, sollte der Westen allein initiativ werden. Dabei erfuhren wir, dass in der zentralen Leitung noch keine einheitliche Auffassung bestand, ob die Aktion mit der physischen Ausschaltung Hitlers verbunden müsse. Es wurde noch von verschiedenen Seiten die Meinung vertreten, dass der Kampf gegen die Rechtsbrecher des 3. Reiches nicht mit einem formalen Rechtsbruch eröffnet werden dürfe. In langen und eingehenden Besprechungen konnte Schulenburg von der Unmöglichkeit einer Einzelaktion des Westens überzeugt werden. Frankreich war Etappe, aus der Etappe konnte und durfte der Umsturz nicht kommen. Voraussetzung wäre unter den damaligen Verhältnissen gleichzeitiges Losschlagen der Front im Osten gewesen; das schien aber weder durchführbar, noch erwünscht - sollte doch politisch gesehen der Staatsstreich nicht nur die braune Herrschaft brechen und dem sinnlosen Morden ein Ende bereiten, sondern gleichzeitig einer europäischen Lösung unter Führung der Westmächte den Boden ebnen. Dabei war man sich im klaren, dass diese eine Kapitulation nur annehmen würden, wenn sie gleichzeitig gegenüber den östlichen Alliierten erklärt würde, dass weiter mancher Beteiligte sich das Heil aus dem Osten - zum Teil von Seydlitz-Paulus - versprach. Andererseits war anzunehmen, dass es den Westmächten wohl auch vom Standpunkt der grossen Politik nicht unangenehm gewesen wäre, als erste kampflos in Berlin zu stehen.

An ein selbständiges Handeln im Westen konnte erst gedacht werden, wenn der Angriff dort erfolgte. Dann verschoob sich der militärische und letzten Endes auch der politische Schwerpunkt. Die Führung im Westen hätte es dann in der Hand, das Tor zum Reich zu öffnen und damit das Ende im erstrebten Sinne herbeizuführen. Im Sommer 1943 zeichnete sich aber noch nicht genau ab, wann eine solche Entwicklung eintreten würde; es fehlte auch nicht an Stimmen, die die Wahrscheinlichkeit einer Invasion überhaupt bestritten.

Jedenfalls musste alles versucht werden, im Westen eine Organisation aufzubauen, die schlagkräftig genug war, den entscheidenden Augenblick zu nützen, wann immer er käme, und zwar auch dann, wenn die Aktion im Reich fehlschlug oder gar nicht ausgelöst werden konnte.

Wir waren uns im klaren, dass die Verhältnisse dafür sehr ungünstig lagen. Der Stab des Militärbefehlshabers war im grossen gesehen verlässlich. Das war für die Durchführung zwar besonders wichtig, weil damit die Lösung der Aufgaben, die nach dem gelungenen Umsturz anfielen und hauptsächlich territorialer Natur waren, gesichert erschien; der Staatsstreich selber musste aber von der Truppenführung, also letzten Endes vom Oberbefehlshaber West ausgehen. In diesem Stabe stützte sich Schulenburg nur auf einen einzigen Vertrauensmann - Hauptmann Dr. B r i n k -, der noch aus der Ära Witzleben stammte. Witzlebens Nachfolger Rundstedt, war, wie Brink sich mit Recht ausdrückte, "politisch ein Denkmal". Wenn er auch gelegentlich recht kräftig auf die Nazis schimpfte, irgendwelche Aktivität war von ihm nicht zu erwarten. Sein Chef des Stabes, der spätere Chef des deutschen Generalstabes Zeitzler, galt damals noch als zumindest undurchsichtig. Auch unter den sonstigen Angehörigen des Stabes konnte nur mit Wenigen gerechnet werden. Das war nicht sehr ermutigend. Wir mussten hier hoffen, dass uns der Zufall oder das Heerespersonalamt zu Hilfe käme.

Im Spätsommer verliess uns Schulenburg in dem Bewusstsein, dass die Organisation im Westen, wenn auch klein, so doch aktionsfähig war. Einige Fäden hatte er auch zu Truppenstäben im Lande angeknüpft, war mehrmals in Brüssel bei Falkenhausen gewesen, der als absolut verlässlich galt. Seine Besprechungen mit Falkenhausen sind meines Wissens über ein gegenseitiges Sondieren nicht hinausgegangen; ausser Zweifel scheint es mir aber, dass zwischen Stülpnagel und dem Militärbefehlshaber in Belgien mit völlig offenen Karten

gespielt wurde. Wenn trotzdem Brüssel am entscheidenden Tage passiv blieb, so deshalb, weil Falkenhausen im Juli 1944 bereits seiner Funktionen als Militärbefehlshaber entkleidet war.

Im Herbst 1943 war Schulenburg noch zweimal in Paris. Ich hatte damals Gelegenheit auch ein genaues Bild seiner Pläne für "nachher" zu gewinnen. Als künftiger Leiter der Innenpolitik vertrat er ein umfassendes Programm einer Verwaltungsreform, im Sinne weitgehender Dezentralisierung der Reichsgewalt. Die Führung würde so rasch wie möglich aus den Händen der Generale auf eine demokratisch fundierte Regierung aller zivilen Kräftegruppen übergehen. Eine reine Fachregierung sollte die erste Zeit überbrücken. Er sah sehr klar die Grenzen unserer Generalität - auch der besten - und war ein leidenschaftlicher Verfechter einer sauberen Beamtenhierarchie. Reste einer solchen waren noch vorhanden; zudem bestand die Möglichkeit, sie mit bewährten Kräften aus allen Berufen zu ergänzen. Die süddeutschen Verhältnisse waren Schulenburg allerdings fast unbekannt; ich konnte ihm aus meiner Erfahrung beruhigende Versicherungen geben. Eine auf seine Veranlassung unternommene Erkundungsfahrt nach Bayern bestätigte, dass sich während meiner dreijährigen Abwesenheit die Verhältnisse dort nicht allzu ungünstig verändert hatten und dass genügend Kräfte vorhanden waren, um den ersten Bedarf zu decken. Die Stimmung, die ich damals in Bayern vorfand, war derart N.S.-feindlich, dass sie uns zu einem im Gesamtbild ungerechtfertigten Optimismus verleiten konnte.

Herbst und Winter vergingen in zermürbenden Warten. Mehrmals kam das Stichwort für höchste Bereitschaft, aber nichts erfolgte. Hofacker fuhr in regelmässigen Abständen nach Berlin. Was er mitbrachte, war meist nicht ermutigend. Fehlschläge in der Organisation, Fehlschläge in der Ausführung. Von zwei missglückten Attentaten sind mir Einzelheiten bekannt: Im Spätherbst 1943 wurde der Maschine Hitlers ein "Bierpaket" mitgegeben. Die Zündung versagte und der "Absender" musste eiligst hinterher geflogen werden, um es wieder in Empfang zu nehmen. Ein zweites Mal war der Offizier, der Hitler im Sonderzug erschossen sollte, schon in sein Abteil vorgedrungen, da versagten die Nerven. Täglich erwartete man, dass die ganze Organisation ausgehoben würde.

Ein immerhin so grosser Zusammenschluss konnte ja auf die Dauer den Polizeimethoden Himmlers nicht entgehen. Besonders die Verhaftung Gehre's aus dem Kreis Canaris, mit dem ich seit 1938 in Verbindung stand, beeindruckte uns stärkstens, zumal er kurz vorher in Paris gewesen war. Dass er den Gestapomethoden standhalten würde, konnten wir kaum erwarten. Allmählich begann auch das Gift der Autlosigkeit mit seinem Argument "zu spät" zu wirken; ich glaube allerdings behaupten zu dürfen, dass wir uns im besten weitgehend davon frei hielten. Wir waren überzeugt, dass unsere Stunde auch unabhängig von Berlin kommen würde, sobald die alliierten Landungen begännen.

Der Kreis der Mitwisser musste nach und nach erweitert werden. Sie sind, soweit noch nicht genannt, hier aufgeführt:

Mit der Bearbeitung aller völkerrechtlichen Fragen und der Sammlung von Anklagematerial gegen die Amtsträger von SS und Partei ist im Herbst 1943 der Militärverwaltungsrat Walter B e r g a t z k y betraut worden. Er sollte später in den Standgerichten gegen verbrecherische Deutsche die Anklage führen. Bergatzky, einer der fähigsten Beamten der Militärverwaltung, war uns in seiner vorbildlichen Gesinnung und seinem Ideenreichtum von grösstem Nutzen und hat sich besonders auch nach dem Fehlschlag hervorragend bewährt.

General von Stalpnagel hat meines Wissens (das sich hier auf wiederholte Aussagen Hofackers stützt) aus seinem militärischen Stab nur dessen Chef, Oberst K o s s e m a n n, eingeweiht, später, und zwar erst wenige Tage vor dem 20. Juli, den Nachfolger Oberst von L i n s t o w. Oberst F i n k, der im Juni 1944 die Geschäfte des Oberquartiermeisters Frankreich übernahm, kam aus dem engeren Kreis der zentralen Leitung.

Im Laufe des Winters wurde Dr. H o r s t, der wie Bergatzky der Militärverwaltung angehörte, ins Vertrauen gezogen. Von seiner Rolle wird später die Rede sein.

Der Chef der Militärverwaltung Ministerialdirektor Dr. M i c h e l wurde im Juni 1944 in grossen Zügen, kurz vor dem 20. Juli von allen Plänen und Zusammenhängen unterrichtet. Wir waren uns seiner unbedingten Verlässigkeit bewusst, er sollte aber so lange wie möglich von der Mitwisserschaft verschont bleiben. Seine hervor-

ragende Bewährung in gefährvollsten Situationen hat das Vertrauen mehr wie gerechtfertigt.

Ausser diesen zum engsten Stabe Stülpnagels gehörenden Personen war Freiherr Gotthard von F a l k e n h a u s e n , ein Heffe des Militärbefehlshabers Belgien und Freund Hofackers und Schulenburgs, von allem Anfang laufend unterrichtet. Er hatte aus seiner wirtschaftlichen Tätigkeit beste Beziehungen zu weiten französischen Kreisen, was für seine Mitwirkung - er war für die Übernahme des Presse- und Informationsdienstes vorgesehen - besonders wertvoll erschien.

R o m m e l .

Im Spätherbst 1943 trat eine höchst bedeutsame Änderung in den Kommandoverhältnissen ein. Rundstedt mag Hitler für die erwarteten Ereignisse im Westen nicht genügend zuverlässig erschienen sein. Er blieb zwar Oberbefehlshaber im ganzen westlichen Operationsgebiet - eine Stellung, die mehr Klang als Inhalt hatte - verlor aber die eigentliche Truppenführung. Dafür war der populärste Marschall - R o m m e l - ausgewählt worden. Rundstedt und Rommel stimmten in ihren operativen Anschauungen nicht voll überein. Während ersterer die Auffassung vertrat, dass die Landung an sich nicht verhindert werden könne - bei 3000 km Küste - und dementsprechend massierte Eingreifreserven bei schwacher Küstenbesetzung forderte, sah Rommel richtig voraus, dass im Ernstfalle grosse Truppenverschiebungen nicht möglich sein würden und erblickte die einzige militärische Chance in einem "Abschnieren" der Landungsoperationen. Wenn der Feind einmal Fuss gefasst hätte, gäbe es keine Möglichkeit, ihn mit den vorhandenen Mitteln ins Meer zurückzuwerfen.

Diese Ernennung machte Rommel zur wichtigsten militärischen und auch politischen Figur des Westens und änderte die Situation grundlegend; sie wurde von uns ausserst ernst gewertet. Rundstedt war zwar nicht als Aktivposten angesehen worden, man hatte aber damit gerechnet, dass er wenigstens im Falle der Beseitigung Hitlers keine Schwierigkeiten bereiten würde. Anders war von Rommel zu erwarten, der als naher Vertrauter Hitlers galt. Man wusste zwar, dass dieses

Verhältnis seit El Alamein nicht mehr so eng war - wie stark die Bindungen aber noch wirkten, wusste man nicht. Jedenfalls musste das Rätsel gelöst - Rommel gewonnen oder beseitigt werden.

In dieser mehr wie schwierigen Lage kam als Lichtblick die Ernennung General Speidel's zum Generalstabschef der Heeresgruppe Rommel. Speidel, ein ungewöhnlich fähiger Offizier mit politischem Horizont, war uns kein Unbekannter; fast zwei Jahre hatte er die gleiche Stellung beim Militärbefehlshaber innegehabt und war mit verschiedenen Herren des Hauses in Verbindung geblieben, zudem gehörte sein Schwager Regierungsrat Horst zu unseren engeren Kreise. Der Weg zu Rommel musste von Speidel geebnet werden. Horst übernahm es, bei seinem Schwager vorzufühlen. Die Besprechung fand Anfang Mai 1944 im Hotel Raphael statt. Speidel nahm die Nachricht von dem Bestehen und den Plänen der Umsturzbewegung mit tiefem Erstaunen und Ergriffenheit auf und sah sofort seine Aufgabe vorgezeichnet. Als Chef bei der achten Armee, die im Osten lange Monate in schwersten Kämpfe verwickelt war, hatte er die Fühlung mit dem politischen Geschehen verloren. Jetzt war auf diesem Gebiet Gelegenheit zu höchster Bewährung gegeben. Mit äußerster Vorsicht und Klugheit musste vorgegangen werden - es war ein weiter Weg von "Palladin des Führers" zur tragenden Figur des Umsturzes, den Rommel in kurzer Zeit zurücklegen musste.

Schon die ersten Nachrichten aus dem Hauptquartier lauteten günstig. Dann kam die Invasion mit bisher unbekannter Machtentfaltung; sie musste letzte Zweifel des Marschalls beseitigen. In der zweiten Junihälfte kam Hitler für kurze Stunden nach Frankreich. Der Vortrag Rommels über die Lage war schonungslos und wurde mit äußerster Ungnade aufgenommen. Rommel schied in tiefster Erbitterung. Jetzt schien der Boden bereitet und das Auserwählte musste gewagt werden. Hofacker fuhr ins Hauptquartier; die Unterredung dauerte 2 Stunden und fand ohne Zeugen statt. Über den Inhalt erzählte mir Hofacker gleich nach seiner Rückkehr in freudigster Erregung: Nach einleitender Fühlungnahme sei er gleich aufs Ganze gegangen und habe die Karten in aller Offenheit aufgedeckt. Die Wirkung war über alles Erwarteten günstig. Rommel sei "kaum zu halten" gewesen, er wollte am liebsten gleich losschlagen. Jedenfalls schien er entschlossen, auch dann zu handeln, wenn die Pläne im Reich versagten. Über eine sofortige

Fühlungnahme mit dem alliierten Oberkommando wurde ebenfalls gesprochen.

Was diese Nachricht für uns bedeutete, kann man sich vielleicht auch heute noch vorstellen. Nach all dem entnervenden Warten schien jetzt endgültig festzustehen, dass die Zeit der Worte vorbei sei. Hofacker bat mich, umgehend den Entwurf eines Schreibens Kommales an das alliierte Hauptquartier zu beschaffen. Er sollte von der Absicht Kenntnis geben, die Feindseligkeiten auf eigene Faust einzustellen, keine Bedingungen enthalten, nur in Form der Bitte um ehrenvolle Behandlung nach der Kapitulation nachsuchen, dergleichen um Geheimhaltung, bis die Möglichkeit der Ausführung gekommen wäre. Noch am gleichen Abend wurde es fertiggestellt - von Bargatzky ausgezeichnet formuliert. Es ist nicht abgegangen, weil man zunächst abwarten wollte, ob die Gesamtaktion raschestens ausgelöst werden könne.

Bei dem Besuch Hofackers bei ^{mmel} Rottew waren - gemeinsam mit Speidel - auch alle notwendigen Massnahmen der Treppenföhrung für den Fall des Handelns festgelegt worden. Schwere Sorge hatte die Anwesenheit stärkster Waffen-SS Formationen bedeutet. Diese sollten nun am Stichtag so eingesetzt werden, dass sie sich nicht vom Feinde lösen konnten. Zur Absicherung von Paris wurde eine verlässige Division (Pz.Div.Schwerin) bereitgestellt. Von Interesse mag heute noch sein, dass Komma seinen Einfluss auf Sepp Dietrich so hoch einschätzte, dass er diesen im entscheidenden Augenblick zur Passivität bewegen zu können glaubte.

Letzte Ereignisse und Vorbereitungen.

An Stelle des "erkrankten" Rundstedt hatte inzwischen Feldmarschall von Kluge den Oberbefehl fest übernommen. Kluge war schon länger in Beziehungen zur zentralen Leitung, genoss das Vertrauen Goerdeler's und galt daher als absolut verlässlich. In einer etwa am 10. Juli stattgefundenen Unterredung mit Stülpnagel stellte er sich, wie erwartet, voll zur Verfügung.

Mit diesen so bedeutungsvollen Nachrichten - besonders die Gewinnung Rommels musste entscheidendes Gewicht haben - sandte Stalpnagel Hofacker am 11.7. nach Berlin, um raschestes Handeln zu verlangen.

Im Frühjahr war dort ein wichtiger Personenwechsel eingetreten: S t a u f f e n b e r g wurde Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres. Hofacker hatte in dieser Ernennung seines Vettters mit Recht den Beginn einer aktiveren Ära gesehen; sie war ausserdem unter vielversprechenden Begleitumständen vor sich gegangen. Bei seiner Meldung beim Chef des Generalstabes des Heeres - General Zeitzler - hatte sich Stauffenberg, alles auf eine Karte setzend, als unversöhnlichen Feind des Regimes bezeichnet. Zeitzler habe ihm darauf wörtlich erklärt: "Deshalb habe ich Sie ja zu F r o m m (D.d.L.) gegeben." Das war deutlich und vielversprechend. Schon im Juni war uns bekannt geworden, dass Stauffenberg entschlossen sei, selbst zu handeln, trotzdem er - schwer verstümmelt - keine Schusswaffe handhaben konnte und als unentbehrlich für die weitere Durchführung des Aufstandes am Leben bleiben musste.

Hofacker fand in Berlin vollste Bereitschaft und Entschlossenheit. Die letzten Wochen waren lediglich deshalb ungenützt geblieben, weil bei dem Anschlag Hitler, Göring und Himmler gleichzeitig ausgeschaltet werden sollten. Göring und Himmler waren aber in wiederholter Folge den allwöchentlichen Lagebesprechungen in Hitlers Hauptquartier ferngeblieben. Nun wurde vereinbart, dass Stauffenberg, der zu diesen Besprechungen regelmässig zuzugewiesen wurde, bei der nächsten - sie war für den 20. Juli vorgesehen - auch dann handeln sollte, wenn die beiden anderen wieder fehlen würden.

Unterdessen war ein Ereignis eingetreten, das uns alle mit schwerster Sorge erfüllte: Rommel wurde am 17.7. bei einem Tieffliegerangriff schwer verletzt und fiel für Monate aus. Sie haben wir General v. Stalpnagel so niedergeschlagen gesehen wie am Abend dieses Tages. Abnte er vielleicht, dass damit auch sein Schicksal besiegelt war? Trotzdem gab es kein Zurück, die Entschlüsse waren gefasst, sie mussten ausgeführt werden, obwohl unsere stärkste Hoffnung in allen Plänen zerronnen war.

Kluge übernahm den Oberbefehl über die Reservegruppe; Speidel blieb Chef des Stabes. So waren die beiden Schlüsselstellungen noch von Männern unseres Vertrauens besetzt.

-15-

Tags darauf kam Hofacker von Berlin zurück, er war voller Zuversicht. Der Termin, den er diesmal absolut ernst nahm - der wievielte schon? - lag so nahe, dass keine Zeit zu verlieren war, die letzten Vorbereitungen erforderten jede Minute. Der Aktionsplan musste in allen Einzelheiten nochmals überarbeitet werden. Die Festnahme der Gestapo und anderer SS - Dienststellen - das Kernstück der Aktion in Paris - musste wegen der in letzter Zeit erfolgten Auflockerung ihrer Dienststellen und Unterkünfte fast zur Gänze neu vorbereitet werden, eine Aufgabe, die mir zufiel, ebenso wie die Vorsorge auf personellem Gebiet, um einzelne unentbehrliche Funktionen dieser ausfallenden Dienststellen übernehmen zu können. Der Kreis der aus anderen deutschen Dienststellen Festzunehmenden wurde endgültig abgegrenzt. Massnahmen gegen unzuverlässige Mitglieder des eigenen Stabes - es gab zum Glück nur einzelne - waren vorzubereiten. Ein Standgericht, das sofort gegen die führenden Personen des braunen Regimes zusammentreten sollte, wurde gebildet, die Anklagepunkte bestimmt. Bargetzky, der die Vorbereitungen des Verfahrens übernommen hatte und die Anklage vertreten sollte, blieb unerwähnt am Werk. Die ersten Verlautbarungen an Truppe und Bevölkerung wurden nochmals redigiert. Herr von Falkenhausem war ausersuchen, ihre Verbreitung und später das gesamte zivile Nachrichten- und Pressewesen zu übernehmen.

Dabei vermied man immer noch, den Kreis der Mitwisser wesentlich zu erweitern. So ahnten z.B. die vorgesehenen Mitglieder des Standgerichtes noch nichts von ihrer bevorstehenden Aufgabe, auch die Beamten, welche die durch die Verhaftungsaktion gerissenen Lücken schliessen sollten, waren nur namentlich festgelegt.

Die Sicherung der Nachmittels wurde natürlich besonders beachtet. General O b e r h e u s e r erhielt die nötigen Befehle und musste zu diesem Zweck in grossen Zügen eingeweiht werden.

Am 19. vormittags bekam Hofacker die endgültige Bestätigung aus Berlin, dass es bei dem Termin 20. bliebe. Erst daraufhin wurde Oberst v. L i n s t o w (Chef des Stabes), der die militärischen Aktionen in Paris leiten sollte, voll ins Bild gesetzt. Man hatte ihm diese Belastung bisher mit Rücksicht auf sein schweres Herzleiden erspart. Bei all seinen guten Eigenschaften hatte uns sein schlechter Gesundheitszustand schon immer mit Zweifeln erfüllt, ob er am X Tag den Anforderungen gewachsen sein würde. Ihnen gegen-

-16-

-16-

Über stand aber die Tatsache seiner unbedingten Zuverlässigkeit. Vielleicht hätte eine robustere Figur auf diesem Posten den späteren Ablauf eine andere Wendung gegeben; seine persönliche Haltung bis zur letzten Stunde ist jedenfalls vorbildlich geblieben. Die Gestapo hat ihm keine Geheimnisse zu entreissen vermocht.

Am Abend des 19. schien alles bis ins Kleinste fertig. Bei einer letzten Zusammenkunft zwischen Hofacker, Bargatzky, Borat, Thierfelder und wir wurden sämtliche Möglichkeiten nochmals durchgegangen. Viele der Bedenken und Gründe gegen das ganze Unternehmen traten uns ein letztes Mal in aller Schärfe vor Augen; und doch waren wir nie so einig gewesen, dass sie sämtlich überwogen würden durch die heilige Pflicht, dem Norden in der Welt ein Ende zu setzen und Gerechtigkeit zu fordern von den Verderbern Deutschlands. Hofacker verbrachte anschliessend noch eine Stunde bei mir; er blieb ungewöhnlich ernst und bezifferte die Erfolgsaussichten mit nur 5 - 10 %. Wie gerechtfertigt war sein Misstrauen gegen heiligste Schwüre, wenn sie die Probe vor dem Henker bestehen müssen! Auch bereitete ihm Sorge, ob die Westmächte von den Zusammenhängen genügend unterrichtet wären, um auf die Aktion rasch zu reagieren, ein Faktor, der von höchster Wichtigkeit schien. Wir trennten uns in dem Bewusstsein, dass von dem Ablauf des nächsten Tages das Schicksal vieler Millionen abhängen würde.

Der zwanzigste Juli.

Ich glaube, wir alle haben ihn diesem sehen - den Morgen des 20. Juli, den Morgen eines jener drückenden Pariser Sommertage, die auch der Klimagewöhnte flieht. Von früh an sind Rundfunk und Telefon besetzt. Der Vormittag verläuft wie gewohnt. Um Mittag soll der Anschlag stattfinden; um 15 Uhr ist noch keine Nachricht da und wir rechnen schon mit der Möglichkeit, dass auch dieser Termin verstreicht, wie so mancher vorher. Um 16 Uhr ist eine unaufschiebbare Besprechung mit Beamten der französischen Flüchtlingsdirektion. Kurz nach Beginn lässt Hofacker sich hinausrufen; er hat selbst mit Stauffenberg gesprochen, der eben heim aus dem Hauptquartier nach Berlin zurückgekehrt war; Hitler sei tot, dergleichen liesse es, Göring und Himmler. In Berlin werde gerade das Regierungsviertel

-17-

besetzt. - Ich stürze zu Bargatzky; auf dem Weg grüsst mich ein Zivilist mit "Heil Hitler", ich lache ihm heimgelobend ins Gesicht; seine erschrockene Miene - er hielt mich wohl für einen Irrsinnigen - ist mir noch klar in Erinnerung. Bargatzky kommt mir entgegen; wir können es noch kaum fassen. Die schier unerträgliche Spannung der letzten Monate löst sich jetzt rasch; sofort müssen die ersten Massnahmen in Gang kommen.

Hofacker, Linstow und Dr. Michel sind bei Stülpnagel, der eben den Kommandanten von Gross-Paris zu sich befohlen hat. Die vorbereiteten Befehle werden gegeben.

Gegen 18 Uhr kommt wie ein Schlag die erste Meldung, dass Hitler lebt; wie kann, wie darf nicht wahr sein! Auf alle Fälle scheint es für die Braunen schlecht zu stehen, sonst hätten sie den Anschlag gar nicht der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Entschlossenes Handeln im Westen musste in jedem Fall die Situation noch retten können. Mit tiefer Befriedigung erfuhren wir bald, dass General von Stülpnagel zum Ausserordentlichen bereit sei.

Er hatte um 17.30 Uhr selbst mir Berlin gesprochen, die Bendlerstrasse dementierte dabei die offizielle Verlautbarung. Um 18.15 Uhr ruft Speidel an, etwas später kommt ein Befehl Kluges, Stülpnagel möge sofort mit dem Chef des Stabes in sein Hq. kommen. Kurz darauf fährt er ab, aber nicht Linstow, sondern Hofacker begleitet ihn, ausserdem Dr. Horst und der Ordonnanzoffizier. Linstow soll inzwischen die Aktion in Paris leiten; Bargatzky und ich werden ihm zur Unterstützung beigegeben.

Kurz nach der Abfahrt Stülpnagels spricht Linstow wieder mit Berlin und erfährt, dass alles planmässig verlaufe. Mit Bargatzky und Thierfelder lausche ich in grösster Spannung den Sendungen des deutschen Rundfunks: er ist immer noch in Händen der Braunen - wir beginnen ernste Zweifel zu hegen. Die Minuten verrinnen wie Stunden.

Um etwa 21.30 Uhr verständigt uns Linstow, dass er von Berlin ein nochmaliges Dementi der Rundfunkthese erhalten hätte; die Verhaftungsaktion in Paris ist im Anlaufen. Eine Viertelstunde später bringt er uns die Nachricht, dass in Berlin "alles verloren" sei. Linstows Nerven sind am Ende, er ist wie gelähmt. Es gelingt, ihn von Gegenordern gegen die Verhaftungsaktion abzuhalten. Noch könnte der Westen das Schicksal wenden und ein fait accompli das Zurück erschweren. Kluges Hq. schweigt; das berechtigt uns noch zu schwachen Hoffnungen.

Das Sicherungsregiment 1 hat inzwischen, verstärkt durch Strassenpanzer, das ganze Viertel um die Av. Foch, Bvd. Lannes und die in der Nähe verstreuten SS-Dienststellen abgesperrt. Die Truppe ist begeistert als sie erfährt, um was es geht; die Männer sind kaum zu halten. General B r e m e r (Gen.z.b.V. beim Katen.v.Gross-Paris) nimmt persönlich den Höheren SS und Polizeiführer O b e r g fest, der gerade mit Botschafter A b e t z, telephoniert. Oberg ist völlig überrascht und fassungslos; er leistet keinen Widerstand. Die anwesenden SS-Führer und -Männer werden überrumpelt, die Alarmanlage in Tätigkeit gesetzt, worauf auch die übrigen herbeieilen und von den Soldaten des Wachregiments in Empfang genommen werden. Keiner leistet Widerstand. Oberg und seine nächste Umgebung werden in das Hotel Continental gebracht, die übrigen ins Wehrmachtgefängnis Fresnes eingeliefert. Die ganze Aktion hatte grossartig geklappt; nur ganz Vereinzelte sind der Festnahme entgangen.

Inzwischen wurde die Rede Hitlers angekündigt, über ihre Wirkung sind wir uns im Klaren. Nur eine schwache Hoffnung bleibt; dass Kluge, zu seinem Wort stehend, doch noch selbständig handeln würde. Auch sie schwindet, als gegen Mitternacht Stülpnagel, Hofacker und Horst zurückkommen. Hofacker, noch zitternd über den Verrat Kluge's, gibt alles verloren. Er sieht auch in unserem letzten Vorschlag, den Feldmarschall durch sofortige Exekution der führenden SS-Funktionäre zum Handeln zu zwingen, keine Rettung mehr. General Blumentritt wird in wenigen Minuten erwartet, um die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu übernehmen. Aller Voraussicht nach bringt er die Verhaftungsorder gegen den ganzen Kreis.

Wenig später wird die Freilassung Obergs und seiner Leute verfügt. In Fresnes weigern sich die SS-Leute teilweise ihre Zellen zu verlassen, sie kannten das "Auf der Flucht erschossen". Oberg erscheint nach kurzem und "meldet sich zurück". Im Verlauf der Nacht kommen noch weitere SS-Führer. Botschafter Abetz hatte Stülpnagel schon erwartet, ebenso eine Reihe von höheren Offizieren. Es ist eine gespenstische Versammlung im Kasino und Foyer des Hotel Raphael.

General von Stülpnagel bewahrt eiserne Ruhe und Zurückhaltung; er beschränkt sich auf die Erklärung, nach Befehlen gehandelt zu haben. Im allgemeinen bleiben noch die Formen gewahrt, nur

der Kommand. Admiral Kranke wird in unangenehmster Weise gegen Stülpnagel ausfallend. Die SS hat sich von dem Schock noch nicht erholt und ist offenbar noch unsicher, wer in diesem tragischen Spiel Fuchs und wer Hasse ist.

Herst hatte uns sofort über die Ereignisse im Hauptquartier in grossen Zügen informiert. Dann berichtet Hofacker: schon beim Empfang war Kluge von Eusserster Zurückhaltung; er hatte offenbar bereits sichere Nachricht von dem Fehlschlag. Es folgte eine Aussprache Kluge-Stülpnagel, der nur Blumentritt beiwohnt. Das anschließende Abendessen verläuft in eisigster Stimmung und unter peinlichster Vermeidung des Themas. Zur weiteren Besprechung wurden Hofacker und Speidel beigezogen. Stülpnagel verlangt von Kluge sofortiges Handeln ohne Rücksicht auf die Vorgänge im Reich. Kluge wird immer abweisender und wendet ein, dass der Tod Hitlers die Bedingung für seine Beteiligung gewesen sei. Hierbei fällt wörtlich die Kussorung: "Ja, wenn das Schwein tot wäre". Die Auseinandersetzung wird immer erregter, Stülpnagel vertritt mit kussorster Energie auch die Erfolgsaussichten einer Weiterführung der Aktion im Westen. Umsonst! Hofacker macht einen letzten Versuch: "Herr Feldmarschall, Sie stehen mit Ihrem Wort und Ihrer Ehre im Feuer. Die Ehre der ganzen Armee und das Schicksal von Millionen liegt in Ihrer Hand". Kluge antwortet nach kurzem nochmals mit einem Nein, das nunmehr unabänderlich ist. Er geleitet Stülpnagel zum Wagen; sie reichen sich nicht die Hände.

Hofacker verlässt uns spät in der Nacht, um noch den Chef der Militärverwaltung Dr. Michel zu unterrichten und beabsichtigt, sich dann unsichtbar zu machen.

Der weitere Verlauf der frühen Morgenstunden kommt uns allen unerwartet. Weder handelt Kluge, noch die SS. Das Verhalten Kluge's ist - auch rein taktisch gesehen - unverständlich. Es gab für ihn nur zwei Möglichkeiten, bedingungslos zu seinem Wort zu stehen, oder alle Beteiligten sofort erschliessen zu lassen. So meinte er, seinen Kopf mit einem schwülstigen Glückwunsch- und Ergebenheitstelegramm an Hitler retten zu können. Fünf Wochen später schied er durch Selbstmord aus dem Leben, um den Henkern zu entgehen.

Die nächsten Folgen.

Am Morgen des 21. bietet das Hotel Majestic (HQ. des Militärbefehlshabers) beinahe das gewohnte Bild. Nur wenige sind über die Vorgänge der Nacht unterrichtet. General von Stülpnagel kommt schon früh auf sein Büro. Über den Verlauf des Tages besitzt seine damalige Sekretärin, Gräfin Podewile, genaue Aufzeichnungen. Danach rief um 9 Uhr General ~~S i n t e r~~ (OKW) an, Stülpnagel hätte sich so rasch wie möglich nach Berlin zu begeben und bei FM. Keitel zu melden. St. setzt die Abreise für mittags fest. Er ist ruhig und freundlich wie immer, hat aber offenbar seine Entschlüsse gefasst. Entgegen sonstiger Gepflogenheiten gibt er keine Befehle für die Zeit seiner Abwesenheit, spricht nur kurz Linstow und schickt ihn dann zu Kluge. Der Inhalt dieses Auftrages ist leider unbekannt geblieben. Er beabsichtigte zunächst Linstow's Rückkehr abzuwarten, fährt aber dann doch vorher ab, nur begleitet von seinem Fahrer und seinem Burschen. Von diesen beiden hatten wir einen genauen Bericht über das Weitere:

Kurz vor Verdun verlässt Stülpnagel den Wagen, um, wie er sagte, einen Platz aufzusuchen, der ihn vom ersten Weltkrieg her noch bekannt einen Blick auf den "Toten Mann" biete. Kurz darauf hören die Soldaten einen Schuss und finden den General im Wasser einen Kanelen treibend. Die Kugel hatte nicht tödlich gewirkt, aber die Schkraft beider Augen zerstört. In einem Lazarett in Verdun wird Stülpnagel durch eine Bluttransfusion am Leben erhalten und von SS streng bewacht soweit gesund gepflegt, dass der Erblindete im September dem Volksgerichtshof und darauf dem Henker ausgeliefert werden konnte.

Bursche und Fahrer sind nach ihrer Rückkunft von der Gestapo einem Verhör unterzogen worden, das die ganze Nacht vom 22. auf 23. Juli dauerte und in den rüdesten Formen verlief. Es war die erste Untersuchungshandlung.

Erst etliche Tage später wurde der Truppe und Bevölkerung durch eine kurze Notiz auf der zweiten (!) Seite der Pariser Zeitung bekannt gegeben, dass der Militärbefehlshaber in Frankreich einem Terroristenanschlag zum Opfer gefallen sei. Dummer hätte man es nicht anfangen können, eine solche These glaubwürdig zu machen.

Am 21. und 22. lagen unbegreiflicherweise noch keine Anzeichen einer ersten Untersuchung vor. Von den Beteiligten fehlt lediglich Hofacker, den wir bereits in Sicherheit vermuten.

General von Stülpnagel hatte vor seiner Abreise alles vernichten können, was nicht in fremde Hände kommen durfte. Hofackers Büro wurde von uns einer peinlichen Sichtung unterzogen, die ungestört verlief. Erst am 23.7. erschien vormittags die inzwischen bestellte Untersuchungskommission: Blumentritt, Oberg, Oberst Abe und SS-Standartenführer Knochen (Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Frankreich). Vernommen wurden zunächst nur Linstow, ferner der Ordnungsoffizier Stülpnagels, und seine Sekretärin Gräfin Podewils.

Linstow erhielt Hausarrest. Er war gesundheitlich zusammengebrochen und schien eine leichte Beute für die Gestapo. Die primitivsten Vorsichtsmaßnahmen wurden von ihm ausser acht gelassen. So kam er trotz der strengen Arrestvorschrift jede Nacht mehrmals in sein Zimmer, das zwar auf dem gleichen Stockwerk gelegen, aber nur auf einem vielbenutzten Weg zu erreichen war. Nach Linstow's damaligem Zustand wagte Keiner zu hoffen, dass er sich angesichts des Unvermeidlichen so standhaft halten würde. Meines Wissens wurde er anfangs September zum Tode verurteilt und starb helfenhalt, ohne einen seiner Kameraden verraten zu haben.

Hofacker blieb am 21. verschwunden. Am Abend dieses Tages überraschte mich sein Anruf mit der Bitte, ihn unter einer getarnten Adresse aufzusuchen. Es war die Wohnung seines Freundes Ernst Röchling. Ich konnte Hofacker und Röchling über alles Vorgefallene unterrichten und erfuhr selbst noch manche Einzelheiten. Später kam auch Ministerialdirektor Michel und wir besprachen gemeinsam die Taktik des weiteren Vorgehens. Danach sollte sich Hofacker noch einmal im Stabe zeigen - es war merkwürdigerweise noch kein Verdacht gegen ihn laut geworden - und sich dann sofort in Sicherheit bringen. Röchling hatte die Möglichkeit, ihn in die Schweiz zu schleusen oder solange im Maquis untertauchen zu lassen, bis die Gefahr vorüber war.

Tags darauf erschien Hofacker wie vorgesehen im Majestic: er teilte mir mit, dass sich seine Pläne geändert hätten. Er wolle zunächst seine Familie in Sicherheit bringen und sich dann irgendwo im Reich unsichtbar machen. Dr. Michel hätte das Risiko auf sich genommen, ihm die nötigen Papiere auszustellen, trotzdem er dazu eigentlich nicht befugt sei. Die Abreise hatte er auf den 24. festgesetzt.

Am frühen Nachmittag dieses Tages verabschiedeten wir uns nach dem Mittagessen, das er im gewohnten Kreis des Casinos Raphael eingenommen hatte. Er schied sehr schwer, denn er sah immer noch Möglichkeiten für ein Einreifen des Widerstandskreises bei dem erwarteten raschen Ablauf der militärischen Ereignisse. Auch befürchtete er, dass das Abreißen von bisher ausschliesslich über ihn gelaufenen Verbindungen - u.a. zu massgebenden Franzosen - neue Erfolgsmöglichkeiten entscheidend beeinträchtigen könnte. Es bedurfte eindringlicher Vorstellungen, um ihn zur Zusage sofortiger Abreise zu bewegen. Er hat sie leider nicht gehalten!

Schon am Morgen des 25. wurde, wie lange er artet, die Rolle Hofackers in der Untersuchung von mehreren Seiten zur Sprache gebracht. Falkenhausen kam vormittags und berichtete über ein lebhaftes Interesse der Gestapo an Hofackers Verbleib, wir wähten ihn alle schon weit von Paris. Tatsächlich aber war er nicht gefahren und wurde durch eine mehr wie unglückliche Verkettung von Umständen am 25. mittags in der Wohnung Röchlings verhaftet; mit ihm der Hausherr und Falkenhausen, ferner Geheimrat Kreuter, der zufällig anwesend war.

Am gleichen Tage wurde auch Oberst Fink verhaftet und gleich nach Berlin gebracht. Die Order ist m.W. von dort gekommen und beruhte auf der Feststellung seines Vertrauensverhältnisses zu General Wagner (Gen. qu.), der sich am 20.7. durch Selbstmord der Verhaftung entzogen hatte. Oberst Fink wurde später hingerichtet.

2 Tage später erschien einer der geschicktesten Leute des SD in meinem Büro na, wie er sich ausdrückte, "rein aus Neugierde" etwas über die Vorgänge und Zusammenhänge zu erfahren. Diese "Besprechung" dauerte etwa 3 Stunden. Gegen Ende war er selbst, wohl mehr als ihm lieb war, ins Reden gekommen. So erfuhr ich: Hofacker hatte schon beim ersten Verhör alles zugegeben, sich als Alleinverantwortlichen bezeichnet und über die Motive seines Handelns lange Ausführungen gemacht. Diese Darlegungen müssen eine seiner rhetorischen Meisterleistungen gewesen sein, die auch bei den verhörenden SS-Führern tiefen Eindruck hinterliess. Jedenfalls wurde Hofacker als der "gefährlichste" Staatsfeind bezeichnet, welcher der an Praxis immerhin reichen Gestapo Paris bisher begegnet war.

Im Zuge der zahlreichen Untersuchungen, die ihrer Richtung nach bewiesen, dass der SD noch völlig im Dunkeln tappte, wurde aus unseren Reihen nur noch Dr. Horst verhört, dessen Teilnahme an den Fahrten Hofackers zu Rommel und Stülpnagels zu Kluge (20.7.) bekannt geworden war. Horst konnte eine plausible Erklärung vertreten und wurde wider Erwarten damals nicht in Haft genommen. Erst 2 Monate später nahm man in fest, wie es hiess als Schwager Speidels. Das Verfahren gegen ihn wurde nicht eröffnet. Er blieb bis März 1945 in Haft und ist dann zur "Frontbewährung" in einer Sondereinheit freigelassen worden.

General Speidel wurde im September verhaftet und ebenfalls nicht vor Gericht gestellt. Man wollte offenbar vermeiden, die Beteiligung Rommels auch im kleinsten Kreise zur Debatte zu stellen.

Das Entsetzen hoher Gestapokreise über den "Verrat" gerade dieses Mannes war ungeheuerlich und es wurde alles versucht, ein Bekanntwerden zu verhindern. Wenn nicht durch den rasenden Ablauf des Geschehens das Aufnahmevermögen der Bevölkerung schon weitgehend ausgeschaltet gewesen wäre, hätte allein schon die Tatsache, dass Hitler sich beim "Staatsbegräbnis" Rommels nur durch dessen unmittelbaren Dienstvorgesetzten - Rundstedt - vertreten liess, weiten Kreisen zu denken geben müssen. Das tragische Ende Rommels ist aus den Erklärungen seiner Familie hinreichend bekannt.

Die anfängliche "Zurückhaltung" des Pariser SD erschien uns allen zunächst erstaunlich. Es gibt aber dafür eine Reihe von "Erklärungen": Die Verhaftungsaktion hatte den ganzen Apparat stark erschüttert und war in ihren Auswirkungen noch nicht überwunden. Es gab, wie wir durch einen Vertrauensmann erfuhren, "erheblichen Krach im Hause". Einer warf dem anderen Feigheit vor. Das Reichssicherheitshauptamt war über die Tatsache, dass sich eine mit allen Sicherungsmitteln ausgestattete, bis an die Zähne bewaffnete Dienststelle von mehreren hundert Köpfen vollständig und ohne Widerstand ausheben liess, ebenso wenig erbaut wie darüber, dass sie von den Vorbereitungen des Putsches keine Kenntnis hatte. Natürlich blieb auch nicht ohne Einfluss, dass die Fronten immer näher rückten. So kam es schon sehr bald zu Auflösungserscheinungen in der Pariser Gestapo. Dass die SS-Dienststellen allerorts in Frankreich mit weitem Abstand zuerst auseinander mit der Begründung, dass Geheimnisträger nicht in die Hand des Feindes fallen dürften, sei nur am Rande er-

wähnt. Anfang August begannen die Gestapostellen in Paris sich bereits "abzusetzen"; damit obte die erste Verfolgungswelle ab. Nach der Verlegung unseres Stabes nach Potsdam Ende September 44 verdüsterte sich das Bild erheblich. In Berlin arbeitete die Gestapo noch auf vollen Touren und verfolgte jede, auch die kleinste Spur. Am 27. September wurde Horst aus unserer Mitte verhaftet. Diese und die folgende Zeit bildete wohl die größte Nervenbelastung seit den Tagen des 20. Wir konnten unsere Chancen nur äusserst gering bewerten; dabei gab es keine Möglichkeit, das Präventiv zu spielen, weil die Flucht eines Einzelnen unweigerlich die Fährte zu den übrigen freilegt hätte.

Dieser Zustand besserte sich erheblich, als es uns auf verschiedenen Wegen gelang, Einblicke in den Stand der Untersuchungen und Verfahren zu erhalten. Ein schwerer Rückschlag kam allerdings nochmals Ende Oktober, als wir erfuhren, dass der Gestapo umfangreiches neues Material in die Hände gefallen sei. Wie wir vermutet hatten, war diese sehr lange der Auffassung gewesen, es handle sich um die Tat eines ganz eng begrenzten Kreises. Durch Zufall war sie nun einer tagebuchartigen Aufzeichnung habhaft geworden mit genauesten Angaben über Gespräche, Verhandlungen, Zusammenkünfte und mit genauen Adressenangaben aller Beteiligten. Zuerst wären diese Aufzeichnungen für die "Ausgeburst einer kranken Phantasie" gehalten worden, die ersten Erhebungen hätten aber positive Ergebnisse gezeigt. Man sei erschüttert gewesen, feststellen zu müssen, welchen Umfang die ganze Organisation gehabt habe und dass sie weit in zivile Dienststellen und politische Kreise der "Systemzeit" gegangen sei. Verfasser dieser Aufzeichnungen sei wohl ein "kleiner Mann", doch wäre er zu den internsten Besprechungen beigezogen gewesen und hätte umfassende Kenntnisse über den beteiligten Personenkreis besessen. Diese Informationen stammten von verlässlicher Seite, nämlich von dem mit der Untersuchung betrauten SS-Sturmabführer Kiesel. Auf welchem Wege sie zu uns gelangten, würde zu weit führen.

Eine zweite Informationsquelle wurde uns durch Bargatzky eröffnet. Er kannte aus seiner früheren dienstlichen Laufbahn den Generalstaatsanwalt Lautz, inzwischen Anklagevertreter am Volksgerichtshof. Bargatzky ging nun mit vorbildlicher Kaltblütigkeit in die "Höhle des Löwen" und wusste bei wiederholten Besuchen Dinge zu erfahren, die für uns ^{und} die verhafteten Kameraden von grösster

Bedeutung waren. So erhielten wir auch die Bestätigung, dass General von Stülpnagel sich in der Untersuchung und der Verhandlung vorbildlich verhalten, alle Schuld für das, was in seinem Stabe geschehen sei, auf sich genommen und jede Diskussion über die Frage der Mitwisserschaft abgelehnt hätte.

Auch über den Stand des Verfahrens gegen Falkenhausen und Röchling erhielten wir Nachrichten, die für die Verteidigung von grossem Wert waren. Die Verhandlung gegen die Genannten fand am 12.1.1945 vor dem Volksgerichtshof statt. Entgegen unseren Erwartungen lautete die Anklage nicht auf Mitwisserschaft, sondern auf Begünstigung eines Hauptbeteiligten (Hofacker). Freudig überrascht waren wir, dass Falkenhausen freigesprochen und Röchling mit einer Freiheitsstrafe - 5 Jahre Zuchthaus - davongekommen sei.

Etwa um die gleiche Zeit erhielten wir die Gewissheit, dass Hofacker sein reiches Leben beschlossen hatte. So wenig wir annehmen konnten, dass Hitler seinem unversöhnlichen Feind Gnade schenken würde, so hingen wir immer noch an dem Glauben, dass er durch ein gütiges Schicksal erhalten bliebe. Wir haben seinen Tod schwersten Herzens erfahren in der Erkenntnis, dass wir nicht nur den besten Kameraden verloren hatten, sondern auch eine grosse Hoffnung für die Zeit, die kommen würde.

Schlussbetrachtung.

Wohl in wenigen Kapiteln des Weltgeschehens kann man so eindeutig die unerbittliche Forderung erkennen, dass es zu Ende geschrieben werden musste, trotz all der Grauens, das es der Menschheit brachte. Wie oft ist das Los geworfen worden, wie oft ist seine Fortsetzung an einem Faden gehangen; die Zeit war noch nicht abgelaufen.

Die Zeit war auch noch nicht abgelaufen, als sie uns schon fast zu spät dünkte - darum sollte es so kommen, wie es kam. Und doch hatte das Geschehen, hatten die Tat und das Opfer jener Männer, die gegen das Grauen aufstanden, ihren Sinn. Der Weg des Tyrannen musste bis zu Ende gegangen werden - vielleicht war es notwendig um Deutschland und der Welt einen zweiten zu ersparen. Die Erkenntnis, dass es in Deutschland viele gegeben hat, denen das

eigene Gewissen und das stille Martyrium Ungezählter Verpflichtung zu befreiender Tat gewesen ist, wird einmal ihre Früchte tragen gerade bei den besten unserer Landsleute, bei denen, die sich nicht nach Punkten freisprechen von der grossen Schuld, sondern schonungslos ihre Seele erforschen nach dem Kräftespiel von Wollen, Vermögen und Tun. Die Tat des 20. Juli wird später auch ihre Früchte tragen im Urteil der Welt, wenn einmal der Hass begraben ist und alle Menschen nach ihrem guten Willen bewertet werden.

Neigen wir uns in Ehrfurcht vor den Toten.

"Sie haben einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt." (II. Brief an Tim.)

Gedanken und Ereignisse.

Heute am Jahrestage des 20.7.44, an dem tapfere deutsche Männer im letzten Augenblick versuchten, das Schwerkste vom deutschen Volke abzuwenden, richte ich meine Blicke in erster Linie zum Himmel, um Gott zu danken, dass er mich in diesen schweren Monaten so gnädig beschützt und im entscheidenden Moment so wunderbar errettet hat, nachdem mir der Tod monatelang vor Augen gestanden hatte.

Mit dem gleichen dankbaren Herzen gedenke ich meiner heißgeliebten tapferen Frau und meiner guten Kinder, die in heldenhafter Weise und in festem Glauben an mich ihr schweres Los getragen und mein Los durch ihre tapfere, aufrechte Haltung wesentlich erleichtert haben. Endlich wandern meine Gedanken zu den tapferen Männern, die nach furchtbaren Folterqualen auf so grausame Weise ihr Leben für Volk und Vaterland dahingegeben haben.

Im Nachstehenden habe ich mich bemüht, in aller Kürze die Gedanken niederzulegen, die mich seit 1939 in meinem Kampf gegen Hitler beseelt und besonders in den letzten Monaten beeinflusst haben. Die Ausführungen sollen dem deutschen Volke, in Sonderheit aber meiner Familie und meinen Freunden Rechenschaft geben über mein Tun und Lassen als Soldat und Mensch.

Die Vorgeschichte.

Als am 30. Januar 1933 Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannte, und damit die Regierungsgewalt in die Hände der NSDAP übergang, habe ich meiner Frau und meinen Freunden gegenüber die Ansicht vertreten, dass diese Entwicklung dem deutschen Volke keinen Segen bringen würde, und dass Hitler, wenn ihm nicht rechtzeitig die Flügel beschnitten würden, das deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg hineinketzeren würde. Ich kannte Hitler aus meiner dienstlichen Tätigkeit als einen fanatischen Demagogen von erstaunlicher Energie, der fähig und entschlossen war, jeden Weg zu gehen, der ihn der Erfüllung seiner Pläne näher brachte. Ich erinnere nur an die unfaire Propaganda, die er bei der Reichspräsidentenwahl gegen Hindenburg betrieb, und ich erinnere daran, dass Hitler sich 1932 bereit erklärte, zusammen mit den Kommunisten den Generalstreik auszuführen, um die Regierung Schleicher zu stürzen. Ich kannte Göring als einen egoistischen, haltlosen und korrupten Menschen, der stets in größenwahnsinnigen Ideen lebte, und ich kannte Ribbentrop, dessen Einfältigkeit und Selbstüberschätzung nur durch sein überhebliches und arrogantes Auftreten überboten wurde. Mir war bereits damals völlig klar, dass dieser Kreis Menschen, der sich in der näheren Umgebung Hitlers zusammengefunden hatte, und doch nur aus Abenteurern und verkrachten Existenzen bestand, nicht die Plattform finden würde, von der aus Deutschland auf der internationalen Weltbühne den Weg zur Verständigung und zum Frieden antreten konnte. Die völlig fremden und anmaßenden Ansichten jener Leute konnten nie die Grundlage bilden für eine Völkerversöhnung, über die meines Erachtens allein der Friede zu sichern, die Gefahr des Bolschewismus zu bannen und das letzte Ziel "die Vereinigten Staaten von Europa" zu erreichen war.

Meine Gedanken werden verstärkt durch die Schandtate des Reichstagsbrandes, dessen Urheberchaft - nach Aussage des Generaloberst Halder - Göring sich selbst mehrfach gerühmt hat.

Meine Reise nach Russland im Jahre 1933 brachte meine ersten Zusammenstoß mit Hitler. Tief beeindruckt von der Weite des russischen Raumes, der Lebenskraft der russischen Bevölkerung, der Größe der Selbstversorgungsmöglichkeit Russlands an Rohstoffen und landwirtschaftlichen Produkten und besonders auch von den großen Ausmaßen der bolschewistischen Industrie, vertrat ich den Standpunkt, dass Deutschland mit der Sowjetunion ein freundschaftliches Verhältnis suchen müsse, und dass die Sowjetunion in wenigen Jahren eine Macht von unübersehbarer Stärke darstellen würde. Hitler lehnte meine Ansicht völlig ab, war der Auffassung, dass wir uns potemkinische Dörfer haben vorgaukeln lassen und dass der Bolschewismus nur zerstörend wirke und nie einer aufbauenden Organisation fähig sein würde. Diese Auffassung Hitlers drückte sich dann aus in einer immer stärker werdenden lügenhaften Propaganda und Hetze gegen das Sowjesystem.

Zum zweiten Male fand ich Hitlers Ungnade in meiner wehrwirtschaftlichen Stellungnahme zu unserm Verhältnis zu China, der Regierung Tschiangkaitscheks. Mit Genehmigung der Reichsregierung war im Jahre 1935 zur Stärkung unserer wirtschaftlichen Lage mit China ein Vertrag abgeschlossen worden, auf Grund dessen uns China Wolfram, Zinn und andere wichtige Rohstoffe gegen Kriegsgerät lieferte. Ich hatte im Auftrage Blombergs ^{den} Vertrag unterzeichnet. Wenige Wochen nach der Unterzeichnung, als General von Reichenau im Auftrage Hitlers noch in China war, um dem Marschall Tschiangkaitschek ein Ehrengeschenk Hitlers zu überreichen, erklärte Hitler, dass der geschlossene Vertrag hinfällig sei, da er sich entschlossen hätte, nunmehr eine Japan-Politik zu betreiben. China könne uns doch nichts nützen. Auf meinen mehrfachen Einspruch, dass man diesen Vertrag halten müsse, erklärte Hitler, in der Politik müsse man ~~nixam~~ skrupellos sein, er mache praktische Politik, und Verträge seien dazu da, dass sie im richtigen Moment gebrochen würden.

Trotzdem ich innerlich vom ersten Tage an in absoluter Abwehrstellung zu Hitler stand, habe ich mich damals, als Ende 1934 an mich der Auftrag erging, Deutschlands Wirtschaft wieder wehrhaft zu machen, mit meiner ganzen Arbeitskraft dieser Aufgabe angenommen. Ich tat es, weil ich auf dem Standpunkt stand, dass ein wehrloses Deutschland inmitten der hochgerüsteten Staaten eine Unmöglichkeit darstelle und eine Gefahr für die Erhaltung des Friedens war. Die Westmächte hatten nach dem Versailler Vertrag nicht abgerüstet, Russland rüstete im grossen Umfange auf, in Deutschland mußte also etwas geschehen. Als Hitler im Frühjahr 1935 die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht erklärte, ließen die Westmächte diesen Schritt unwidersprochen zu. Auch auf die Besetzung des Rheinlandes 1936 im März erfolgte nichts. Ja, England fand sich sogar bereit, mit Hitler das Flottenabkommen abzuschließen, sodaß jeder einsichtige Deutsche zu der Überzeugung kommen mußte, dass die Westmächte in Deutschland den Prallbock gegen den Bolschewismus sahen und die Aufrüstung begrüßten.

Ich bin überzeugt, dass auch Hitler damals der gleichen Auffassung gewesen ist. Da Hitler ausserdem in jeder seiner Reden dem deutschen Volk seine Friedenspolitik darlegte, mußte es für jeden guten Deutschen selbstverständlich sein, dass er seine ganze Kraft dieser Aufrüstung zur Verfügung stellte, die nach unserer aller Auffassung allein dem Schutz unserer Grenzen dienen sollte. Ich bin sicher, dass es zur damaligen Zeit im deutschen Volk nicht ein Prozent Menschen gegeben hat, die zur Wiederherstellung des deutschen Wohlstandes einen Krieg herbeigesehnt hätten.

Inzwischen hatten sich indessen andere Ereignisse abgespielt, die mich und meine Freunde auf das Tiefste berührten. Der 30. Juni 1934 hatte gezeigt, welche Wege dieses System ging, um das Ziel der Vereinigung der absoluten Gewalt in den Händen weniger Männer zu erreichen. Es ergab sich sehr bald, dass der Röhmputsch völlig fingiert und nur von Himmler inszeniert worden war, um die Macht der SA zu brechen und dafür alle Gewalt in der SS zu vereinigen. Blomberg wusste davon und ließ zu, dass Schleicher ermordet und damit dem Ansehen des Offizierkorps der erste Schlag versetzt wurde.

Es folgte der Tod Hindenburgs, die Fälschung des Testaments Hindenburgs durch Hitler und die Vereidigung der Wehrmacht auf die Person Hitlers, womit jede Widerstandsbewegung gegen dieses System innerhalb der Wehrmacht zerschlagen wurde. Blomberg wurde zum Totengräber des anständigen Offizierkorps des Tausendmannheeres und hatte die Grundlage dazu gelegt, dass die Wehrmacht der Partei ausgehändigt wurde. Keitel und General Heinicke sollte es vorbehalten bleiben, im Kriege dieses Unglück zu vollenden. Es kamen weiter hinzu die rücksichtslose Durchführung der Nürnberger Gesetze, die zunehmende Judenverfolgungen, die ersten Massnahmen gegen die evangelische und katholische Kirche und die ungeheuerlichen Verletzungen auf dem Gebiet der Rechtssprechung. Alles wies darauf hin, dass Hitler und seine Getreuen auf einem höchst radikalen, für Deutschland gefährlichen Wege waren, der in der Welt mit höchstem Misstrauen verfolgt wurde.

1936 ließ Hitler in seinem engsten Kreise durchblicken, dass er seine Ziele wohl kaum ohne einen Krieg werde erreichen können. Er wies darauf hin, dass Deutschlands Volk noch nie so schlagkräftig und unseiner Generation an Deutschland noch viel gut zu machen hätte, und dass daher das deutsche Volk nochmal zu einem Waffengang werde antreten müssen, um sein Leben endgültig in der Welt zu sichern. Hitler er fand damals den Begriff des Blitzkrieges und scheint in dem Gedanken gelebt zu haben, dass es im Zeitalter der Technik möglich sein müsse, durch Überraschung und blitzartigen Einsatz überlegener technischer Kampfmittel einen kurzen Krieg zu führen und dadurch seine Pläne in die Tat umzusetzen. Schon damals sprach er von der Vorsehung, die ihn zum Begründer des tausendjährigen Reiches germanischer Nation bestimmt hätte. Dem Bundeskanzler Schuschnigg gegenüber erklärte er, dass er der größte Deutsche aller Zeiten sei, und dass nach ihm nie wieder ein Mensch kommen würde, der solche Machtmittel in sich vereinige.

Der sich immer mehr offenbarende Wille Hitlers, dem deutschen Volk einen neuen Krieg zuzumuten, veranlasste mich, ab 1936 zunächst in versteckter und dann in ziemlich offener Form in öffentlichen Vorträgen, Zeitungsartikeln und in Aufsätzen militärwissenschaftlicher Zeitschriften gegen den Gedanken eines Blitzkrieges Stellung zu nehmen und zu erklären, dass Deutschland aus wehrwirtschaftlichen Gründen nicht in der Lage sei, einen neuen Krieg zu führen. Diese offene Erklärung brachte mich bei Hitler und bei der Parteiführung in völligen Misskredit und in den Ruf eines Schwarzsehers und Pazifisten. Ich bin überzeugt, dass man bereits damals eine Ablösung vorgenommen hätte, wenn man für diese Stellung eine geeignete Persönlichkeit mit den notwendigen Erfahrungen gehabt hätte.

Meinen völligen inneren Bruch mit diesem System brachte die "Fritsch - Affäre". Dass diese ungeheure Schmach, die Hitler in heimtückischer Weise dem Generaloberst Freiherrn von Fritsch und dem Offizierkorps des Heeres angetan hatte, ungesühnt bleiben sollte, war mir unverständlich. Da aber bereits damals die führenden Soldaten, insbesondere der General von Brauchitsch, versagten und nicht bereit waren, diese Schande abzuwaschen, fanden sich einige Männer des alten Heeres

zusammen, die die Ehre des Offizierkorps und des deutschen Volkes höher schätzten als den von Hitler und abgenötigten Eid. General von Witzleben war schon damals bereit, dieses System zu beseitigen und Hitler und seine verbrecherischen Genossen vor einen Volksgerichtshof zu bringen. Die Durchführung des Unternehmens scheiterte leider, weil nach Ansicht des für das Unternehmen bestimmten Gruppenführers die jungen Offiziere sich für einen derartigen politischen Akt nicht als zuverlässig erwiesen.

Es folgte die Tschechenkrise und der Abgang des Chefs des Generalstabes, des Generaloberst Beck. Die Kriegsgefahr stand vor der Tür. Erneut fanden sich damals dieselben Männer zusammen und waren entschlossen, den Krieg durch Beseitigung des Hitlersystems zu verhindern. Da brachte der Tag von München Hitler einen neuen Erfolg, und man glaubte in diesem Moment vor dem deutschen Volke die Beseitigung des geliebten Führers nicht verantworten zu können.

Ich habe mich in jenen Monaten mit den meisten grossen Wirtschaftsführern Deutschlands ausgesprochen, um sicher zu sein, dass ich die wirtschaftliche Lage Deutschlands und der übrigen Welt und die Möglichkeiten, einen Krieg wirtschaftlich zu überstehen, richtig beurteilte. Ich habe damals nur völlige Zustimmung in meinen Auffassungen gefunden. Leider muss ich heute feststellen, dass als sich die Gnaden-sonne Hitlers Herrn Dr. Todt und Herrn Speer zuwandte, ein grosser Teil dieser Wirtschaftler in ihren Auffassungen völlig umfielen, sich in den Bann dieser neuen Parteigewaltigen begaben und begeistert dieser Kriegshetze und Durchhaltepsychose zustimmten. Wenn heute das deutsche Volk mit Recht von den obersten Soldaten Rechenschaft verlangt, so gilt dieses auch für viele Wirtschaftsführer, die gegen ihrer eigenen Überzeugung nicht den Mut aufbrachten, mit mir klar zu bekennen, dass sie diesen Krieg für sinnlos und für Deutschland als hoffnungslos ansahen.

Hitler hat seit dem Tage von München die Kriegshetze und die Kriegsvorbereitungen systematisch betrieben und war von diesem Datum an auch entschlossen, England anzugreifen, wenn es sich seinen Plänen entgegenstellen sollte. Allerdings bin ich der Auffassung, dass Hitler 1938 noch gehofft hat, dass England im entscheidenden Moment Polen fallen lassen würde. Die gesamte Rüstung war von Hitler auf einen überraschenden Erfolg und nicht auf einen langen Krieg abgestellt. Alle Massnahmen zur Stärkung unserer wirtschaftlichen Durchhaltefähigkeit wurden von ihm zurückgestellt zu Gunsten der Aufstellung neuer Divisionen.

Als im Sommer 1939 klar erkennbar wurde, dass Hitler die Differenzen mit Polen provozierte, um den deutschen Volke gegenüber einen Grund für einen Angriff vorzutäuschen, traten zahlreiche Männer an mich heran mit der Bitte, alles zu tun, um diesen Krieg, der sich nach unserer Auffassung zum Weltkrieg auswachsen würde, zu verhindern. Besondere Träger dieses Gedankens waren Minister Popitz, Dr. Goerdeler, Generaloberst Beck, Botschafter von Haasell, Dr. Schacht, Staatssekretär Plank, General Oster, Herr Gisevius, und Generaldirektor Wittke. Wir wurden uns in eingehenden Besprechungen klar, dass alles geschehen müsse, um den Ausbruch zu verhindern und ein neues Blutbad dem deutschen Volke zu ersparen. Ich verfasste in diesen Tagen eine kurze Denkschrift, aus der klar hervorgeht, dass Hitlers Eroberungspläne zum Weltkrieg führen müssten, dass dieser Krieg zu einem langen Materialkrieg führen würde und dass Deutschland aus Rohstoff- und Ernährungsgründen diesen Krieg ohne starken Bundesgenossen nicht durchhalten könne. Ein verlorener Krieg würde unseren Untergang bedeuten, der Krieg müsse also unterbleiben.

Diese Denkschrift habe ich Keitel etwa 14 Tage vor Beginn des Polenkrieges vorgetragen. Keitel unterbrach mich bei diesem Vortrage und erklärte mir, dass Hitler nie einen Weltkrieg führen werde. Es bestünde gar keine Gefahr, da nach Hitlers Auffassung die Franzosen ein vollkommen pazifistisches Volk seien, die Engländer viel zu dekadent seien, um Polen wirklich Hilfe zu leisten, und Amerika würde nie mehr auch nur einen Mann nach Europa schicken, um für England oder gar Polen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Auf meine Einwände, dass alle Männer, die das Ausland wirklich kennen, ganz anderer Auffassung seien, wurde mir nur bedeutet, dass ich mich anscheinend von jenen pazifistischen Männern habe anstecken lassen, die Hitlers Größe nicht sehen wollen. Am Sonntag vor Beginn des Polenkrieges war ich erneut bei Keitel und überreichte ihm bildlich dargestellte statistische Unterlagen über die kriegswirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands und der übrigen Weltmächte. Aus ihnen gingen klar die grosse kriegswirtschaftliche Überlegenheit der Westmächte und die für uns bestehende Gefahr hervor.

Keitel sagte mir am nächsten Tage, er habe diese Übersichten Hitler vorgelegt und Hitler habe erwidert, dass er meine Sorgen über die Gefahren eines Weltkrieges in keiner Weise teile, insonderheit, dass er die Sowjetunion jetzt für sich eingefangen hätte. Das Abkommen mit Russland sei die größte politische Tat, die seit Jahrzehnten von deutschen Politikern vollbracht worden sei. Mir ist nie klar geworden, ob Hitler unter dem Einfluß Ribbentrops damals wirklich noch geglaubt hat, dass England in den Polenkrieg nicht eingreifen werde, oder ob ich damals bereits von Keitel betrogen worden bin. Ich mußte der Auffassung sein, dass Hitler die Weltlage völlig verkennt und in leichtfertiger Weise das deutsche Volk in den Krieg hetzt. Diese Erkenntnis brachte uns zu dem Entschluß, nun wirklich zu handeln, um wenigstens das Schlimmste - die Ausweitung des Polenkrieges zum Weltkriege - zu verhindern. Popitz, Goerdeler, Beck, von Hassell und Oster traten an mich heran mit der Bitte, das OKH über die wahre Lage aufzuklären und vom OKH die gewaltsame Absetzung Hitlers zu fordern, wenn Hitler nicht zu einer sofortigen Verständigung mit den Westmächten bereit sein sollte. In diesem Moment passierte das Attentat im Bürgerbräukeller, da das, wie sich bald herausstellte, eine völlig fingierte Machenschaft von Heiderich war und nur den Zweck haben sollte, dem deutschen Volke die grosse Gefahr, die ihm angeblich von England drohte, vor Augen zu führen. Es wurde durch einen Grenzüberfall der SS in Holland der Leiter des englischen Secret Service von Holland, der englische Oberstleutnant Pest, überfallen und über die deutsche Grenze gebracht und in der Presse wurde ihm die Einfädelung des Attentats in die Schuhe geschoben. Ich selbst habe mit Pest mehrere Wochen im Konzentrationslager gesessen und er hat mir versichert, dass er nur den einen Auftrag hatte, den Krieg zwischen England und Deutschland zu verhindern zu versuchen. Nach diesem erneuten Betrug des deutschen Volkes ging ich am 27.11.1939 zum Chef des Generalstabes, Generaloberst Halder, schilderte ihm die Auffassung meiner Freunde und bat ihn dringend, Brauchitsch zu bewegen, den Weltkrieg zu verhindern und im Notfalle Hitler zu verhaften. Damit komme ich zu den Vorgängen, die zu meiner Verhaftung führten, die ich im Rahmen meiner Vernehmung und meiner Verteidigung schäldern möchte.

Meine Verhaftung und die Gründe dafür.

Das Attentat am 20.7.44 kam für mich überraschend. Die Vorgänge hierzu waren folgende:

Nachdem im Jahre 1939, 1940 und 1941 alle unsere Versuche, den Oberbefehlshaber des Heeres und nach seinem Versagen einen der Feldmarschälle zu bewegen, die gesamte Regierung und das Führerhauptquartier durch eine ausgesuchte Gruppe zu verhaften, fehlgeschlagen waren, hatten sich Beck, Goerdeler, Olbricht entschlossen, die Beseitigung Hitlers durch ein Attentat zu vollziehen. Mehrere Versuche waren mißlungen, da Hitler von Tag zu Tag misstrauischer und vorsichtiger wurde. Ich war ein Gegner eines Attentates und habe bis zu meiner Beseitigung aus meiner Stellung Ende 1942 immer wieder versucht durch Reisen zu den betreffenden Persönlichkeiten und durch Darlegung der Gesamtlage und Schilderung der wirtschaftlichen Überlegenheit unserer Gegner einen der Oberbefehlshaber zu der erlösenden Tat der Aushhebung des Führerhauptquartiers zu bewegen. Trotzdem Männer, wie die Feldmarschälle Kluge und Manstein, die Gefahr sahen und selbst Hitler ablehnten, fanden sie nicht den Entschluss zur Tat. Nach der Tragödie von Stalingrad vertrat Staatssekretär Plank und ich den Standpunkt, dass nach dem der Krieg verloren war, eine gewaltsame Beseitigung Hitlers nicht mehr am Platze sei, da eine neue Regierung von den Alliierten auch nur noch einen Schmachfrieden erlangen könne. Ich war der Auffassung, dass grosse Teile des deutschen Volkes in diesem Falle eine Beseitigung Hitlers als einen selbstmächtigen Putsch der Generale bezeichnen und die Schuld für den unglücklichen Ausgang des Krieges diesen zuschreiben würden, während Hitler als "großer Führer" und als Märtyrerfigur in der betrogenen deutschen Volke weiterleben würde. Dies dürfte unter keinen Umständen der Fall sein. Allerdings habe ich damals nicht angenommen, dass Hitler soweit gehen würde, das gesamte deutsche Volk, das deutsche Land und die Kultur zu opfern, um selbst einige Wochen länger sein Leben fristen zu können. Ich erinnere mich jetzt aber, dass mir Keitel, als ich ihm die Mißstimmung des Volkes gegen die sinnlosen Opfer von Stalingrad vorlegte, geantwortet hat: "Der Führer will von solchen Bedenken nichts wissen, er steht auf dem Standpunkt: wenn das deutsche Volk mich nicht verstehen und nicht kämpfen will, muss es eben untergehen."

Ich war 14 Tage vor dem Attentat bei Olbricht und merkte ihm an, dass er sehr erregt und in seinem Hass gegen Hitler völlig fanatisch geworden war. Als wir die Lage besprachen, sagte er mir, dass nach seiner Auffassung noch nicht alles verloren sei, und dass er sich zusammen mit Graf ~~Meinert~~ Stauffenberg bemühe, den Generaloberst Fromm von der Notwendigkeit zu überzeugen, dass nach dem Versagen der Feldmarschälle der Front die Heimat zur Tat schreiten müsse. Über das noch bevorstehende Attentat sprach er nicht, weil anscheinend der Termin, an dem Stauffenberg an Hitler herankommen konnte, noch nicht festlag.

Ich war vom 20. Juli 44 ab auf meine Verhaftung gefasst, da meine enge Zusammenarbeit mit dem Kreise Witzleben-Beck-Olbricht-Oster bei den Untersuchungen nicht verborgen bleiben konnte. Andererseits war ich der Auffassung, dass das belastende Material über mich nicht gefunden werden konnte, da ich vom ersten Tage unserer Zusammenkunft an erklärt hatte, dass ich an einer neuen Regierungsbildung nicht beteiligt zu werden wünsche, weil ich mein Leben nach dem Sturz der Regierung nicht als Soldat, Beamter oder Politiker, sondern in einer

Stellung in der Wirtschaft fortführen wollte. Es kam daher für mich nur darauf an, das Material zu beseitigen, dass meinen Kampf zur Verhinderung des Krieges und meine persönliche Einstellung gegen Hitler und seine Pläne darlegte, und das mich als schärfsten Gegner des Naziproblems bloßstellte. Ich habe daher in der Zeit vom 20. 7.44 bis zu meiner Verhaftung meine Denkschriften über den Aufbau der deutschen Wehrwirtschaft, die höchst kritisch gehalten war, so umgearbeitet, dass sie im Notfall zu meiner Verteidigung herangezogen werden konnte. Ausserdem liess ich durch einen Adjutanten Oberstleutnant Döhmer und Oberst Eckert alles Material vernichten, was meinen Kampf gegen den Krieg und die entsprechenden Massnahmen der Regierung unter Beweis stellte. Im Interesse der Sicherheit meiner Familie und meiner Mitarbeiter musste ich mich, nachdem das Attentat missglückt war, zu diesem Schritt entschliessen, trotzdem er für die geschichtliche Klarlegung ungeeignet war. Döhmer und Eckert sind jedoch in der Lage das vorhandene gewesene Beweismaterial zu bezeugen.

Leider sollte sich meine Hoffnung, dass gegen mich kein schriftliches Beweismaterial gefunden sein sollte, bald in das Gegenteil verwandeln.

Als ich im August 1944 aus meiner z.b.V.-Stellung beim OKH in die Führerreserve des OKH versetzt wurde, war mir klar, dass sich Keitel meiner entledigen wollte, da er mich als belastet betrachtete. Am 10. Oktober erfuhr ich, dass mein Vertrauensmann Dr. Reuthar in Berlin verhaftet worden sei. ~~Ich weiss nicht, ob Oberstleutnant Döhmer~~ Damit war sicher, dass man meiner Tätigkeit auf der Spur war. Ich rief daher Oberstleutnant Döhmer vom Urlaub zurück, um mit ihm alle notwendigen Massnahmen, insonderheit den Schutz meiner Familie zu besprechen. Doch dieser Schritt gelang nicht mehr, da ich bereits am 11. Oktober 1944 15.30 Uhr in meinem Dienstzimmer in Muskau durch einen Richter des Zentralgerichts des Heeres und zwei Gestapobeamte verhaftet wurde. Ich wurde im Auto nach Berlin in das Gebäude der Gestapo Prinz-Albrecht Strasse gebracht, wo mir der Obersturmbannführer Huppenkothen mitteilte, dass der Führer persönlich eine Überprüfung gegen mich angeordnet hätte. Ich wurde in eine Zelle im Keller in Einzelhaft gesperrt. Neben mir sass Dr. Schacht.

Nachdem ich die ersten Tage damit beschäftigt worden war, meine Beziehungen zum 20.7.44 darzulegen und meinen gesamten Bekanntenkreis zu schildern, wurde ich am 16.10.44 zu Huppenkothen zur Vernehmung geholt, der mir eröffnete, dass ich zwar nicht der Mit-täterschaft am 20.7.44 bezichtigt würde, sondern hochverräterischer Umtriebe in den Jahren 1939 - 1942 und einer Sabotage der Pläne des Führers. Ich antwortete, dass ich von 1939 bis zum heutigen Tage ein scharfer Gegner des Krieges gewesen sei, und dass sich meine damals dargelegten Bedenken als völlig richtig erwiesen hätten. Ich bestritt jedoch, Hochverrat betrieben zu haben. Hierauf wurde mir eröffnet, dass General Oster und seine Gehülfe Dohnany in zynischer Weise erklärt hätten, dass sie seit 1939 den Plan gehabt hätten, Hitler zu beseitigen, und dass meine Mitwirkung an diesem Plan (durch die in den Akten von Dohnany gefundenen Aktennotizen) klar erwiesen sei. (Mir wurden zwei Aktennotizen vorgelesen, die jene Herren ganz gegen jede Verabredung aufgestellt und anscheinend als Anklagematerial gegen Generalfeldmarschall von Brauchitsch abge-wahrt hatten. Soweit ich erfahren konnte, war dieses Material, dass unsere ganze Tätigkeit aufdeckte, zusammen mit den Tagebüchern des Admirals Canaris von Dohnany in einem Garten vergraben worden, der Ort aber durch Frau Dohnany anscheinend nach Folterung verraten worden.)

Die Aktennotizen besageten folgendes: General Thomas hat am 27.11.39 im gleichzeitigen Auftrag von Goerdeler, Popitz, Beck und Oster den Chef des Generalstabes Halder aufgesucht und ihm dargelegt, dass Deutschland diesen Krieg nicht durchhalten kann, und dass ein verlorener Krieg Deutschlands Untergang bedeute. Es muss daher unter allen Umständen verhindert werden, dass Hitler im Westen zum Angriff schreitet. Wenn Hitler nicht zur Verständigung mit den Westmächten bereit ist, muss das Heer zum Staatsstreich schreiten und die Regierung Hitler beseitigen.

Halder habe geantwortet, dass er ebenfalls in größter Sorge sei und Hitler beseitigt sehen möchte. Jedoch sei Brauchitsch zu einer solchen Tat nicht zu bewegen, denn das deutsche Heer mache keinen Staatsstreich! Man habe ausserdem keine Persönlichkeit, die man wie Hitler herausstellen könne, das Volk brauche eine Idee wie den Nationalsozialismus. Englands Kampf ginge nicht nur gegen die Nazis sondern gegen das ganze deutsche Volk und endlich sei das jüngere Offizierskorps nicht zuverlässig, um eine solche politische Tat zu vollbringen.

Halder sagte, dass auch die Generale von Stülpnagel und Wagner ihm in der gleichen Richtung zugesetzt hätten, er könne aber nicht zulassen, dass jetzt im Kriege die oberste militärische Führung in zwei Teile gespalten würde.

Ich habe dann wenigstens erreicht, dass Halder sich mit Beck traf und in schriftliche Verbindung mit Goerdeler trat, um das OKH auf diese Weise für unsere Gedanken zu gewinnen.

Die zweite Aktennotiz besagte folgendes: Ich hätte Anfang April 1940 Halder einen mir von Oster zugeleiteten Bericht aus Rom überreicht, aus dem klar hervorging, dass der Vatikan bereit sei, eine Verständigung mit England zu vermitteln unter folgenden Bedingungen:

Beseitigung Hitlers und Ribbentrops,
Neubildung einer Regierung (Person Göring tragbar),
kein deutscher Westangriff,
Regelung der gesamten Ostfrage zu Gunsten Deutschlands.

Der Bericht ergab, dass der Papst in engster Verbindung mit England stand, und dass England unter diesen Bedingungen wirklich zur Verständigung bereit war. Der Papst hatte den Engländern übermittelt, dass in Deutschland hinter diesem Vorschlag eine Gruppe von Generälen stand.

Die Aktennotiz besagte weiter, dass Halder diesen Bericht an Brauchitsch weitergeleitet habe, dieser aber erneut jede Gewaltmassnahme gegen Hitler abgelehnt habe. Auch mein Vorschlag, Botschafter von Hassell zur näheren Erläuterung der Friedensmöglichkeiten zu empfangen, wurde von Brauchitsch abgelehnt. Im Gegenteil hatte Brauchitsch - wie mir Halder mitteilte - die Absicht, mich als damals verhaften zu lassen, und nur durch das Einschreiten von Halder ist diese Verhaftung unterblieben.

Endlich wurde mir vorgeworfen, dass ich vor dem Kriege und im Kriege als Schwarzseher bekannt sei, dass ich der Hitlerschen Propaganda in den Rücken gefallen wäre, und dass ich dem amerikanischen Reporter Wiegand vor dem Kriege defaitistische Äusserungen gemacht hätte.

Da die Aktennotizen die wahren Vorgänge offenlegten, befand ich mich in einer sehr schwierigen Lage, und es war klar, dass - wenn ich alles zugab - mir offenbar Hochverrat zur Last gelegt werden konnte. Meine Lage war umso kritischer, als - nach Erklärung

von Kuppenkoth - Oster und Dohnany angeblich ihre gesamten Taten angegeben hatten, und ich auch nicht wußte, was Halder und Goerdeler aussagen würden. So brachte meine erste Vernehmung für mich schon eine schwere Krise.

Meine Verteidigung.

Ich stand vor einem sehr schweren Entschlusse. Gab ich meine Einstellungen gegen Hitler und mein Wirken gegen den Krieg und für die Beseitigung des Regimes zu, so war mir das Todesurteil wegen versuchten Hochverrats sicher. Alles abzuleugnen war unmöglich, da die Aktennotizen vorlagen (und Goerdeler uns alle schwer belastet hatte.) Ich war indessen entschlossen, diesem Verbrechergesindel von SS und Volksgerichtshof, die ich nicht als gesetzmässige Einrichtung des deutschen Volkes anerkennen konnte, jede falsche Aussage zu machen und jeden Weg zu versuchen, der die Möglichkeit bot, mich einer schnellen Verurteilung zu entziehen und meine Familie und meine Freunde möglichst zu schützen und zu entlasten.

Aus allen Äusserungen Kuppenkothens und seines Sekretärs mußte ich annehmen, (dass Oster und Dohnany unter dem Zwang der gefundenen Akten ihre ganze Tätigkeit eingestanden und auch mich belastet hatten. Hingegen schien mir Halder erklärt zu haben, dass er sich des Inhalts meiner Vorträge nicht mehr erinnern könne. Sein Schicksal war also stark von meinen Aussagen abhängig. Ich sah die einzige Möglichkeit, mein Leben zu retten darin, meinen Kampf gegen den Krieg zuzugeben, jede persönlich Mitwirkung zur Beseitigung Hitlers aber abzustreiten. So ging ich folgenden Weg.:

Ich gab zu, dass ich vor dem Kriege Hitlers Eroberungspläne bekämpfte, Generaloberst Keitel und die Oberbefehlshaber der Wehrmachtsteile vor einem neuen Kriege gewarnt, am 27.11.1939 im Auftrage von Goerdeler, Popitz und Beck sowie Oster dem General Halder die Ausichtslosigkeit eines Weltkrieges darlegte und ihn gebeten habe, Brauchitsch zu bewegen, dass er von Hitler eine Verständigung mit den Westmächten forderte. Ich gab weiterhin zu, dass ich Halder gesagt hätte, dass meine Freunde den Standpunkt vertraten, Hitler müsse beseitigt werden, ehe er das deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg stürzt. Ich bestritt aber, dass ich Halder zum Staatsstreich ermunterte und an irgend welchen Vorbereitungen zu einer Beseitigung Hitlers teilgenommen hätte. Ich gab ferner zu, dass ich dem Bericht aus Rom an Halder überbracht hätte, bestritt aber, dass ich an dem Zustandekommen der Verhandlungen mit dem Vatikan beteiligt gewesen sei. (Letzteres entsprach auch der Wahrheit, denn ich wußte nicht, dass die Einleitung dieser Verhandlungen von Oster ausgegangen war.) Ich erklärte ich hätte diesen Bericht als reinen Agentenbericht der Abwehrabteilung aufgefasst.

Im übrigen habe ich zugegeben, dass es meine Pflicht gewesen wäre, bereits im November 1939 meinem Vorgesetzten Meldung zu erstatten über die Auffassung, die Goerdeler, Popitz usw. mir gegenüber vertreten haben, und dass ich auch von dem Bericht aus Rom dem General Keitel hätte Meldung machen müssen. Ich habe dabei immer betont, dass meine Gedanken bei allen meinen Taten allein auf das Wohl des deutschen Volkes und des Vaterlandes gerichtet gewesen wäre, und dass ich versucht hätte, meine Vorgesetzten immer wieder über meine Auffassung zu unterrichten und ihnen die wahre Lage darzulegen.

Bedenklich wurde die Lage für mich, als mir eine Aussage von Plank eröffnet wurde. Er hatte, da er schon zum Tode verurteilt war, zu meiner Entlastung ausgesagt, dass ich gegen die Beseitigung Hitlers gewesen sei, dass ich aber von allen Besprechungen, die 1939-1942 zum Zwecke der Beseitigung Hitlers stattgefunden hätten, Kenntnis gehabt

hätte. Jetzt blieb mir nichts mehr übrig als den Versuch zu machen, gegen diese Anschuldigungen meine persönliche Leistung und meine militärische und politische Zuverlässigkeit in 36 Dienstjahren für mich ins Feld zu führen. Ausserdem erklärte ich, dass - wenn Oster und Dohnany wirklich zugegeben haben, dass sie Landesverrat getrieben hätten, - ich nur erklären könne, dass meine religiöse Einstellung den Bruch des von mir abgelegten Fahneneides nicht zugelassen hätte. Ich hoffte, mit dieser Aussage nicht nur mich und Halder zu entlasten, sondern auch zu verhindern, dass die Gestapo gegen meine Frau und meine Kinder etwas unternahmen.

Doch auch dieser Entlastungsversuch brachte mir keinen Erfolg. Mitte Dezember 1944 eröffnete mir Muppenkothen, dass meine Untersuchung abgeschlossen sei und dass ich hochverräterischer Umtriebe angeklagt würde, umso mehr als ich mindestens bis Ende 1942 Kenntnis von den Umsturzvorbereitungen der Gruppe Beck-Oster-Olbricht gehabt hätte. Darauf stünde natürlich die Todesstrafe. Muppenkothen fügte noch hinzu, dass das Reichssicherungshauptamt auf die Form der Anklageerhebung durch den Obersten Reichsanwalt keinen Einfluss habe, sodass die Möglichkeit bestünde, dass ich auch wegen weiterer Verbrechen, z.B. Aufreizung des OKH zur Revolte gegen den Obersten Befehlshaber zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Muppenkothen eröffnete mir ausserdem, dass Hitler persönlich die Untersuchung gegen mich befohlen hätte, meine Untersuchungsakten zunächst nicht an den Volksgerichtshof kommen, sondern über Himmler an Hitler gingen, der über den Weg meiner Aburteilung bestimmen würde. Damit war für mich zunächst wieder etwas Zeit gewonnen.

Meine ganze Sorge galt in diesen Tagen meiner Familie. Der Gedanke, dass meine schwerkranke tapfere Frau, meine Kinder und Verwandten durch mein Todesurteil nicht nur um ihren Ernährer, sondern auch um ihren letzten Besitz gebracht werden könnten, und dass meine gute Frau über diesen Gram zugrundegehen würde, war mir fürchterlich. Ich klappte einige Zeit mit dem Herzen und den Nerven zusammen. Glücklicherweise erhielt ich zu diesem Zeitpunkt Nachricht über die Dinge an der Front und von nun an ließ mich der Gedanke nicht mehr los, dass mich die Feinde befreien könnten. Ich schlug jetzt eine neue Taktik in meiner Verteidigung ein. Ich schrieb an Himmler und wies darauf hin, dass der Krieg sich genau so entwickelt habe, wie ich es vorausgesagt hätte. Ich wäre der einzige im OKH, der seinem Vaterland durch eine klare Erkenntnis der Dinge und durch offene Darlegung der Gefahrenwirklichkeit gedient hätte, ich sei also kein Hoch- und Landesverräter, sondern ein Mann, der für das deutsche Volk und das Vaterland sein Bestes gegeben hätte. Ich forderte daher Entlassung aus der Haft und ein Kommando an der Front, um auch in der letzten und höchsten Not meinem Vaterlande dienen zu können. Hierbei hatte ich natürlich nur den einzigen Gedanken, aus den Händen der Gestapo zu kommen und nach der Schweiz zu entweichen, um von dort den Kampf gegen diese Verbrecherregierung fortzusetzen.

Mich haben damals drei Momente noch gehalten:

1. der Glaube, dass das Schicksal wenigstens einen Mann übrig lassen würde, der in der Lage war, die Entwicklung der Dinge klarlegen zu können und als Ankläger aufzutreten.
2. Der Wille, am Leben zu bleiben, um meine über alles geliebte Frau und meine guten Kinder vor dem Schlimmsten zu schützen und endlich
3. mein christlicher Glaube und besonders mein immer vor mir stehender Konfirmationspruch:
Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu auch du bekannt hast, ein gut Bekenntnis vor vielen Zeugen.

Von Ende 1944 ab bin ich dann nicht mehr vernommen worden. Alle meine Versuche, eine Klärung über mein Schicksal zu verlangen, wurden nicht beantwortet. Kuppenkothen gab mir auf schriftliche Fragen überhaupt keinen Bescheid. Wenn ich Unterbeamte fragte, hörte ich nur die gleichen Worte "Warten Sie ab, der Führer wird entscheiden", ob Sie vor den Volksgerichtshof kommen oder anders abgeurteilt werden.

Mein Aufenthalt in der Prinz Albrecht Strasse.

Die Unterbringung erfolgte in einer Kellerzelle in Einzelhaft. Das Bett mußte am Tage hochgeschlagen werden. Die übrige Einrichtung bestand aus einem Stuhl und einem kleinen Tischchen. Weder Schrank noch sonstige Unterbringungsmöglichkeiten waren vorhanden. Koffer, Lebestoff, Medikamente usw. waren mir weggenommen worden. Die Verpflegung war mittags den Verhältnissen entsprechend leidlich, aber sehr knapp. Früh und abends gab es ein Töpfchen Kaffee und zwei Scheiben Brot mit Marmelade bekrastet. Nur durch die hervorragenden Sendungen meiner Frau die mir in der Masse ausgeliefert wurden, habe ich die Zeit gut überstanden. Die Behandlung durch Kuppenkothen war bis Mitte Dezember einwandfrei. Von dann ab hat er mich wie nicht vorhanden betrachtet. Die Unterbeamten, die zur besonderen Bewachung der politischen Gefangenen abgestellt waren, waren sehr verschieden. Einige benahmen sich sehr korrekt und schimpften selbst auf das System. Andere waren ausgesprochene Sadisten und Menschenquäler. Besonders mit Kleinigkeiten wurden wir in übelster Weise schikaniert. Besonders kam es ihnen darauf an, uns würdelos zu behandeln. Alle, die bereits zum Tode verurteilt waren, waren Tag und Nacht gefesselt, ebenso ein Teil der Häftlinge, die noch im Verhör standen. Ich bin nur in der Nacht gefesselt worden, als das Gebäude infolge des Luftangriffes brannte. Bei Luftangriffen kamen die interessanten Häftlinge in den Bunker, andere wurden in den Zellen an Händen und Füßen gefesselt, eingeschlossen. Andere wiederum wurden in einem grossen Kellerraum eingesperrt. Eine Freistunde um mal Luft zu schnappen, gab es bei der Gestapo nicht. Folterungen waren an der Tagesordnung. Auch Planck ist gefoltert worden, um durch ihn eine Aussage über mich zu erzwingen. Der Rechtsanwalt Dr. von Schlabrendorf wurde mehrfach bewußtlos von den Folterungen in die Zelle zurückgebracht, auch Essenentziehung kam mehrfach vor. Ich habe in diesen Monaten so gut wie keinen Schlaf gefunden. Wenn ich viel schlief, waren es ein bis zwei Stunden am Tag.

Von bekannten Persönlichkeiten sassen mit mir in Kellerzellen in Haft: Schacht, Popitz, Goerdeler, Gen. Oberst Halder, Gen. Oberst Fromm, Staatssekretär Planck, Botschafter v.d. Schulenburg, Admiral Canaris, General Oster, Dr. Löser, Dr. Joseph Müller, München, Dr. Strunck, Dr. v. Schlabrendorf, der Sohn General Lindemanns und zahlreiche andere, die einem steten Wechsel unterzogen waren. Schacht wurde Anfang Dezember 1944 in ein Lager gebracht. Ebenso Gauleiter Wagner. Planck wurde Mitte Januar 1945 nach Tegel überführt, um dort den Entscheid über sein Gnadengesuch abzuwarten. Goerdeler und Popitz wurden am 2. Februar 1945 abgeholt, ob zur Hinrichtung, weiß ich nicht.

Fromm sprach ich noch am 6. Februar 1945. Er war als einziger von uns sehr optimistisch und glaubte, dass er in kürzester Zeit freigelassen werden würde. Er ist Ende Februar wegen Feigheit erschossen worden, nachdem der Volksgerichtshof ihn zum Tode durch den Strang verurteilt hatte.

Am 3. Februar 1945 erfolgte der grosse Luftangriff, der das Gebäude der Gestapo stark beschädigte. Ein schwerer Voluttreffer traf unsern Bunker. Er hielt. Wir lagen bis zum 7. Februar ohne Licht,

Wasser, Fenster und Heizung und froren fürchterlich in unsern zerstörten Zellen.

Am 7. Februar 1945 5 Uhr vormittags wurde mir erklärt, dass ich "verlegt" würde. Ob das Ermordung oder örtliche Verlegung bedeutete, wußte man nie. Unter schwerster Bewachung wurden Halder, Canaris, Oster, Strunck, Sack und ich in einen Omnibus verladen, dazu kamen Schacht, und das Ehepaar Schuschnigg aus anderen Lagern, und wir wurden in 14 stündiger Fahrt in das Konzentrationslager Flossenbrück im Bayrischen Wald ostwärts Weidern gebracht. Was ich empfunden habe, als ich an jenem Morgen dicht an meiner Wohnung vorbei durch den Grunewald fuhr, können nur die ermessen, die mein Verhältnis zu Frau und Kindern gekannt haben. Ebenso erinnerte mich auf der Autobahn Berlin-Nürnberg jeder Ort an vergangene schöne Stunden mit meinen Kindern.

Mein Aufenthalt in Flossenbrück.

Der erste Eindruck war fürchterlich. Als wir die zahlreichen elektrisch-geladenen und sonstigen Stacheldrahtumzäunungen passiert hatten, sagte Schacht leise zu mir. "Hier kommt keiner mehr lebend heraus". Die Unterbringung und Verpflegung war besser als in der Prinz-Albrecht Strasse. Das Belastende war hier, dass man völlig isoliert gehalten wurde und keinen Menschen sehen oder sprechen durfte. Gott sei Dank habe ich erst später erfahren, was sich in diesem Lager zu unserer Zeit abgespielt hat. Es war ein Vernichtungslager übelster Art. Täglich wurden unmittelbar vor unsern Zellen zahlreiche Männer und Frauen, die sich vorher nackt ausziehen mußten, erschossen oder aufgehängt. Die Leichen wurden vor unsern Augen vorbeigetragen und verbrannt. Nach ihrer Morgentätigkeit setzten sich diese ~~Wächter~~ Mörder die zugleich unsere Wächter waren, zum Kaffee und tranken vergnügt ihren Morgenkaffee. Es gab auch einige, die unter diesen fürchterlichen Verhältnissen stark litten, aber zu schwach waren, sich gegen diese Mordarbeit zu wehren. Nachdem wir ungefähr 14 Tage dort waren, wurde uns täglich ein 20-30 minuten langer Aufenthalt in der frischen Luft, auf dem Hofe, auf dem die Hinrichtungen stattfanden, zubilligt. Während wir in Berlin zeitweilig eine Zeitung bekamen, erhielten wir in Flossenbrück keinerlei Nachrichten, auch die Postverbindung war zunächst völlig unterbrochen. Diese ganze Lage verschlechterte sich noch erheblich, als der Sturmbannführer Stawitsky vom SD in Berlin erschien und unsere Betreuung übernahm. Er eröffnete mir, dass ich aus dem Heer ohne Zubilligung der Uniform entlassen sei. Andere Häftlinge sagten er bei der Vernehmung mehrfach ins Gesicht, vor allen Dingen wandte er gegen Canaris die übelsten Fesselungsmethoden an. Durch Bestechung mit Zigaretten gelang es mir, über den Friseur, der auch Häftling war, Nachrichten von der Front zu erhalten. Ausserdem erhielt ich in jenen Tagen zwei Briefe meiner Frau, die mir auch die Gewissheit brachten, dass das ganze Gebäude des Dritten Reiches im Einstürzen begriffen war. Von nun an lebte ich nur in dem Gedanken zur Vorbereitung einer Flucht. Vernommen wurde ich nicht mehr, sondern nur je einmal Halder und Oster wegen einer Aussage gegenübergestellt. Am 8.4. nachmittags erschien Gogalla, ~~und teilte mir mit, dass er mit mir wieder einmal eine Reise machen~~ überraschend der Gefängnisdirektor aus der Prinz-Albrechtstrasse Gogalla und teilte mir mit, dass er mit mir wieder einmal eine Reise machen müsse. Bald darauf erschien auch der Leiter der Arrestanstalt Flossenbrück. Oberscharführer Haubold, um mir zu verkünden, dass ich jetzt in bessere Verhältnisse kommen würde. Am 9.4.1945 4 Uhr vormittags wurden Schacht, Halder, Oberst Max v. Bonin (der Neffe von meinem Freund Mück) bisher der Operationsabteilung im OKH und die Familie Schuschnigg in einem Gefängniswagen ohne Fenster (Grüne Minna) ver-

laden und ohne jede Unterrichtung abgefahren. Bei einem kurzen Halt konnten wir feststellen, dass wir in der Gegend von Passau waren. Wir holten in einem Dorf bei Passau den General v. Falkenhausen, den englischen Oberstleutnant Best und den Neffen von Molotow ab und fuhren, stark begleitet von amerikanischen Bombengeschwadern, in Richtung München. Um 19 Uhr standen wir vor dem KZ Dachau, und mussten dort drei Stunden warten, bis man uns gnädig aufnahm.

Nach einer Aussage des Prinzen Philipp von Hessen und des Dr. Joseph Müller, die auch in Flossenbrück saßen, sind Canaris, Oster Stranck und eine Dame (anscheinend eine der Sekretärinnen dieser Herren) eine Stunde nach unserer Abfahrt aus Flossenbrück in grausamster Weise aufgehängt worden. Ich möchte annehmen, dass man diese Persönlichkeiten noch der mittelbaren Teilnahme am Attentat überführt und dass die Akten von Halder und mir noch bei Hitler gelegen haben, der seinen Entschluss über unser Schicksal bei der Fülle der damaligen Ereignisse noch nicht gefällt hatte. Dieser Glückszufall scheint unsere Rettung gewesen zu sein. Der spätere Befehl, mich nicht in Feindes Hand fallen zu lassen, sondern mich vorher umbringen zu lassen, war anscheinend eine Weisung Himmlers, der angeblich am 17.4. 1945 nochmals einen Befehl erlassen haben soll, alle politischen Sonderhäftlinge zu erschliessen, wenn Gefahr besteht, dass sie durch den Feind befreit werden könnten.

Mein Aufenthalt in Dachau.

Unser Aufenthalt in Dachau war gegen die anderen Lager ein Eldorado. Wir wurden in dem sogenannten Sonderbau in Einzelzellen untergebracht mit normalen Fenstern und hatten die Erlaubnis, während der Tagestunden auf einem kleinen abgegitterten Hof spazieren zu gehen. Ausserdem durften wir und innerhalb unserer kleinen Gruppe sprechen und besuchen. Wir erfuhren, dass allmählich lauter prominente Persönlichkeiten im Lager Dachau versammelt wurden, und hatten den Eindruck, dass wir im gegebenen Fall als Geiseln dienen sollten, die die Gestapo gegen gefangene Gestapoführer benutzen wollten. Je näher die feindliche Front kam, desto unruhiger wurde die Bewachung, desto entgegenkommender ein Teil der Wächter. Der Wehrmachtsbericht, den wir hören konnten, spielte tagtäglich die grosse Rolle und nach ihm wurden Pläne gemacht, wie wir uns dieser Geisellage anpassen könnten. Dauernd gehen Gerüchte, dass wir in die Alpen verschleppt oder in die Gegend von Salzburg gebracht werden sollten. Es entwickelte sich ein hervorragendes kameradschaftliches Verhältnis und besonders Frau v. Schuschnigg gab sich eine erdenkliche Mühe, um uns abgekämpfte Häftlinge durch Kaffee oder Tee oder Bratkartoffeln zu erfreuen. Nach einigen Tagen trafen wir auch auf Niemöller, der sich ebenfalls als fabelhafter Kamerad zeigte. Mittlerweile waren folgende Persönlichkeiten in Dachau eingetroffen: Ehepaar Thyssen, Staatssekretär Pünder, die gesamte Verwandtschaft des Grafen Stauffenberg, Graf Plettenberg und Tochter, Frau und Fräulein v. Hammerstein, Frau Lindemann, der Gesandte Heberlein mit Frau, eine Knier, Fräulein X. Gisevius, der Münchener Prälat Neuhäusler, Prinz Friedrich Leo old von Preussen, Prinz Philipp von Hessen, Prinz Bourbon der französische Ministerpräsident Plum und Frau, die gesamte ungarische Regierung Kalnay, der Sohn Horthy, der Sohn Badoglio, der slowakische Minister, der Bischof von Clermont-Ferrand, der frühere Oberbürgermeister von Wien Schmidt, die gesamte griechische Heeresleitung und zahlreiche Offiziere aus England, Irland, Frankreich. im ganzen 23 Nationen. Am 24. April 1945 wurde uns eröffnet, dass wir nicht in amerikanische Hände fallen dürften und daher in die Alpen verbracht werden würden.

Die Errettung.

Am 24. April 1945 abends wurden wir in Omnibusse und LKW verladen und durch Nachtfahrt in die Gegend von Innsbruck gebracht. Man hatte den Eindruck, dass die Geheime Staatspolizei führerlos sei. Erste Auflösungserscheinungen zeigten sich. Da wir aber keine Waffen hatten und unsere Begleitung ziemlich stark bewaffnet war, mussten wir unsere Gedanken auf gewaltsame Befreiung zunächst zurückstellen. Immerhin zeigte sich schon in dem Bewachungspersonal eine Teilung, die anständigen Elemente kamen uns in jeder Weise entgegen, die üblen Elemente wurden in ihrer Unsicherheit immer schärfer. Nachdem wir zwei Tage lang unter unwürdigen Verhältnissen in einem Durchgangslager bei Innsbruck gelegen hatten, wurden wir am 27.4. abends erneut verladen mit dem Ziel Pustertal. Nachdem wir mehrere Stunden auf dem Brenner gestanden hatten, erreichten wir am 28.4. vormittags das Dorf Niederdorf bei Toblach und mussten feststellen, dass die Unterkunft, die für uns vorgesehen war, von der Luftwaffe belegt war. Unsere Bewachung wurde immer unsicherer. Unser Mut stieg. Bonin und ich hatten feststellen können, dass das Hauptquartier von Generaloberst Vietinghoff in unserer Nähe sein musste, und wir beschlossen jetzt den Weg zur Freiheit zu wagen. Es gelang Bonin, heimlich ein Geheimgespräch mit dem Chef der Heeresgruppe General Böttiger zu stande zu bringen und diesem meine Bitte zu übermitteln, uns zu befreien.

Zu gleicher Zeit setzten wir uns durch unsere Wächter durch und gingen in das Dorf, um dort irgend welche Verpflegung zu finden. Als ich den Dorfeingang erreichte, steht plötzlich mein Freund General Höpfner vor mir und füllt mir um den Hals. Dieses war das Signal für alle ausländischen Häftlinge, dass jetzt die Gestapo nichts mehr zu sagen, sondern wir Verbindung mit der Wehrmacht haben. Die Gestapoführer zogen sich auch wirklich zurück und waren ratlos. Die Nacht, die wir im Massenquartier in Nöckerndorf verbracht hatten, verlief noch ohne eine Veränderung. Am nächsten Morgen traf eine deutsche Kompanie unter Führung von Rittmeister von Alvensleben ein und erklärte uns als Schützlinge der Wehrmacht. Kurz darauf erschienen auch italienische Partisanen und boten sich an, unsern Schutz zu übernehmen. Die Gestapo wurde festgenommen und erklärte nach ihrer Festnahme, dass sie Befehl gehabt hätten, 5 von uns darunter mich, unter allen Umständen zu erschießen, und dass sie für die Durchführung den 29.4. vorgesehen hätten. Nur durch das Erscheinen der deutschen Kompanie ist der Mord verhindert. General Höpfner fuhr mit seinem Stabe in Richtung des Grossen Glockners und wollte die Gegend von Salzburg gewinnen, wo er gefangen worden ist, weiss ich nicht. Unsere ganze Gruppe von 160 Personen wurde nun nach dem herrlich gelegenen Hotel Prager Wildsee gebracht, wo wir zum ersten Mal dem Leben wieder gegeben wurden, in guten Betten schliefen und bei hervorragender Verpflegung das Eintreffen der Amerikaner abwarteten. Am 7.5.1945 erschien bei mir einer meiner alten Offiziere, Oberst Holledt, der von meinem Ergehen gehört hatte, mich zweimal Tage gesucht hatte und nun mit allen möglichen Gaben kam, um mir eine Freude zu bereiten. Am 5.5.45 erschienen die ersten amerikanischen Truppen des General Gerow, erklärten uns als befreit und übernahm unsern Schutz.

Ich muss noch nachholen, dass sich in diesen für uns so entscheidenden Tagen die Tiroler Bevölkerung gegen uns hervorragend benommen hat und besonders der ehemalige Bundeskanzler von Schuschnigg wurde von der Bevölkerung wie ein Heiliger begrüßt und geehrt. Auch General von Röttiger und Rittmeister von Alvensleben taten alles, um uns zu helfen. Wir wählten einen Ausschuss unter Führung des englischen Oberstleutnant Best, der die zahlreichen Wünsche der verschiedenen

Unter den dort eingesperrten Generalen befanden sich: Gen.d. Flieger Ritter von Pohl, Gen. Schlemmer, Gen. Heiderich, die Gen.Maj. Leyzers, Swade, von Ilsemann, Wehrlich. Mein Eindruck von dem geistigen und sittlichen Niveau der dort versammelten Generalen war niederschmetternd. Die 4 Wochen in diesem Lager hinter Stacheldraht unter Negerbewachung waren für mich bei meinem Gesundheitszustand eine körperliche und seelische bittere Zeit. Auch Schacht, Halder und Falkenhausen litten sehr. Am 10. Juni 1945 nahmen wir das Abendmahl. Am 13. Juni 1945 wurden ganz überraschend Schacht, Prinz von Hessen und ich zum Flugplatz gebracht und dort zusammen mit dem Ehepaar Thyssen unter schwerer Bewachung durch amerikanische W.M.P. in ein Flugzeug verladen. Ziel wurde uns nicht bekannt gegeben. Nach sehr schönem Flug über Ostia, Elba, Korsika, Toulon, Marseille kamen wir bei Lyon in ein Gewitter. Ich verlor die Orientierung und nahm an, dass wir nach London fliegen. Plötzlich ~~war~~ sahen wir Paris unter uns und schon landeten wir auf dem Flugplatz Orly bei Versailles.

Wir wurden von hier aus in das völlig leere Schlösschen Le Grand Chesney bei Versailles gebracht. Hier trafen wir unsere Kameraden und Dame aus Capri wieder. Ausserdem befand sich Speer mit seinem Stabe dort. Herr Sauer hatte die Geschmacklosigkeit, mit mir die Verbindung aufnehmen zu wollen. Ich habe ihm und Herrn Speer meine ganze Nichtstug zu Ausdruck gebracht. Auch Herrn ter Mor ~~mizxixmizx~~ und Dr. Bütefische von der I.G. sah ich dort. Am 16.6.1945 wurde ich mit Niemöller, Bunder, Graf Steuffenberg, Graf Lettenberg und Heberlein zum Flugplatz gebracht, während Schacht, Prinz von Hessen und Thyssen mit dem LKW irgendwo anders hin verfrachtet wurden. Seitdem bin ich von Schacht getrennt. Auf dem Flugplatz traf ich meine übrigen Leidensgenossen (Bonin war auch hinzugekommen) aus Adversa und alle Leute aus Capri wieder, und wir flogen am 16. mittags in drei Maschinen glücklich aber mit traurigem Herzen wieder der Heimat zu. In Frankfurt angekommen, wurden wir auf dem Flugplatz feierlich von neuen Bürgermeister als Kämpfer gegen das Hitlerregime begrüsst und dann gab es eine neue Überraschung.

Halder, Falkenhausen, Liedig, Bonin, Engelke und ich wurden in das Gefängnis nach Wiesbaden gebracht und eine fürchterliche Wanzenzelle eingesperrt. Jetzt waren meine Nerven am Zerreißen. Ich meldete mich krank. Da erschien um 20 Uhr abends ein amerikanischer Hauptmann und erklärte uns, dass unsere Behandlung ein Versehen sei und brachte uns in die Villa des Augenarztes Dr. Pagenstecher in Wiesbaden. Hier traf ich unter andern Herrn Oberstleutnant Zinnemann und Dr. Flick. Eine Begrüssung von Feldmarschall von Rundstedt der auch dort anwesend war, lehnte ich ab, da ich Männer, die im Ehrengericht gegen die Tapferen vom 20. July 1944 gewesen und Hitler solange gedient haben, wie Herr v. Rundstedt, nicht mehr als deutsche Männer, sondern als Kriegsverbrecher betrachtete.

Seit meiner Ankunft in der Villa Pagenstecher wurde ich von den Amerikanern sehr entgegenkommend behandelt. Am 23.6.1945 wurde ich auf meine Bitte zur Aushheilung meiner seit Dachau schwer schmerzenden Nervenentzündung in das ehemalige Offizierserholungsheim Falkenstein im Taunus gebracht. Ich fand dort in jeder Beziehung eine hervorragende Aufnahme. Meine einzige Sorge ist die grosse Sorge über den Verbleib und das Ergehen meiner tapferen Frau und meiner guten Kinder.

Zum Schluss möchte ich noch die Antwort auf eine Frage beifügen, die mir bei meinen Vernehmungen von Amerikanern und Engländern "wenn Sie Hitler in dieser scharfen Weise ablehnten, warum haben Sie dann Deutschland nicht rechtzeitig verlassen?"

Hierzu möchte ich in aller Deutlichkeit folgendes erklären:

Genau wie jeder Amerikaner und Engländer stolz ist auf sein Volk, sein Vaterland und seine Geschichte, bin ich stolz auf unser Deutschland, auf unsere Kultur und unsere Geschichte, unser Wissen und unsere Tugenden. Ich war seit frühester Jugend Offizier und hatte meinem Vaterlande und meinem Volk Treue und Opferbereitschaft zu dienen, solange ich es mit meinem Gewissen verantworten konnte. Auch mir wurde mehrfach die Möglichkeit geboten, ins Ausland zu gehen, als ich die Gefahren der Hitlerschen Politik am Horizont abzeichneten. Ich habe es nicht getan, weil ich es für einen Offizier unehrenhaft für einen Familienvater unmöglich hielt, die Familie und die Verwandten den Erpressungsmethoden der Hitlerischen Politik auszuliefern und selbst zu fliehen. Ich war erheblich leichter, dieser Entwicklung im Ausland tatenlos zuzusehen, als mannhaft gegen dieses System anzukämpfen mit dem Ziel, dem deutschen Volke das Schlimmste zu ersparen und dieses verbrecherische Regierungssystem zu beseitigen. Ich bin bewußt in meinem Amte geblieben, um über die Fortentwicklung der Hitlerischen Pläne unterrichtet zu sein und habe, wie kaum ein anderer Mensch, zusammen mit den tapferen Männern des 20. July 1944 mein Wissen, meine Kraft und Arbeit und mein Leben eingesetzt, um dieses System zu Fall zu bringen. Ich habe nicht nur mich eingesetzt, sondern auch meine Familie auf das höchste gefährdet, um damit dem deutschen Volke und dem Vaterlande dienen zu können. Meine tapfere Frau hat in völliger Übereinstimmung mit meiner Absicht mich seit 1933 in meinem Kampf auf das heldenmütigste unterstützt. Was sie gelitten hat und was mein Junge als Führer und Leutnant und meine Tochter als Schwester haben tragen müssen, ohne selbst nach aussen hin dieses System ablehnen und nicht verteidigen zu können, wird nur der beurteilen können, der unser Familienleben kannte. Ich werde diese tapfere Haltung meiner Lieben nicht vergessen.

Meine Frau und ich haben bewußt unsere Kinder im Hass gegen dieses Regime erzogen, weil wir der Auffassung waren, dass dieses System fallen müßte und weil wir den Wunsch hatten, dass Kinder in den Tugenden aufwachsen, in denen wir groß geworden waren. Mein Haus hat im Kampf gegen Hitler und sein Verbrechen sicherlich ein besseres Beispiel gegeben, als die, die rechtzeitig und ungenötigt ins Ausland gingen, um dort ungefährdet die Tragödie des deutschen Volkes abzuwarten.

Wenn also die Welt mit Recht nach der Bestrafung der Kriegsverbrecher ruft, soll sie sich an die Männer und Frauen halten, die entweder diesem System aus Überzeugung, Herrschsucht und Eigennutz gedient haben oder die trotz besserem Wissen in voller Erkenntnis der Gefahren und Untaten diesem System weiter gefolgt sind und nicht bereit waren, dieses verbrecherische und verruchte System zu stürzen.

Ich glaube, in den vergangenen 12 Jahren meines Lebens meine Pflicht gegen das Vaterland getan zu haben, aber ich glaube genau so, meinen Anteil geleistet zu haben, an dem Versuch, dem deutschen Volke und der Welt diesen furchtbaren Krieg zu ersparen, und Deutschland und Europa von der Gewaltherrschaft dieses "genialen Verbrechers" zu befreien.

gez. Georg Thomas.

Oserie, den 25.1.1947

Conf. v. Thüngen

Meine liebe Frau Baronin!

Heute will ich nun versuchen, einem zusammenfassenden Bericht über heitere und bittere Tage, die ich mit Herrn General zusammen erlebte, niederzuschreiben. Es war nicht leicht für mich, Frau Baronin hierauf solange warten zu lassen. Aber ich kann es immer noch nicht fassen und mich damit abfinden, dass unser lieber Herr General nicht mehr ist. Wenn es noch eine Gerechtigkeit und einen Gott im Himmel gibt, dann hätte das ungerechte Urteil an unseren Herrn General nicht erfolgen können.

Es war gleich nach dem Polenfeldzug, als ich Herrn General v. Thüngen, damals als Oberst zu uns kommend, kennenlernte. Mein Wunsch, vor seiner Versetzung zu uns, war damals, nicht im Rgt. Stabe zu bleiben. Ich wollte zu einer aktiven Schwadron, um schneller befördert zu werden. Meine Versetzung zur vierten Schwadron war bereits ausgesprochen. Denn auf einmal hiess es, dass ein neuer Kommandeur eingetroffen wäre und ich noch hier bleiben und die Pferde vom Herrn Oberst von Thüngen übernehmen müsste. Mir war es anfangs gar nicht recht, denn ich hatte schon mit dem Uffz. der vierten Schwadron Fühlung genommen. Eines Morgens musste ich mit Herrn Oberst ausreiten. Auf diesen ersten Ritt lernte ich nur Herrn Oberst kennen. So sehr ich mich hiervoor gefürchtet hatte, um so erleichterter war ich, als wir die ersten 400 m vom Stall weg waren. Herr Oberst fragte nach meinem Beruf, Eheleben, Eltern usw. Ich hatte sofort heraus, dass er ein sehr väterliches Herz hatte. Als wir nun wieder den Heimweg einschlugen und den Stall bald erreicht hatten, war unsere Unterhaltung immer noch nicht abgerissen. Als wir abgesessen waren, sagte mir Herr Oberst, er bedauere sehr, dass ich zur vierten Schwadron und nicht im Stabe bleiben wolle. Daraufhin sagte ich ihm, ich hätte mich fortgemeldet. Als Herr Oberst nun fortgegangen war, waren alle Soldaten des Stabes sofort um mich versammelt und aus allen Mündern scholl die Frage: "Wie ist unser neuer Kommandeur?" Ich war noch ganz benommen und konnte nur sagen: "Unser Oberst von Thüngen ist ganz prima, so einen Kommandeur haben wir noch nicht gehabt! Er ist wie ein Vater". Herr Oberst begrüßte mich stets mit Handschlag. Auch alle Kameraden, die mit ihm später zu tun hatten, stellten dieses fest. Seine Hauptsorge war, dass seine Soldaten sehr gute Soldaten waren, dafür aber auch ein ordentliches Essen bekamen, gut gekleidet waren und gute Quartiere bezogen. Unsaubere und liederliche Soldaten konnte Herr Oberst nicht leiden. Dieses hatte ich sehr bald heraus. Schon beim nächsten Ausritt fragte ich Herrn Oberst, ob ich nicht bei ihm bleiben könne. Dieses wurde sofort freudig von Herrn Oberst mit einem "Selbstverständlich" beantwortet. Seitdem hatten sich unsere Herzen gefügt. Ich weiss, dass damals jeder einzelne Mann im Stabe unseren Herrn Oberst besonders verehrte und in ihm einen tüchtigen Führer für den neuen schweirigen Feldzug im Westen sah.

Am Heldengedenktage 1940 sprach Herr Oberst v. Thüngen zu seinen Soldaten und zu den Frerener Einwohnern. Er verglich die Lage von 1914 - 18 mit der heutigen. Kein Soldatenauge und keines der Frerener Einwohner bleiben tränenfrei. Die wenigen Worte unseres Oberst hatten uns alle erschüttert. Meine Quartiersleute sagten am Abend: "Euer Oberst ist ja ein ganz prima Mann".

Dann begann der Feldzug gegen Holland, Belgien und Frankreich. Unser Oberst hat sein Regiment mit nur ganz geringen Verlusten durch den Westfeldzug geführt. Gegen ungerechtes Handeln seiner Soldaten, sei es requirieren oder Beutemachen an Sachen, die der Zivilbevölkerung gehörten, griff er ganz scharf durch.

Joh machte mit Herrn Oberst bei jeder Versetzung - vom Regiment zur Brigade, zur Division - jeden Schritt mit. Joh betreute seine Pferde und war planmässiger Fahrer. Als seine persönliche Ordonnanz an einem Blasenleiden erkrankte, sollte ich einen zuverlässigen Mann ausfindig machen, fand aber in meinem Beritt keinen. Joh gab daraufhin meine Pferdestaffel ab und stellte mich ganz Herrn Oberst als Ordonnanz zur Verfügung. Es war der Wunsch von Herrn Oberst schon immer gewesen.

Der schwierige Feldzug in Osten stand bevor. Nie hatte ich Herrn Oberst nachdenklicher gesehen, als am Morgen des 22. Juni 1941 unser Trommelfeuer auf die russische Stellung eröffnet wurde. Durch das ernste Gesicht von Herrn Oberst wurde mir schon damals klar, dass es sehr schwer für uns werden würde, diesen Feldzug gegen Russland zu gewinnen. Es gab dann viele schlaflose Nächte. Herr General von Thüngen war dauernd unterwegs. Er war meist vorn bei den kämpfenden Einheiten. Ruhe kannte er nicht. Seine Sorge galt immer seinen Männern, denn jeder Soldat seiner Einheit war ihm wie sein eigener Sohn. In den härtesten Feuergefechten, wo uns die feindlichen Granaten und Fliegerbomben um die Ohren krachten, wo fast alles im Deckung gegangen war, da sass der General am Fernsprecher und gab ganz klar, ruhig und sachlich seine Befehle an die Regimenter weiter. Jeder, der aus dem Loch zurückkam, war bestürzt. Der General kannte keine Furcht. Ein jeder konnte sich ein Beispiel an ihm nehmen. Der Schutzengel begleitete ihn stets, denn sonst wäre Herr General gar nicht aus Russland zurückgekehrt. Jeder Soldat fühlte sich sicher unter seiner Führung. Es wurden sehr schwere und harte Gefechte von der Division verlangt. Mitunter war es so, als seien wir all gegen die russische Übermacht verloren. Aber ruhig und besonnen führte uns Herr General immer wieder durch die harten Anordnungen hindurch. Die hohen Auszeichnungen, das Deutsche Kreuz in Gold und das Ritterkreuz bezeugen es. Diese Auszeichnungen kamen erst sehr spät. Wie mir bekannt ist, ist Herr General sehr oft zum Ritterkreuz eingeleitet worden, aber immer wieder zurückgeschoben worden. Es hiess schon damals, der Name v. Thüngen wäre im Führerhauptquartier nicht gut angeschrieben. Alle Soldaten fragten sich, wie es möglich wäre, dass Herr General immer noch nicht das Ritterkreuz erhält. Er hatte es schon lange verdient. Selbst der Kommandierende General v. Lemmersen schüttelte den Kopf und konnte es nicht fassen, denn die guten Leistungen der Division waren doch von der guten und heldenhaften Führung des Generals nicht wegzuleugnen.

Wir Soldaten verehrten unseren General aber nicht nur als Vorgesetzten, sondern auch als unseren besten Kameraden. Bei einem Ausritt meldete einmal ein Posten stotternd und ängstlich: Herr General! Klopfte ihm kameradschaftlich auf die Schulter und sagte fast väterlich: "Nur ruhig, ich bin doch auch nur ein Mensch. Nicht Angst sondern Vertrauen sollt ihr haben". Dann erkundigte er sich nach der Unterbringung und dem Essen. "Was habt ihr heute gegessen"? "Eintopf!" und gestern "Eintopf!" und vorgestern "Eintopf!" Nachdem Gespräch mit diesem Posten, dessen Herz er gewonnen hatte, ritt er zum Stabe und sagte hier dem Stabszahlmeister wegen des Essens. Er sagte unter anderem: "Nicht dass ich gutes Essen habe, sondern dass meine Soldaten anständig verpflegt werden!"

Im Sommer 1943 wurde Herr General auf Grund seines Magenleidens nach Berlin berufen. Joh wurde zur Heeres-Infanterie- und Fahrerschule Potsdam-Kramnitz kommandiert. Jetzt wurden wir getrennt, denn im Dienst waren wir nicht mehr zusammen. Wir sahen uns nur noch zwei- bis dreimal in der Woche und zwar erst dann, wenn ein jeder seinen Dienst beendet hatte. Durch das sorgenvolle Gesicht von Herrn General konnte ich immer wieder erkennen, dass für uns der Krieg bestimmt verloren gehen musste, wenn wir nicht eine neue Regierung bekommen würden. Joh hatte es schon immer bemerkt, dass Herr General kein Hitleranhänger war. Schon seit Jahren hatte ich immer eine heimlich Angst um ihn. Joh befürchtete immer, dass Herr General eines Tages von der Gestapo geholt wird. Dieser Gedanke hat mich sehr oft gequält.

Nur geschah der 20. Juli 1944. Attentat auf das Führerhauptquartier und wie es das Unglück will, Adolf Hitler war nicht tot. Jetzt jagte mich die Angst, denn die Sorge um meines General wuchs in mir furchtbar. Die Kasernentore waren verriegelt, ich konnte nicht hinaus. Ich bat meinen Schwadronschef, nach Berlin zum General von Thüngen fahren zu dürfen. Dieser verneinte es und sagte mir, einige Tage abzuwarten, bis etwas Ruhe sei, da auch unser Kommandeur, Oberst Mowm, eingesperrt worden sei. Nun galt es abzuwarten. Am fünften Tage nach dem Attentat konnte ich dann endlich nach Berlin fahren. Ich traf Herrn General in seiner Wohnung an. Vor lauter Freude hätte ich Herrn General am liebsten in den Arm genommen, doch sein ernstes Gesicht gab mir wieder zu denken. Wenige Tage später fuhr ich noch einmal schnell Urlaub, doch hatte ich keine Ruhe zu Hause. Ich fuhr wieder nach Berlin zurück und mein erster Weg führte mich zur Wohnung von Herrn General. Frau Baronin öffnete mir. Das verweinte Gesicht von Frau Baronin sagte mir alles. Frau Baronin erzählte mir dann, dass Herr General schon seit zehn Tagen nicht mehr zu Hause sei. Herr General sei verhaftet worden, wo er sei, wüsste kein Mensch.

Es galt nun sofort nach dem Verbleib von Herrn General von Thüngen zu forschen. Ich bin dann von einem Gestapobüro zum anderen gelaufen. Am Alexanderplatz war das Hauptquartier der Gestapo. Es war ein grosser Bau, der schon durch feindliche Fliegerangriffe stark gelitten hatte. Hier sass ein Gestapobeamter, Standartenführer Bock. Durch viele Gänge hindurch kam ich in sein Vorzimmer. Die erste Sekretärin, der ich meinen Wunsch vortrug, war sehr hart und wollte von allem nichts wissen. Auf Grund meines fortwährenden Bittens, konnte ich dann doch eine erweichen und sie ging zu ihrem Chef, der aus einem Zimmer herauskam. Ich brachte ihm nun meinen Wunsch nochmals vor. Es schien erst wenig Zweck zu haben. Auf Grund meiner Schilderung hatte er dann doch etwas Einssehen mit mir und erlaubte mir, Herrn General etwas Wäsche und Essen zu bringen. Er blickte mich jedoch scharf an. Kein freundliches Wort, sondern sehr hart und herlos sprach er mit mir. Er machte auf etwaige Folgen für mich aufmerksam. Ich sollte mich nicht um den General kümmern. Er warnte mich sehr streng, da ich sonst auch noch eingesperrt werden könnte. Trotzdem habe ich Herrn Bock erzählt, was Herr General draussen alles für seine Soldaten getan hatte, dass ihn alle seine Soldaten geliebt hatten, dass er seine Söhne schon im Kriege verloren hatte, dass sein letztes Kind erst vor kurzem gestorben wäre, seine Frau Herzkrank und dass ich nur der Einzige wäre, der etwas für ihn tun könne. Ich wurde obwohl einmal von ihm gewarnt. Bock hatte ein ganz scharfes, schneidendes Gesicht. Er erlaubte mir aber schliesslich zur Prinz Albrecht Strasse zu gehen und Herrn General Sachen zu bringen.

Hier kam ich nur bis zur Kellertür im Erdgeschoss. Weiter durfte ich nicht. Meine Bitte, Herrn General einmal zu sehen, wurde verneint. Diesen Weg zur Prinz Albrecht Strasse konnte ich noch einmal wiederholen. Bis es auf einmal wieder liess, Herr General von Thüngen wäre nicht mehr hier. Nun galt es wieder, den Verbleib zu erforschen. Einige Tage später hörte ich dann, dass Herr General in der Lehrterstrasse wäre. Mein Weg führte mich zur Lehrterstrasse. Schon von draussen konnte man erkennen, dass das Gefängnis sehr stark e Fliegerschaden hatte. Es war ein Bild des Grauens. - Bis zur Wachstube musste ich vier Wachen passieren. Durch einen langen Gang, der links und rechts ausgebrannt war und wo Gefangene gewesen waren, führte der Weg zur Wachstube. Der G. dankte, dass in diesem Bau der Gen. v. Thüngen sitzen sollte, erdruckte mich. Vor der Wachstube angelängt, durfte ich meine Handtasche, in der ich Verpflegung für Herrn General hatte, durch ein kleines Fenster reichen. Dann musste ich verschwinden. Ob Herr General die Verpflegung bekam, konnte ich damals nicht feststellen. Als ich zum dritten Mal hinkam, hatte ich das Glück, in die Wachstube zu kommen, aber nur, weil ich auf dem Flur nicht gesehen werden durfte. In der Wachstube machte ich meine Augen auf. An der Wand hingen grosse Tafeln mit den Namen der Insassen, die hier in Haft waren. Hier sassen nur Männer, die in Verbindung mit dem 20. Juli 1944 standen. Den Namen von Thüngen hatte ich gleich gefunden. Er stand in der Mitte der vierten Tafel. Ich glaubte, ich würde nicht beobachtet. Aber da wurde ich von einem der Läufer angeschrien, der die Wege von einer Zelle zur anderen machen musste. Er war auch Gefangener, der

schon zwölf Jahre inhaftiert und vor 1933 Kommunist war. Er hatte sich in dieser Zeit mit der Gestapo gut angefreundet. Ich erfuhr es erst später. Die Lebensmittel, die ich für Herrn General mitgenommen hatte, waren gut in der Aktentasche eingepackt. Ich musste sie nun in der Wachstube auspacken, dort wanderte alles auf einen grossen Bogen, in der Art einer Zementtüte. Es lagen dann Butter, Wurst, Obst, Pudding, der aus seiner Glasschale herausgeschüttet wurde, durcheinander. Es wirkte, als ob es Schweinfutter werden sollte. Ich bat darum, die Tasche doch lieber Herrn General hereinzureichen, weil darin alles geordnet wäre, denn so könnte man doch nicht mehr davon essen, weil das Obst, die Wurst usw. mit Kompot beschmiert waren. Auf meine Bitte hin, erhielt ich die Antwort; "Wenn er schmachtet, wird er schon essen!" In der Butter vermutete man Briefe, Gift oder Rasierklingen. Ich musste mich immer wieder zusammenreissen, sonst wäre ich losgeplatzt. Ob Herr General die Sachen alle bekam, wusste ich immer noch nicht mit Bestimmtheit. Da brachte mir Erich einen Zettel, der von einer Art von Zementtüte abgerissen war, mit, auf dem Herr General mit Zahnpasta den Wunsch geschrieben hatte, ihm eine Kopfschmerztablette mitzubringen. Dieser harmlose, kümmerliche Zettel wurde mir erst nach längerem Beraten der Gestapobeamten ausgehändigt. Es war das erste Zeichen, dass Herr General lebt. Meine Bitte, ob ich Herrn General nicht einmal sehen dürfte, wurde mir abgeschlagen. Es liess, vielleicht das nächste Mal. Ich habe den beiden wachhabenden Gestapobeamten, Untersturmführer Klud und Kommissar Kutsche, alles dankbar Gute erzählt und fand schliesslich auch bei ihnen Gehör. Als ich am übernächsten Abend um 21,30 Uhr das Gefängnis betrat, sah ich überall in erstarrte Gesichter. Jeder fragte: "Noch so spät und wohin?" Ich gelangte zur Wachstube. Hier herrschte eine furchtbare aufgeregte Stimmung, denn ein Gefangener hatte Selbstmord begangen. Ich durfte meine Sachen für Herrn General wieder auspacken. Für die Wache hatte ich Tabak mitgebracht und jedem ein Paket gegeben. Ich sollte wieder gehen, da die Luft sei. Auf meine Bitte, Herrn General nun zu sehen, wurde mir wieder gesagt, es wäre unmöglich, es dürfte nicht sein. Ich habe dann mein Ehrenwort gegeben, zu niemanden hierüber zu sprechen und immer wieder betont, was Herr General draussen alles geleistet hatte. Weiterhin sagte ich, dass ich mich Herrn General verpflichtet fühle für ihn einzustehen, denn es sei doch niemand mehr da, der für ihn eintreten könne. Nach langen Bitten sagte dann der Untersturmführer Klud zu dem Läufer Erich: Hol 91 mal runter! Mir fiel sofort ein, dass ich 91 schon einmal gelesen hatte. Es war die Zelle 91, die auf der grossen Tafel hinter dem Namen von General von Thüngen stand.

Ich stand nun auf dem grossen Flur und wartete fieberhaft erregt. Es dauerte eine Weile, dann sah ich das Bild das ich nie vergessen werde. Ein wildes Schreien "Beilen Sie sich, trab", dann kam ein Mensch gelaufen, im schmutzigen Hemd, die Hose auf dem Bauche haltend, damit sie nicht herrunterrutschen sollte, offene Halbschuhe ohne Schnürbänder. Ich traute meinen Augen nicht. War dieses Herr General von Thüngen, der Grosse Mann, vor dem nur jeder Ehrfurcht hatte? Ich konnte es nicht glauben, aber es war es wirklich. Ich riss mich zusammen, denn ich durfte nicht weich werden, knallte die Hacken zusammen und grüsste meinen General in straffer Haltung. Sagen konnte ich an jenem Abend nur wenig, denn ich war von dem Anblick meines hochverehrten Generals so ergriffen, daß ich nur stotternd erzählen konnte, wie es zu Hause bei Herrn General aussah und wie es Frau Baronin ging. Seine ersten Worte waren "Um Gottes willen, Holtgräfe, hat man Sie hier auch schon." Ich versuchte ein freundliches Gesicht zu machen und sagte, daß ich Herrn General besuchen wollte. Ich werde diesen Augenblick nie in meinem Leben vergessen. Herr General fand an diesem Abend auch nicht viele Worte. Seine letzte bange Frage war: "Was macht das Herz meiner Frau?" Herzliche Grüsse! Dann wurden wir auseinandergerissen, ein scharfer Blick und ein scharfes Wort "es sei lange genug, in die Zelle zurück". Herr General hatte schon auf diese Worte gewartet. Zu einem Händedruck war keine Zeit mehr. Ich stand noch eine Weile auf dem grossen Flur und schaute Herrn General nach. Es war sein Gang nicht mehr. Herr General schwankte hin und her als ob die Beine versagen wollten. Ich hatte auch sofort gesehen, dass die

Haut wie eine abgerissene Tapete in Fetzen im Gesicht und auf den Händen hing. Ich sah solange hinter Herrn General hersehen müssen, bis er die Zelle erreicht hatte. Dann hat ich den Ustführer Klud, mir doch zu sagen, ob Herr General krank sei, er sähe ja furchtbar aus. Dieser sagte mir kalt, hier bei uns gibt es keine Kranke. Über die harten Worte die meinem General zugerufen wurden, war ich wie erstarrt. Herr General gehorchte. Ja, dieser grosse Mann wurde von einem so kleinen Mann angeschrien, dieses war zu viel. Ich bin dann aufs ganze gegangen. Alles, was ich noch an Raubbarem in der Tasche hatte, habe ich der Wache und dem Erich, der dann auch bald wieder unter war, gegeben und gesagt, gebt doch dem General einen Schluck Wasser, wenn er Durst hat oder holt doch den Arzt, denn der Mann hat eine so grobe Behandlung nicht verdient. Ich hatte Glück, der Tabak wurde von ihnen angenommen, man versprach mir, man wolle dem General von Thüringen besser pflegen und besser behandeln. Mit trüben Herzen bin ich dann fortgegangen. Es war schon sehr spät. Meine Gedanken waren nun immer in der Lehrter Strasse. Frau Baronin konnte ich sofort telefonisch über das Zusammentreffen mit Herrn General berichten.

Am übernächsten Abend sollte ich wiederkommen, doch es glückte nicht, eine andere Wache war aufgezogen, die sehr streng war. Am dem Abend wurde wieder alles durcheinandergewürfelt: Pfirsiche, Wurst, Butter usw. Ich wurde sofort ausgewiesen und sollte nur in den vorgesehenen Besuchszeiten erscheinen. Dann kam Erich zu mir und sagte, dass ich morgen wiederkommen sollte, weil die alte Wache wieder da wäre. Als ich am nächsten Abend um 1/2 10 Uhr das Gefängnis wieder betrat, hatte ich Glück und konnte gleich in die Wachstube kommen. Diesmal brauchte ich meine Tasche mit Proviant nicht auszupacken, musste allerdings eine Weile warten, bis die Luft wieder rein war. Nach einer halben Stunde wurde Herr General wieder heruntergeholt. Wir setzten uns dann gemeinsam an einen Tisch und durften das Notwendigste erzählen. Herr General kam etwas frischer herein. Im Gesicht lag schon mehr Freude, von zu Hause zu hören. Aus seinem ganzen Auftreten und dem Gesichtsausdruck sprach wieder der alte General von Thüringen. Die Haut blätterte immer mehr vom Gesicht und den Händen ab. Dann konnte ich Herrn General erzählen, wie es Frau Baronin und den Kindern ginge. Die Sorte um das Herz von Frau Baronin kam immer wieder zum Ausdruck. An diesem Abend ging aus seiner Rede hervor, dass er hoffe, bald wieder herauszukommen. Er erzählte zu den Gestapobesamten, so dass ich mithören sollte und zu Hause wieder erzählen konnte, über die Handlungen, die er am 20. Juli getan hätte. Fast eine Stunde waren wir zusammen. Er erzählte hierbei, dass er zum Gen. Kdo. gerufen wäre, um die bereits für ihn vorliegenden Befehle beim Adjutanten entgegenzunehmen. Er hat hier die Befehle von einem General (vermutlich General Beck) entgegengenommen und diese nur weitergegeben. Herr General hat hierzu keine eigenen Befehle herausgegeben. Bei den Verhaftungsbefehlen hat er die betreffenden Soldaten besonders darauf hingewiesen, von der Schusswaffe keinen Gebrauch zu machen. Durch die Schilderung von Herrn General wurden auch die beiden Gestapobesamten beeindruckt und sahen in Herrn General einen aufrechten Mann und meinten, dass es nicht Kopf und Kragen kosten können.

Jeden zweiten Abend, wenn sie Wache hatten, durfte ich wiederkommen, um mit Herrn General zu sprechen. Es war eine gewisse Erleichterung, die sie Herrn General hiermit gewährten, obwohl es verboten war. Sie meinten einmal, dass ich so oft kommen sollte, wie es ging, weil es Herr General verdient hätte. An diesem Abend wurde ich schon von ihnen erwartet und durfte mich mit Herrn General ohne ihr Beisein unterhalten. Wir saßen dann in einer Ecke der Wachstube hinter einem Vorhang auf einem Sofa. Herr General durfte auch mit mir rauchen. Eine Erleichterung, die anderen Gefangenen nicht gestattet wurde. Wir konnten uns ungestört unterhalten, ohne belauscht zu werden. Ich erkundigte mich u.a. danach, wie die Zelle aussah. Es war ein kleiner Raum, der vollkommen verwahrt und verlaust war und in dem Herr General in der ersten Nacht 78 Wanzen getötet hätte. Auf die Frage, ob er ein Bett hätte, antwortete er, dass er eine Pritsche

mit einer Decke hatte. Als Trinkbecher hatte er einen Steinguttopf, der mehrmals gerissen und aus dem eine Ecke herausgebrochen und vollkommen verdreht gewesen wäre. Seine Notdurft musste er auf einem Eimer verrichten, der tagelang im Raum stand. Es war ein menschenunwürdiger Zustand. Die Prinz Albrecht Strasse war wohl sauberer, dafür die Behandlung in ~~Karlshagen~~ aber schlechter. In der Lehnstrasse wäre eine Besserung der Behandlung in dem Augenblick eingetreten, nachdem wir uns das erste Mal gesehen hätten und ich den Erich und die Gestapobesanten mit Taback bestochen hätte. Erich wäre nach der ersten Zusammenkunft an die Zelle gekommen und hätte gesagt, wenn er Wünsche hätte, er sie ihm sagen solle. Herr General konnte Anfang diese Wandlung nicht verstehen, sagte sich aber, dass hier eine Bestechung vor sich gegangen sein müsste. Er erzählte dann weiter, dass er acht Stunden unter einem Giebach in der Sonne mit dem Gesicht zu einer Wand mit vier weiteren Herren gestanden hätte, nachdem er vorher tagelang gehungert und gedurstet hatte. - In der Zelle wäre ihm vom Wachposten Wasser verweigert worden mit den Worten, dass er keine Wünsche zu äussern hätte. Einige Zeit später wurde ihm dann in seinem schmutzigen Trinkbecher etwas gereicht. Er erkelte sich zwar sehr davor, das Wasser zu trinken, da er der Annahme war, dass dem Wasser etwas beigemischt wäre. Die Wirkung zeigte sich dann auch sofort, in dem er hohes Fieber bekam und später sich die Haut fetzenartig löste und einen ausserordentlichen Juckreiz hervorrief. -

Hinter jedem von ihnen hatte ein SS-Posten gestanden, der stündlich abgelöst wurde. Zwei Herren wären dabei umgefallen. Ihm hätte immer der Gedanke an seine Frau hochgehalten. Als ihm einmal der Kopf herunter-sacken wollte, wurde er vom Posten angebrüllt, dass im wiederholungs-fälle vom Sitengewehr Gebrauch gemacht werden würde. Nach dieser Tortur hätte er ein Verhör durchmachen müssen. Die Vernehmung wurde auch durch den Standsartenführer-Bock durchgeführt. Hierzu wurde er in einen Raum geführt in dem mehrere Sessel standen. Herr General setzte sich vollkommen erschöpft in einen dieser Sesse, wurde aber sofort von Bock angebrüllt, hinaus verwiesen und musste während der Vernehmungszeit an der Wand stehen. Später wurde ihm ein Holzschamel gebracht. Bock sagte u.a. zu Herr General, was er sich als Deserteur überhaupt dünkte, dort Platz zu nehmen. Bei dieser Schilderung sagte Herr General zu mir: "Ja, tief atemholend, es ist sehr schwer, diesen Leuten zu beweisen, dass ich kein Deserteur bin." Über den Inhalt der Verhandlung hat er weiter nichts erzählt.

Herr General äusserte sich bei unserem Zusammentreffen stets dahingehend, dass er mit besonderer Spannung und Freude auf den Augenblick unseres Zusammentreffens an jedem zweiten Abend warte. Von dieser Zeit ab wurde Herr General nicht mehr so genau kontrolliert und konnte einen Bleistift und Papier in die Zelle mitnehmen. Ab und zu sehr er dann einen Brief an Frau Baronin knüllte ihn mit seinem Taschentuch in seiner Zelle zusammen und reichte mir beides in einem unbeobachteten Augenblick, so dass ich diese Briefe der Frau Baronin übergeben konnte. Er bat in diesen Briefen, wie Herr General mir sagte, um die Fürsprache von einigen höherer Offizieren in Berlin und im Führerhaupt-quartier. Ich war bei mehreren dieser namentlich genannten Offiziere und bat um Fürsprache für Herrn General, fand aber nirgends Gehör. Jeder befürchtete auf Grund einer ~~Stellungnahme~~ Stellungnahme für Herrn General mit in die Angelegenheit des 20. Juli verwickelt zu werden.

Ich war also tatsächlich der einzige Mensch, der Herrn General in allen Sachen, die mir nur möglich waren, Erleichterung verschafft hat. Ich habe es auch erreicht, dass Frau Baronin, Herrn General im Gefängnis aufzusuchen und mit ihm sprechen konnte.

Bei einem der nächsten Zusammentreffen hatte ich das Vertrauen der Gestapobesanten soweit erworben, dass Herr General mit mir und dem Untersturmführer Klud und Kommissar Klutische eine Flasche Rotwein, die ich mitgebracht hatte und mehrere Flaschen Bier. Die beiden Gestapobesanten stiftete, trinken konnte. Der Untersturmführer Klud zeigte viel Verständnis für die Lage von Herrn General, durfte

es aber nach aussen nicht kundtun. Wenn nach einer Unterredung Herr General in die Zelle geführt war, blieb ich noch eine Zeit lang bei der Wache sitzen. Einmal sasserte mir Klud gegenüber, dass ich so oft wie möglich wiederkommen solle, da es Herr General verdient hätte. Ich künfte aber nur gegen Abend erscheinen und nur, wenn er als Wachhabender eingesetzt wäre. Herr General sasserte mir auch einmal gegenüber, dass es, wenn Klud und Kluttsche Wache hätte, viel menschlicher zuginge als bei den anderen Wachhabenden. Kluttsche sagte mir auch noch zu, dass nach Freiwerden einer besseren Zelle, Herr General umquartiert werden sollte und in der Nacht ab und zu in ihre Wachstube geholt würde, um ein Glas Bier zu trinken und eine Zigarette zu rauchen. Klud erzählte mir mehrmals, dass sich des Öfteren Gefangene nachts aufgehängt hätten. Als Herr General daraufhin sasserte, dass sie froh sein sollten, sie los zu sein, sagte Klud, dass sie für derartige Fälle zur Rechenschaft gezogen würden und derartige Fälle zu verhindern hätten. Herr General sagte auch dabei, dass er oft schon den Entschluss zum Freitod in seiner Zelle gefasst aber immer wie er aus Liebe zu seiner Frau davon Abstand genommen hätte. Herr General bat mich noch festzustellen, ob ein Verfahren gegen ihn beim Volksgerichtshof eingeleitet wäre. Für den Fall einer Verhandlung vor dem Volksgerichtshof war er sich über den Ausgang im klaren und sagte, dass er in diesem Falle eine andere Verteidigungsart einschlagen würde.

In der Lehrter Strasse waren ausser Herrn General etwa 270 - 300 Offiziere, die alle mit dem 20. Juli verwickelt waren, darunter des Öfteren Namen v. Moltke, Blücher, v. Pismark, insbesondere Angehörige des Adels, sowie höhere SA- und SS-Führer, sogar Leute mit dem Goldenen Parteiabzeichen. Ich habe diese Namen selbst auf der Tafel gelesen. U.A.

befand sich auch hier Oberst Momm, der Kommandeur der Heeresreit- und Fahrschule Potsdam-Krampnitz in Haft. Er liess des Öfteren meinem Schwadronschef Rittmeister Lange Grösse übermitteln und durch mich bitten, meine Feldabstellung, die Bevorstand, hinauszuzögern, damit ich Herrn General weiterhin helfen konnte. Es ist auch einmal vorgekommen, dass Herr General mit Oberst Momm in meiner Gegenwart in der Wachstube zusammenkam. - Herr General erzählte mir einmal auf meine Frage hin, dass sie bei Fliegeralarm in der Zelle bleiben müssten.

Als ich einmal wieder zur Lehrter Strasse kam, erfuhr ich, dass Herr General in die Prinz Albrecht Strasse verlegt worden sei. Hier habe ich Herrn General leider nicht mehr selbst sprechen können. Ich hatte nur die Möglichkeit, mich zehn Minuten zwischen äusseren und inneren Wache aufzuhalten und bei der inneren Wache die Esswaren für Herrn General abzugeben. Ich habe dann versucht, über den Untersturmführer Klud näheres über Herrn General in Erfahrung zu bringen. Klud hat die Versetzung des Erich in die Prinz Albrecht Strasse bewirkt, um mir zu ermöglichen, mit dieser Verbindung aufzunehmen und ihn als Mittelsmann zu Herrn General zu benutzen. Ich habe dann auch Erich nach längerer Zeit dort getroffen. Erich erzählte mir, dass er über geht Tage vergeblich auf mich gewartet hätte und dass es um Herrn General schlecht stünde. Klud hat es mir auch schon einmal gesagt und besonders die Haltung von Herrn General bei den Vernehmungen hervorgehoben. Er wäre hier als aufrechter und gerader Mann keine Antwort schuldig geblieben.

Als ich wieder einmal in die Prinz Albrecht Strasse kam, erwartete Erich mich ganz aufgeregt, er schob mich in einen Fahrstuhl hinein, ohne mir vorher die Hand zu geben und fuhr mit mir in das vierte Stockwerk, das bereits ausgebombt war. Im Fahrstuhl erzählte mir Erich dann, dass Herr General zum Tode verurteilt wäre, dass er uns alle noch einmal grüssen liesse und dass ich Frau Baronin übermitteln solle, dass er seine Kraft zum Durchstehen nur aus der Liebe zu Frau Baronin genommen hätte. Er fragte mich, ob ich noch einen Brief für Herrn General hätte. Leider musste ich es verneinen. Er sagte mir, dass General zwar körperlich sehr abgefallen, seine Haltung aber die alte geblieben wäre.

Ich habe dann leider Erich im Gefängnis nicht mehr treffen können,
da meine Feldabstellung bevorstand.

Ich wollte den letzten Gang von Herrn General über den Untersturmführer Klud erforschen, musste aber auf besondere Bitte von Frau Baronin hiervon Abstand nehmen, weil Sie um mich persönlich fürchtete. Als ich nach einem Tage Urlaub wieder bei Frau Baronin erschien, zeigte Sie mir ein Schreiben, nicht grösser als ein Urlaubsschein:

" Der Generalleutnant Freiherr Karl von Thüngen ist am 24. Oktober 1944 , 1,55 Uhr wegen Hoch- und Landesverrat in Brandenburg hingerichtet worden. Das Urteil ist bereits vollstreckt."

Das Schreiben trug keine Unterschrift. Hierdurch wurde in mir die leise Hoffnung genährt, dass Herr General doch noch am Leben sei. Leider hat sich die Hoffnung nicht erfüllt. Wenn Herr General auch nicht mehr unter uns ist, so wird Herr General stets in meiner Erinnerung weiterleben. Ich werde Herrn General nie vergessen.

Ich hoffe, Frau Baronin, dass mein Bericht mit dazu beitragen möge, Herrn General durch Ricarda Huch einen unsterblichen Gedenkstein zu setzen.

Mit recht herzlichen Grüßen in inniger Verbundenheit
immer
Jhr

Erinnerungen an Generalmajor v. Tresckow.

Im Sommer 1943 wurde ich in das Oberkommando der Heeresgruppe Mitte versetzt. Ich meldete mich bei den einzelnen Dienststellen und Abteilungen des Stabes, so auch beim Ia, dem damaligen Oberst i.G. Henning v. Tresckow. Schon bei dieser ersten Meldung fiel es mir auf, mit welcher einer starken Persönlichkeit ich es zu tun hatte und mit welcher Ueberzeugungskraft Tresckow in sein Gegenüber eindringen konnte. Das war stärker, als ein Befehl, als mir der Ia sagte, meine Hauptaufgabe als persönlicher Ordonnanz-Offizier beim Feldmarschall von Kluge bestünde in erster Linie darin, diesen dauernd politisch zu beeinflussen und jede Gelegenheit wahrzunehmen, ihn wenigstens "bei der Stange zu halten". Tresckow hatte Kluge so weit gewonnen, daß dieser bereit war, bei einem Sturz des Regimes mitzumachen. Es sollte versucht werden, den Feldmarschall so gegen das Nazi-Regime und gegen Hitler zu beeinflussen, daß er sich sogar zu dem Umsturz selber bereit finden sollte. Kluge sollte eben aus seiner Kenntnis der allgemeinen militärischen Lage die Konsequenzen ziehen. Es war typisch für Tresckow, daß er bei der ersten Begegnung mir, den er doch nur durch Erzählungen meines Freundes, des Oberstleutnants i.G. Alexander v. Voß, kannte, so viel Vertrauen entgegen brachte. Ich möchte aber diese Haltung keineswegs als Vertrauensseligkeit ausgelegt wissen. Sie kennzeichnet vielmehr Tresckows Sicherheit in derartigen Situationen, seinen Mut, seine Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst; er spielte mir gegenüber gleich mit offenen Karten.

Ueber diese Umsturz-Pläne und die Notwendigkeit ihrer Durchführung sprach Tresckow sehr häufig mit mir in seiner unwiderstehlich überzeugenden Art. Leider verließ er das Oberkommando der Heeresgruppe und wurde Chef des Generalstabes bei der 2. Armee. Dort wurde er bald zum Generalmajor befördert. Generalfeldmarschall v. Kluge war inzwischen durch einen Auto-Unfall ausgefallen und wurde durch Feldmarschall Busch vertreten, in dessen Begleitung ich oft beim Armeeoberkommando № 2 war, wo ich Tresckow regelmäßig sah. Durch das Ausscheiden Kluges schienen alle politischen Möglichkeiten in weite Ferne gerückt, nur der Plan, bei einem etwaigen Besuch Hitlers bei der Heeresgruppe durch ein Gemeinschafts-Attentat seinem Leben ein Ende zu machen, bestand weiter. Busch, der Tresckow wohl vom Regiment her gut kannte und ihn wegen seiner militärischen Fähigkeiten und seines ungemein klaren Urteils hoch schätzte, versäumte selten eine Gelegenheit zu persönlicher Aussprache und Fühlungnahme. So ließ er sich bei jedem Besuch kleine, knifflige Rätsel aufgeben, die ich dann mit Busch auf dem Rückfluge lösen durfte. Tresckow hatte immer solche Rätsel auf Lager.

Im July kommandierte mich der Generalfeldmarschall Model, der inzwischen die Heeresgruppe Mitte übernommen hatte, als Verbindungs-Offizier zum AOK 2, wo ich täglich mehrmals mit Tresckow und seinem Ordonnanz-Offizier, dem Oblt. v. Schlabrendorff, zusammenkam. Auch meinen früheren Regimentst-Kommandeur, Boeselager, traf ich dort. Tresckow hatte ihn, als er sich nach seinem Genesungs-Urlaub hätte zurück melden wollen, nicht zu seiner Kavallerie-Brigade weiter fahren lassen. Es läge etwas in der Luft, weswegen Tresckow Boeselager in der Nähe behalten wollte. Was, - das wußten Boeselager und ich nicht. Boeselager war in seinem Genesungs-Urlaub bei Kluge (inzwischen OB West) in Frankreich gewesen, um ihn in Tresckows Aufträge über die Lage im Osten zu orientieren und noch einmal zu versuchen, Kluge zu einem Umsturz zu gewinnen. Kluge hatte sich aber nur bereit erklärt, nach gelungenem Attentat mitzumachen, war jedoch nicht willens gewesen, von sich aus etwas zu unternehmen. Gleichzeitig hatte Boeselager Kluge über die verzeifelte militärische Lage am Osten orientieren sollen, wo im Juni 1944 durch Hitlers großartige Kriegs-Führung

allein bei der Heeresgruppe Mitte 28 Divisionen und 8 Generalkommandos verloren gegangen waren.

Und dann kam der 20. July 1944. Ich kam abends spät von der Front zurück und ging ins Kasino des OB, um noch zu essen. Generaloberst Weiß war allein mit seinem Ordonnanz-Offizier (Oblt. Hellbach) ohne Tresckow und Schlabrendorff, was ungewöhnlich war und mich wunderte. Nach einer schweigsamen halben Stunde erzählte mir Weiß von dem Attentat auf Hitler, von dem ich noch nichts gehört hatte. Es war schon so spät am Abend, daß ich nicht mehr zu Tresckow gehen konnte, als ich das Kasino in Ostrow, wohin das AOK einige Tage zuvor umgezogen war, verließ. Als ich mich am Morgen des nächsten oder übernächsten Tages (da meine sämtlichen Briefe an meine Frau, die mein Kriegstagebuch waren, mit "bodenreformiert" sind, kann ich nicht mehr sagen, ob der 21. oder der 22. Tresckows Todestag ist) bei Tresckow meldete, fragte dieser mich, ob ich für den heutigen Tag schon einen Auftrag von Model hätte, was ich verneinte. Ob ich nicht mit ihm zur 28. Jäger-Division fahren könnte, fragte Tresckow. Ich sagte das zu, weil der Feldmarschall mich im allgemeinen nachts bereist anzurufen pflegte, um mir einen Auftrag für den nächsten Tag zu geben. Kurz nachdem ich Tresckow meine Begleitung zugesagt hatte, bekam ich vom Feldmarschall Model den Befehl, zum Kavallerie-Korps zu fahren zur Erkundung.

Vor der Kaserne in Ostrow, in der das AOK untergebracht war, stand an diesem Morgen des 22. (oder 21.?) July im Morgensonnenschein ein es herrlichen beginnenden Sommertages der große offene Ia-Wagen, sein Fahrer wartete mit mir, der ich mich zur Durchführung von Models Auftrag, wie das üblich war, abmelden wollte. Da kam Tresckow, ruhig und ausgeglichen, wie immer. Als ich ihm sagte, daß ich noch einen Auftrag ~~KOMM~~ bekommen hätte, bedauerte ~~KOMM~~ Tresckow das sehr. Er nahm mich etwas beiseite und sagte: "ich hätte Sie so gern als Zeugen bei meinem Tod dabei gehabt". Ich erschrak und fragte Tresckow, was er denn vor hätte, worauf er mir antwortete, er wolle unseren Gegnern nicht die Genugtuung lassen, seiner habhaft zu werden. Er wollte zur 28. Jäger Division und dort allein nach vorn ins Gelände gehen. Dort wollte er dann mit Gewehr- und Handgranaten und einer Maschinen-Pistole ein Gefecht vortäuschen und sich das Leben nehmen. Es sollte der Eindruck entstehen, daß er mit Partisanen zusammen gestoßen sei. Tresckow sagte mir völlig ruhig Lebewohl und schloß: "auf Wiedersehen in einer besseren Welt". Bewundernswert, wie jemand 2 Stunden vor seinem Tode so ruhig und zuversichtlich sein kann. - Keiner, der General v. Tresckow kannte, konnte sich dem Eindruck einer außerordentlich starken Persönlichkeit entziehen. Er vereinigte, wie kein anderer, das große militärische Können mit einem außerordentlichen politischen Sinn, welche letztere Fähigkeit er vielleicht zwischen den Kriegen verdankte, in der er sich im zivilen Leben betätigte. Seine Vorgesetzten vertrauten seinem klaren Urteil in militärischen Dingen voll und ganz. Wir Jüngeren schätzten und verehrten ihn als älteren Kameraden, der auch für die heimatlichen Sorgen jedes einzelnen von uns ein Herz und Verständnis hatte - und wie selten gab es das! Ich habe nie wieder jemanden getroffen, der so klar und nüchtern seine Zuhörer zu seiner Auffassung überzeugen konnte und durch seine innere Sicherheit und den Glauben an seinen Auftrag andere stark machte, wie der von allen, die ihn kannten, so hoch verehrte Generalmajor Henning v. Tresckow.

von Breitenbach.

FRAUEN-TELEGRAF

Eine Erinnerung an den 20. Juli

Begegnung im Gefängnis

Die ganze Düsternis und Zeitlosigkeit des Gefängnislebens lasteten auf dem kleinen trostlosen Steinhof des Moabiter Frauengefängnisses, auf dem wir zum morgendlichen Ausgang angetreten waren.

Zum wievielten Male? — Ach, das wusste wohl keine von uns genau, obwohl wir noch „Neue“ und so völlig unraffinierte Gefangene waren. Aber das Gleichmass der Tage hatte überschnell den Zeitbegriff verdrängt, und man kannte sich gegenseitig doch schon recht gut, wenn es auch noch schief verlief. Verbindung aufzunehmen oder Zettelchen Nachrichten weiterzuleiten.

Jedenfalls war es wohl Mitte August. Vielleicht drei Wochen nach dem missglückten Versuch vom 20. Juli 1944. Was bedeutete doch in dieser masselosen Angst um Mann und Kind, in dieser entsetzlichen Klammer von streng kontrollierter Einzelhaft und leidenschaftlichem innerem Antrieb das Schicksal aufhalten und ihm ein unersättliches Opfer abtrotzen zu wollen, die lose Berührung mit Menschen gleicher Verzweiflung und gleicher Inbrunst im Hoffen. Voll ängstlicher Spannung sah man den 20 Minuten Aufschluss der Zelle, die oft genug durch ein plötzliches Verbot ausfielen, entgegen. Einmal vielleicht am Tage die Gelegenheit zu einem hingeworfenen Wort, zu einer Frage über den Stand der Dinge, zu einer tröstlichen Auskunft, dass der heranrückende Feind zum Retter in höchster Not werden könnte. Bestimmt durfte man aber mit Blicken aus Augen rechnen, die von denselben Empfindungen und Qualen zu reden wussten, und in denen sich trotzdem der Wille spiegelte, nicht durch Mangel an Disziplin die Haltung der anderen zu erschüttern.

Hinter 32 Gefangenen war die zum Hof führende Tür des riesigen Baues zugefallen. Drei Schritte Entfernung von der nächsten — der Ring des — die Steinplatten Kreisenden hatte sich geschlossen. Da! — noch einmal öffnete sich das Tor und heraus spähte ein zartes, sehr junges, sehr blasses Frauengesicht, das von krausem, zerzaustem und trotz aller Licht- und Sonnenlosigkeit des Hofes frisch glänzendem Haar umrahmt war. Eine schmale Mädchenfigur schob sich vor, unruhig stehend und fragend in jeder Bewegung. Ohne dass wir uns kannten, grüßten wir uns. Es war ein unauffälliger stummer Gruss. Das leichte Zittern fiel von ihr ab. Sie schien sich ein wenig zu recken, reihte sich in den Kreis, legte den Kopf etwas zurück und — drei Schritte Entfernung von der nächsten — gehörte sie zu uns.

Es war Clarita von Trott zu Sols. Die junge verwöhnte Frau, Tochter eines Hamburger Rechtsanwalts, der sicher bis dahin jedes Hindernis aus dem Weg geräumt worden war, nahm tapfer und stolz ihr Schicksal auf sich.

Man hatte ihr bereits das über ihren Mann ausgesprochene Todesurteil zur Kenntnis gegeben, aber unerbittlich verweigert, ihn noch einmal zum Abschied zu sehen. Ausserdem waren ihr beide Kinder, von denen sie das eine noch nährte, von der Staatspolizei — unbekannt wohin — verschleppt.

Nach einigen Tagen bot sich für uns die Möglichkeit, miteinander zu sprechen. Der seelische Aufruhr verzehrte sie. Wie konnte es auch nach drei Jahren glücklichster Ehe anders sein! Aber nach aussen hielt sie stand, zeigte sich fest und machte keiner von uns das Herz noch schwerer.

Etwa zehn Tage darauf fehlte sie morgens beim Ausgang. Der Anstaltsgeistliche, Pfarrer Pölchau, hatte sie aufgesucht, um ihr mitzuteilen, dass das

Urteil an ihrem Manne vollstreckt worden sei, vollstreckt durch den Strang.

An diesem Tage, den ich in seinem grausigen Eindruck niemals vergessen werde, wurden wir gerade zum Baden beordert. Sie kam vom Weinen geschüttelt aus ihrer Zelle heraus, griff auf Befehl nach dem Handtuch, nahm etwas Falsches, wurde zurechtgewiesen, und schloss sich dann doch unserer Kette an.

In dem Baderaum brach es aus ihr hervor. Wir zitterten alle. Plötzlich schien sie wie aufgewacht, und während ihr die Tränen unaufhaltsam aus den Augen über Wangen, Mund und Kinn stürzten, lächelte sie uns zärtlich an und begann uns zu trösten.

Am nächsten Morgen reihte sie sich wieder in den Kreis. Tiefe schwarze Schatten liessen das feine Gesicht noch blasser und durchsichtiger erscheinen als zuvor. Sie grüßte uns wieder freundlich, warf auch der oder jener ein paar Worte zu. In Wirklichkeit sah sie uns nicht, mit wem sie sprach, das verrieten kleine Bewegungen ihres Kopfes und ihrer Lippen und die weit in die Ferne gerichteten Augen. Aber in strenger Selbstbeherrschung wahrte sie die Haltung.

Annedore Leber

Frau Clarita von Trott zu Solz:

Opfer war nicht vergebens!

In Kassel entsteht die größte Nebenerwerbssiedlung Hessens

Am Wartberg, am äußersten Nordrand Kassels, heben riesige Bagger Gruben aus, rattern die Betonmischmaschinen, zerpflegen schwerbeladene Lastwagen weithin das aufgeweilte Erdreich. Hier entsteht für 5,5 Millionen Mark Hessens größte Nebenerwerbssiedlung. 115 vertriebene Landwirte sollen hier wieder eigenen Grund und Boden erhalten. Mitten auf dem 20 Hektar großen Bauplatz ist eine kleine Tafel aufgestellt, auf der in schlechten Buchstaben der Name Adam von Trott zu Solz steht. Indem sie der Siedlung den Namen dieses Mannes gab, ehrt Hessens Landesregierung das Andenken eines Mannes, der seinen aufrechten Widerstand gegen das Naziregime 1944 mit dem Tod besiegelte.

Adam von Trott zu Solz wurde am 8. August 1909 als Sohn des damaligen preussischen Kultusministers geboren. Seine Jugend verbrachte er in Imhausen im Kreis Rotenburg an der Fulda, wo das Geschlecht derer von Trott seit Jahrhunderten ansässig ist.

Adam von Trott studierte Rechtswissenschaften, u. a. auch in Oxford als Stipendiat der Cecil-Rhodes-Stiftung. An das Assessorat schlossen sich längere Auslandsaufenthalte an.

Als Legationstrat im auswärtigen Amt kam von Trott mit der Widerstandsbewegung gegen Hitler in enge Berührung und wurde bald einer ihrer profiliertesten Köpfe. Noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges kam er mit dem englischen Premier Chamberlain und Außenminister Lord Halifax zusammen. Im Oktober 1939 vermittelte er dem US-Präsidenten Roosevelt ein Bild der deutschen Widerstandsbewegung.

1940 kehrte er über Japan nach Deutschland zurück, um seine Arbeit gegen das Hitler-Regime im eigenen Land weiterzuführen. Er war sich der Gefahr, in die er sich damit begab, durchaus bewußt. 1943 und 1944 richtete er über Mittelsmänner in der Schweiz erneut Botschaften an Präsident Roosevelt mit der Anfrage, ob die USA eine demokratische Regierung nach dem Sturz Hitlers respektieren und unterstützen würden. Noch im Juni 1944 reiste er in gleicher Mission nach Schweden.

Zum Tod verurteilt

Nach dem Attentat vom 20. Juli wurde von Trott verhaftet. Am 15. August stand er zusammen mit seinem Freund Hans-Bernd von Haefen vor dem Volksgerichtshof, das ihn zum Tod verurteilte. In einem Abschiedsbrief an seine junge Frau Clarita, mit der er erst drei Jahre verheiratet war und die gleich ihm nach dem Attentat auf Hitler verhaftet wurde, schrieb er u. a.: „Es war alles ein aus der Besinnung und Kraft unserer Heimat, deren tiefe Liebe ich meinem Vater verdanke, aufsteigender Versuch, ihr in allen modernen Wandlungen und Erschwerungen unwandelbar bleibendes Recht und ihren tiefen, unentbehrlichen Beitrag gegen den Übergriff fremder Mächte und Gesinnungen zu erhalten und zu verteidigen. Darum bin ich aus der Fremde mit all ihren Verlockungen und Möglichkeiten immer mit Umruhe und begierig dorthin zurückgekehrt, wo ich mich zu dienen berufen fühlte.“

Am 28. August 1944 wurde Adam von Trott zu Solz in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Frank machte den Vorschlag

Der Vorschlag, die neue Siedlung in Kassel nach diesem aufrechten und hochgebildeten Sohn des Hessenlandes zu benennen, ging von dem Direktor der Siedlungsgesellschaft Hessische Heimat in Kassel, Baurat MdL August Franke, aus, der der Familie von Trott seit Jahren freundschaftlich verbunden ist. Franke wurde in seinem Vorhaben bestärkt im Sommer dieses Jahres bei einem Studienaufenthalt in Großbritannien. Hier lernte er den führenden Unterhausabgeordneten der Labour Party Richard Crossman kennen, der mit von Trott zusammen studiert hat und eng mit ihm befreundet war. Crossman, der in Deutschland vor allem durch seine Rundfunksendungen im letzten Kriegsjahr bekannt geworden ist, teilte dem hessischen Landtagsabgeordneten mit, wie ihn Adam von Trott in langen Gesprächen davon überzeugt habe, daß gerade wissenschaftlich hervorragend ausgebildete Menschen verpflichtet seien, sich dem politischen Leben zu stellen.

Als Franke aus England zurückkehrte, gewann er die Landesregierung, die Stadt Kassel und die übrigen zuständigen Stellen für seinen Plan.

Landwirte gaben Land ab

115 Siedler sollen im Spätsommer 1959 die neuen Häuser am Kasseler Wartberg beziehen.



Adam von Trott zu Solz während der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof. Der mit den Praktiken nationalsozialistischer Rechtsprechung vertraute Politiker wußte zu dieser Stunde längst, daß sein Schicksal besiegelt war. Aufrecht und mutig verteidigte er sein von hohem Verantwortungsbewußtsein gegenüber seinem Vaterland getragenes Handeln gegen die Anklagen der NS-Justiz. Annedore Leber, die Verfasserin des Buches „Das Gewissen steht auf“ (Moskau-Verlag, Berlin-Schöneberg) überließ uns dieses Bild zur Veröffentlichung.



In lichten Reihen werden die Häuser der Adam-von-Trott-zu-Solz-Siedlung am Kasseler Wartberg stehen. Die Aufnahme zeigt das Modell der Siedlung. Die Häuser werden nach einem Entwurf von Baurat August Franke, dem Direktor der Siedlungsgesellschaft Hessische Heimat, gebaut. Jede Siedlerstelle umfaßt 300 Quadratmeter Bauland und außerdem 1000 Quadratmeter Gartenland. Zusammen mit dem

Buch von Annedore Leber „Das Gewissen steht auf“, in dem die Schicksale von 64 Widerstandskämpfern zwischen 1933 und 1945 in Deutschland beschrieben werden, wurde in den Grundstein der Siedlung eine Urkunde eingemauert, auf der verzeichnet ist, daß diese Siedlung den Namen Adam von Trott zu Solz trägt.

(Bild: Heinemann)

Clarita von Trott, die in Reibek bei Hamburg wohnende Witwe Adam von Trotts zu Solz, sagte während der Feier: „Wer je im Leben einen lieben Menschen verloren hat, wird meine Dankbarkeit dafür verstehen, daß diese neue Siedlung den Namen meines Mannes tragen soll. Das größte Glück dieser Stunde ist für mich, daß ich deutlich spüre, daß sein Opfer nicht vergebens war.“

Eberhard Heinemann

Die Kandidaten zur Wahl des Landtages

Am 22. November entscheiden die Wähler, wer in den neuen Landtag einzieht

Wahlkreis Gelnhausen

SPD: Dr. Wilhelm Conrad



Dr. Wilhelm Conrad, hessischer Minister der Finanzen, wurde am 21. Juni 1911 in Gießen geboren. Nach dem Studium der Rechts-, Staats- und Versicherungswissenschaften bestand er die Examina als Diplomvolkswirt und Diplomversicherungstechniker. 1938 promovierte er an der Universität Gießen, wo er von 1934 bis 1939 wissenschaftlicher Assistent war, zum Dr. rer. pol. Frühzeitig kam er mit der Sozialistischen Jugend in Verbindung und war von 1933 in dieser Organisation führend tätig. Von 1936 bis 1945 war er Abteilungs- und Organisationsleiter eines Versicherungskonzerns und kaufmännischer Leiter in der Industrie. 1946 wurde er Stadtkämmerer in Gießen und drei Jahre später Vizepräsident des Bundesvereins der hessischen Ministerpräsidenten zum Finanzminister des Landes Hessen.

CDU: Georg Rösch

Georg Rösch, Kreisoberinspektor bei der Kreisverwaltung Gelnhausen, steht im 46. Lebensjahr. Er wurde in Nieder-Mittlau geboren. Als Kreisoberinspektor leitet er das Rechnungsprüfungswesen des Kreises. Seit mehreren Jahren ist er Vorsitzender des CDU-Kreisverbandes Gelnhausen. Breiten Kreises wurde Rösch vor allem durch die Schriftleitung des Heimat-Jahrbuches des Kreises Gelnhausen bekannt. Auch im Fremdenverkehrsweesen spielt Rösch als Geschäftsführer des Gebietsausschusses „Kinzigtal, Spessart, südlicher Vogelsberg“ eine Rolle. Kommunalpolitischen Gremien gehörte er bisher nicht an. Seit Jahren leitet Rösch aber kommunalpolitische Lehrgänge der CDU und referiert hier über kommunalpolitische Fragen.



Im Blickfeld:

Wer wird denn gleich...

Vor wenigen Tagen erst ist das letzte gerichtliche Nachspiel zum Bundestagswahlkampf abgeschlossen worden. In Büttstadt wurde ein CDU-Gemeindevertreter für schuldig befunden, ein Wahlplakat der SPD überklebt zu haben und mußte die Kosten des Gerichtsverfahrens tragen.

Vor wenigen Tagen erst...

Am 23. November wird der Hessische Landtag neu gewählt. Der Wahlkampf ist kaum eröffnet, und schon wieder dringen unerfreuliche Nachrichten an das Ohr des peinlich berührten Bürgers. Die Bezirksleitung der SPD Hessen-Süd mußte aus gegenseitigem Anlaß einige deutliche Worte an die Adresse des CDU-Landesverbandes richten. Schon wieder seien in verschiedenen Orten des Kreises Bergstraße sozialdemokratische Wahlplakate mit „CDU“ überklebt worden, obwohl doch der Landesparteitag der CDU beschlossen habe, einen fairen Wahlkampf zu führen. Man möge doch, so sagte die SPD, auch den unteren Parteigliedern empfehlen, sich an dieses schöne Wort zu halten.

So weit, so gut. Der Bundesbürger hat sich leider unter dem Zwang der Verhältnisse daran gewöhnen müssen, gelegentliche Entgleisungen in Wahlkämpfen nicht allzu tragisch zu nehmen und nicht jedes Wort der Wahlredner auf die Goldwaage zu legen. Freilich ist es nicht fair, auf Kosten des Parteigegners Propaganda zu treiben. Und auch etwas armselig, wenn ein Zettel zum Überkleben ist zweifellos billiger als ein ganzes Plakat. Aber der Effekt beim Wähler wird wohl kaum der Absicht entsprechen. Der objektive Betrachter sieht an dem Plakat, daß hier etwas nicht stimmt und dürfte das Ganze als das erkennen, was es ist: eine Kinderlei.

Am Schluß des zitierten Schreibens hebt die SPD den Zeigefinger und erklärt, mit ihren 69.000 Mitgliedern in Hessen werde es ihr ein leichtes sein, auf unswere Methoden mit den gleichen Art zu reagieren. Aber, aber, wird denn Kinderleien gleich so tragisch genommen? Hant du meinen Buben, hau ich deinen Buben! Wir sind doch nicht im Kindergarten... hfm

In zwangloser Folge stellen wir nun die Frauen und Männer vor, die in einigen hessischen Wahlkreisen von den Parteien zur Wahl des neuen Landtages aufgestellt wurden. Unsere Mitarbeiter wandten sich an alle Kandidaten. Die meisten von ihnen teilten ihre Personalien mit. Viele Kandidaten sind bereits seit Jahren Mitglieder des Hessischen Landtags, etliche davon sind seit geraumer Zeit politisch tätig, einige Männer, die auf politischem Gebiet bisher wenig hervortraten, kamen hinzu.

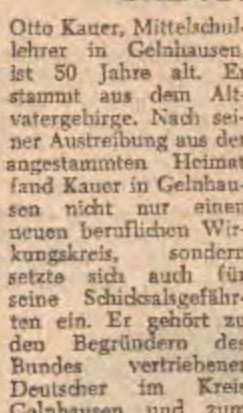
FDP: Hermann Molter



Hermann Molter, Filialleiter eines Im- und Exportunternehmens in Frankfurt, gehört dem Jahrgang 1914 an. Gießen ist seine Geburtsstadt. Sein Vater war Handwerker, seine Vorfahren bewirtschafteten als Kleinbauern die heimische Scholle. Sein Studium verbrachte Molter als Werkstudent. Der Krieg unterbrach seine Studien. 1946 nahm er sie wieder auf und legte an der Hochschule in Darmstadt sein

volkswirtschaftliches Staatsexamen ab. Molter trat dann in den Dienst eines Frankfurter Werks. Hier wirkte er längere Zeit als Direktionsassistent. Er gehörte dem Hessischen Landtag in der vorletzten Legislaturperiode an und gilt in FDP-Landesverband Hessen als Wirtschaftsexperte. Bei der letzten Bundestagswahl kandidierte Molter im Wahlkreis Gelnhausen-Hanau.

BHE/GB: Otto Kauer



Otto Kauer, Mittelschullehrer in Gelnhausen, ist 50 Jahre alt. Er stammt aus dem Alt-vatergebirge. Nach seiner Austreibung aus der angestammten Heimat fand Kauer in Gelnhausen nicht nur einen neuen beruflichen Wirkungskreis, sondern setzte sich auch für seine Schicksalsgefährten ein. Er gehört zu den Begründern des Bundes vertriebener Deutscher im Kreis Gelnhausen und zum BHE/GB-Kreisverband. In beiden Organisationen ist Kauer Kreisvorsitzender. 1952 trat er erstmals in das kommunalpolitische Geschehen ein: er wurde als BHE-Vertreter in den Kreistag gewählt und gehört auch dem Gemeindeparlament von Hailer (hier wohnt er) als Beigeordneter an. Kauer ist Mitglied verschiedener kommunalpolitischer Ausschüsse und setzt sich besonders für die Ansiedlung heimatsvertriebener Landwirte ein. Auch im BHE/GB-Landesverband gibt er Funktionen aus.



(ehk/FR-Bilder: Hendrick)

Wahlkreis Marburg-Stadt und -Land-Ost

SPD: Georg Gasmann



Seit nahezu 12 Jahren als Bürgermeister und Oberbürgermeister an der Spitze der Marburger Stadtverwaltung, vertritt er den Wahlkreis Marburg-Stadt und -Land-Ost bereits in zwei Legislaturperioden im Hessischen Landtag. Zu den vordringlichsten Aufgaben, denen er sich in seiner dritten Legislaturperiode widmen möchte, gehören eine weitere Verbesserung und Sicherung der kommunalen Finanzen durch Schlüsselzuweisungen des Landes und ausreichende Investitionshilfen seitens des Landes und insbesondere auch des Bundes. Oberbürgermeister Gasmann, der in Marburg geboren und aufgewachsen ist und der an der Philipps-Universität Staats- und Rechtswissenschaften studiert hat, wird als kommunaler Verwaltungsfachmann in den Ausschüssen des Hessischen Landtags geschätzt. Sein besonderes Interesse gilt der Kommunalpolitik. Er gehörte lange Zeit dem kulturpolitischen Ausschuß des Landtages an. Georg Gasmann ist seit über 10 Jahren Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Marburg/Frankenberg und Mitglied des Bezirksvorstandes der SPD Hessen-Nord. Er ist 50 Jahre alt.

CDU: Otto Lebert



1911 in Mannheim geboren. Von Beruf selbstständiger Versicherungskaufmann. Er war lange Jahre Leiter einer Landesverwaltungsstelle in Versicherungsweesen. Seit 1938 lebt er in Marburg. Mit den Eltern wurde er in der Zeit des passiven Widerstandes 1923/24 aus der pfälzischen Heimat ausgewiesen. Er wohnte vorübergehend in Nordbayer. Wehrdienst bis 1945, mit anschließender Gefangenschaft. Verheiratet und Vater von acht Kindern. Im parteipolitischen Leben Marburgs ist Otto Lebert bisher nur wenig hervorgetreten. Er will sich für eine vernünftige Einordnung Hessens in die Bundesrepublik einsetzen, ohne jenen Länderegoismus und parteipolitischen Egoismus.

FDP: Prof. Dr. Alfred Wobst



Prof. Dr. Alfred Wobst will sich mit seiner Kandidatur dafür einsetzen, daß der Wahlkreis 12 für die FDP zurückgewonnen wird. Der neue bayerische Forstmann war bis 1940 im höheren Staatsdienst in Sachsen, Berlin, Schlesien und Westfalen tätig. 1941-1945 ordentlicher Professor der Forstwirtschaft an der

HT Dresden. Seit 1946 lebt Prof. Wobst in Marburg, wo er beruflich als Lehrbeauftragter für Forstwirtschaft an der Philipps-Universität wirkt. Außerdem ist er forstpolitischer Berater der bürgerlichen Wäldbesitzer in Hessen und Mitglied verschiedener Ausschüsse beim Regierungspräsidenten in Kassel und bei der Stadtverwaltung Marburg.

GB/BHE: Otto von Schwidow



Am 26. Januar 1917 in Königsberg geboren. Er studierte am Berufspädagogischen Institut in Berlin und an der Wirtschaftshochschule in Berlin. 1941 machte er sein Staatsexamen als Gewerbelehrer. 1945 flüchtete er aus Ostpreußen. Er steht seit der Vertreibung aktiv in der Arbeit an den heimatsvertriebenen Landsleuten. Bereits 1947 als Gemeindevertreter von Niederwalgen, Kr. Marburg, und örtlicher Vorsitzender des BvD. Seit 1950 ist Otto von Schwidow Kreisobmann der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, Kreisverband Marburg, und Kreisvorsitzendmitglied des BvD. Politisch betätigt er sich heute als Marburger Kreisvorsitzender und Mitglied des kultur- und schulpolitischen Landesausschusses des GB/BHE, sowie als Fraktionsvorsitzender des GB/BHE im Marburger Stadtparlament. Beruflich ist er als Gewerbelehrer für das Baugewerbe an der gewerblichen Berufs- und Berufsschule Marburg tätig.

DP: Dr. Friedrich Frohwein



Er wurde 1898 in Ebsdorf im Kreis Marburg geboren und hat an der Universität Marburg Rechts- und Staatswissenschaft studiert. Nach Ablegen der großen Staatsprüfung und des Doktor-Examens wurde er Richter am Landgericht Kassel. 1938 trat er in die Luftwaffenjustiz ein, bei der er bei Kriegsende schließlich als Oberstrichter tätig war. Von 1946 bis 1949 verteidigte Dr. Frohwein deutsche Soldaten, die als Kriegsverbrecher vor dem internationalen Gerichtshof in Nürnberg und vor Gerichten in Italien angeklagt waren. Seit 1949 ist er als Landgerichtsrat und Strafrichter beim Landgericht Marburg tätig. Seit 1952 gehört er dem Marburger Stadtparlament an und ist zur Zeit Vorsitzender der Fraktion des Wahlkreises Marburg. Dr. Frohwein, der bereits seit Jahren in der Kommunal- und Landespolitik in Erscheinung tritt, ist zur Zeit Vorsitzender des Kreisverbandes Marburg-Stadt und -Land der Deutschen Partei.

(ma/Bilder: Jannasch, Ahlbrecht, Döhn, Privat)

MENSCHEN IM ALLTAG / Martha Gebhardt



Martha „die Schnelle“ wird sie von ihren Kolleginnen zuweilen genannt, doch mit einem respektvollen Anflug unausgesprochenen Lobes. Denn sie ist die flinkste im Stenogramm und auf den Schreibmaschinentasten. Wollte man „ihre Werke“, die lange Serie von Geschäftsbriefen, die sie täglich schreibt, binden, es gäbe ein Dutzend dicker Wälzer. „Flinke Finger, schnelle Beine“, mit diesem „Slogan“ charakterisiert ein Geschäftskollege ihre Fähigkeiten. Denn noch vor Jahren war Martha Gebhardt eine aktive Firmensportlerin mit beachtlichen Leistungen im Laufen, Weit- und Hochsprung. Sie beteiligte sich an Wettkämpfen in Mannheim und Saarbrücken, und immer blieb die Siegerin. Nur einmal wurde sie nicht die Erste, als sie sich während des Startes einen Muskelriß zuzog. Auch heute noch gilt ihr Interesse dem Sport, jedoch gegen das Boxen hat Martha Gebhardt eine heftige Abneigung. Bemerkenswert noch ihr Hang zum Exotischen, obwohl sie hessisch-bayerischer Abstammung ist und ihre bis jetzt weiteste Reise in Italien endete. Aber sie träumt von Kirschblüten, fernen Meeren und Japan. Vorerst aber wohnt sie noch in Oberrod, fährt Rad und gibt — bei Bedarf — jedem gerne einen guten Rat.

(Bild: Treber)

Wohnraum fehlt

Niederhofheim. Die Gemeinde steht vor einer schwierigen Situation: Wie Bürgermeister Hennig den Gemeindevorteilern mitteilen mußte, müssen bis zum 1. November fünf Sowjetzonenflüchtlinge aufgenommen werden, andernfalls die Gemeinde eine Geldbuße von täglich 2,85 Mark zahlen muß.

Bürgermeister Hennig appellierte an die Zuhörer, allen verfügbaren Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Im gleichen Zusammenhang stand eine Frage, die die Gemeindevorteiler vor eine schwierige Entscheidung stellte. Ein Ostzonenflüchtling, der im Sommer im Zuge der Familienzusammenführung bei Verwandten in Niederhofheim notdürftig unterkam, hat nunmehr ein neues Zimmer bezogen und die Gemeindevertretung nachträglich gebeten, den Umzug zu genehmigen. Nach den Richtlinien der Aufsichtsbehörde sollte jedoch die Familie die Wohnung wieder verlassen. Notgedrungen mußte der Bürgermeister deshalb den Antrag stellen, die Gemeindevorteiler erließen sich jedoch geschlossen ihrer Stimme, so daß der Antrag abgelehnt wurde.

Die Gemeindevertretung genehmigte ferner eine Änderung der Gebührenordnung für die Wasserversorgung. Damit ist in der Grundgebühr von vier Mark in Zukunft der Verbrauch von fünf Kubikmetern Wasser einbezogen. b6.

Mahnung zur Einigkeit

Hochheim. In der Weinstadt wurde jetzt das Gemeinschaftshaus der Siedlung „Land Hessen“ gerichtet. Oberbürgermeister und Baurat Mörike sagte, von der Landesregierung seien für den Bau dieses Hauses nebst Kindergarten 250 000 Mark freigegeben worden. Der SPD-Landtagsabgeordnete Heinrich Weiß dankte vor allem Bürgermeister Schnorr und der Stadt Hochheim für die großzügige Unterstützung des Bauvorhabens. Staatssekretär Dr. Preißler ermahnte in seiner Ansprache zur Einigkeit, denn nur einem einigen Volk könne man auf die Dauer eine Wiedervereinigung nicht versagen. b6.

Musik zu dritt

Höchst. Die neue Reihe der von den Farbweilern Höchster im Kinosaal veranstalteten Jugendkonzerte steht unter dem Leitwort „Zusammenklang der Instrumente“. Sie soll, wie Studienrat Heinrich Lühning, der Kommentator des von ihm zusammengestellten Programms, erklärte, den Zyklus „Musikinstrumente stellen sich vor“ mit Blickrichtung auf das Zusammenspiel fortsetzen. Es ist geplant, das Kammermusikensemble bis zum Oktober vorzuführen, dann Kammer- und Symphonie-Orchester folgen zu lassen.

Am ersten Abend präsentierten sich das Klaviertrio Hamburg: Hans Eckart Beschi (Klavier), Thomas Brandt (Violine), Wilfried Büttcher (Violoncello). Dem Pianisten wurde vor einigen Monaten bei dem internationalen Wettbewerb in München ein erster Preis zuerkannt, der Geiger ist Dozent an der Hochschule, der Cellist Professor an der Wiener Hochschule.

Die drei musikalischen Verbündeten hatten Mozarts E-Dur KV 502 und Schuberts Opus 100 (Es-Dur) sehr sorgfältig ausgearbeitet, mußten sich freilich erst mit der Akustik des Raumes vertraut machen, bevor sie ihre Fähigkeiten ergiebig zur Geltung bringen konnten.

Ein Trio besonderer Art stand in der Mitte. Franz Schubert ließ seine Frühlingsszene „Der Hirt auf dem Felsen“ von einem Sopran, einer Violoncello und einem Klavier darstellen — nach der Zahl der Beteiligten also ein Trio, nach dem Charakter indessen eine Solokantate mit konzertierenden Instrumenten. Hanne Eifert-Marten, Hans Paar und Irene Newrzella-Drechsler musizierten mit spürbarer Freude.

Das überwiegend jugendliche Publikum spendete begeistert Beifall. b6.

Heiteres aus Hessen

In der Fürstenloge brach der Stuhl

Von einer Festvorstellung im Kurhaus Theater zu Homburg wird folgende hübsche Anekdote erzählt. In der Fürstenloge wollte sich der Großherzog von Hessen zwischen zwei Prinzessinnen niederlassen. Er kam auch zum Sitzen, aber auf die Erde; denn der Stuhl war unter vernünftigen Krachen auseinandergebrochen. Bei den hohen Herrschaften wie beim Publikum erregte dieser Vorfall stürmische Heiterkeit. Als der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, in der Loge erschien, berichtete man sogleich von dem Malheur, worauf dieser ebenfalls in Lachen ausbrach. Der Prinz von Wales kam zuletzt. Mit komischer Feiertätigkeit überreichte ihm der Kronprinz das abgebrochene Stuhlbein. L. B.

Der „lange Salz“

Der „lange Salz“ war das populärste und ehrwürdigste Original der Kochbrunnenstadt des vorigen Jahrhunderts. Ehemals Student, preussischer Unteroffizier und Chorsänger, verdiente er sich im Alter einige Groschen mit Singen in den Wirtshäusern. Ganz Wiesbaden lachte damals über die Schürzen der „höchsten Persönlichkeit“ der Stadt.

Wenn der gutmütige Graubart, den kleinen Reisekoffer als unentbehrliches Requisite in der einen, den Kastenstock in der anderen Hand, durch die Straßen schlüpfte, riefen die Kinder: „Zuwas Meter fast von Fuß bis Hals, so sieht er aus, der lange Salz!“

Heinrich aber kümmerte sich nicht darum, gravitätisch schritt er weiter und lächelte nur still in sich hinein. f. B.

Erziehung

Wieder einmal kommt der Kaspertheater nicht nach Hause. Wieder einmal sitzt er schon seit Sonntagmorgen im Wirtshaus. Nicht etwa des Saufens wegen, nein, nur weil er so schrecklich gern Karten spielt. Als er endlich zur späten Stunde bei seiner Lina auftaucht, hat sich die kleine Erziehungsmittel ausgeschiedet. Statt ihm die übliche, aber stets wirkungslose Gardinenpredigt zu halten, schneidet die Lina ein. Der Heiner versucht es mit allen Mitteln, sie wieder zum Sprechen zu bringen, doch seine Ehehälfte bleibt stumm wie ein Fisch. Plötzlich kommt dem schlauen Heiner eine Idee: Er geht an den Küchenschrank, öffnet alle Türen, rückt Teller und Tassen umher und sucht etwas. Dann steht er im Schrankkasten nach. Er schaut unter den Ofen und leuchtet in den Kachelkasten. Schließlich hält er seine Lina nicht mehr vor Neugierde aus, und sie fragt: „Ja, was suchst du denn dort?“ — „Gott sei

Die Sonne

läßt uns zu mancher Stunde vergessen, daß es schon tiefer Herbst ist. Oder anders gesagt: Nicht nur der Frühling, auch der Herbst hat schöne Tage. Für die Naturfreunde ist es jetzt ein besonderes Erlebnis, durch die Wälder zu wandern, in denen die bunten Blätter und das gelbe Fernkraut leuchten und die Sonne ihre Strahlenbündel wirft. Es sind die letzten goldenen Tage, und das sollte man genießen. Bei Walldorf hat unser Fotograf dieses Herbstbild aufgenommen.

(Bild: Treber)



Wo früher die Zigeuner lagerten...

Uralte Eiche in Hofheim vernichtet / Ein neuer Baum gepflanzt

Die Zigeunereiche in Hofheim steht nicht mehr. Ein Blitzschlag vernichtete den alten Baum, in dessen Schatten früher die durchziehenden Zigeuner lagerten. Der Eichenbaum war etwa 400 Jahre alt, gehörte zu den ältesten Bäumen im Kreisgebiet und stand unter Naturschutz. An der gleichen Stelle hat nun Forstmeister Schulte eine kleine Eiche pflanzen lassen, die ebenfalls als „Zigeunereiche“ ins Naturdenkmalsbuch eingetragen werden soll.

Gegenwärtig verhandelt man über die alte Linde in Oberliederbach, die man unbedingt erhalten möchte. Die Kosten für die Erhaltung des Baumes hat der Kreisbeauftragte für Natur- und Landschaftspflege, Maul, mit 1500 Mark errechnet. Bei einer Tagung der Kreisvertrauensleute für Vogelschutz aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden in Hofheim sagte ein Vertreter des Regierungspräsidenten zu, den Plan zu unterstützen.

Der Main-Taunus-Kreis ist reich an wertvollen Baumgruppen, die unter Naturschutz stehen. Einen Überblick über diese Naturdenkmäler gab H. Maul in seinem Vortrag über die Natur- und Landschaftspflege im Main-Taunus-Kreis. So befinden sich noch fünf sehr alte Eichen auf dem Kapellenberg in Hofheim, und in Eppstein sind es zwei Lindenbäume. Nicht zu vergessen ist Eschborn. Neben einer Eiche gibt es hier noch zwei Linden, 32 Erlen und sieben Weiden am Westerbach, die unter Naturschutz gestellt wurden. Auch in Salzbad und Schwabach stehen alte Linden, die erhalten bleiben sollen. In Nauheim ist es ein Basaltsteinbruch, in Lorsch eine kleine Felsgruppe und in Neuenheim sind es drei Linden. Neu ins Naturdenkmalsbuch eingetragen

werden sollen die Linde auf dem Friedhof in Hattersheim, ein Felsenmassiv in Ruppertshausen und ein Kastanienbaum in Sulzbach.

Daß die Vogelschützer zu ihrer Tagung den Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege eingeladen hatten, kam nicht von ungefähr. Bezirksvertrauensmann Fr. Schmidt, betonte, zwischen beiden Institutionen sei eine gute Zusammenarbeit wichtig, um die gestellten Aufgaben erfüllen zu können.

Eingangs ließ Landrat Dr. Wagenbach die Versammlung herzlich im Main-Taunus-Kreis willkommen. Es sei gelungen, den Vogelschutzgedanken breiten Bevölkerungsschichten näherzubringen, betonte der Landrat, und Bürgermeister Schwichtenberg erklärte, Hofheim könne als Hochburg des Vogelschutzes im Regierungsbezirk Wiesbaden betrachtet werden. b6.

Die Vorbereitungen sind nun beendet

Oberursel will letzten Bauabschnitt der Berufsschule verwirklichen

Nach längeren Vorbereitungsarbeiten kann nun auch der letzte Bauabschnitt der neuen städtischen Berufsschule in Oberursel verwirklicht werden. Die zuständigen Stellen der hessischen Landesregierung haben nämlich jetzt das Schulbauvorhaben endgültig gebilligt. Auch von Oberursel sind die Planungsarbeiten abgeschlossen, und der Magistrat konnte jetzt die Arbeiten für den Rohbau vergeben. Bereits in den nächsten Tagen wird mit den Bauarbeiten auf dem Gelände der neuen Berufsschule an der Oberhöchstädter Straße begonnen.

Der dritte und letzte Bauabschnitt der neuen Oberurseler Berufsschule umfaßt — wie Bürgermeister Kappus und Stadtbaurat Hoyer erklärten — insgesamt 15 Unterrichts- und Werksträume und entsteht in dreigeschossiger Bauweise. Die Gesamtkosten für das Projekt sind mit knapp 950 000 Mark veranschlagt, die im außerordentlichen Teil des Etats für das laufende Rechnungsjahr 1953/54 bereitgestellt wurden. Vom Land Hessen hat die Stadt die Zusage für eine Beihilfe von 365 000 Mark erhalten und rechnet noch mit einem weiteren beträchtlichen Zuschuß des Obertaunuskreises, da das Berufsschulwesen eigentlich den Landkreisen untersteht, aber diese Aufgabe im Obertaunuskreis freiwillig von den beiden größten Städten Bad Homburg und Oberursel übernommen worden ist. Beide Städte sind gegenwärtig mit Neubauten für diese Schulen beschäftigt. Auch in Bad Homburg fehlt noch der dritte Bauabschnitt der neuen Berufsschule, doch sind auch dafür schon die Mittel im außerordentlichen Teil des laufenden Rechnungsjahres Etats vorgesehen.

Zusammen mit dem dritten Bauabschnitt der neuen Oberurseler Berufsschule entsteht für die am Herbst 1959 auch dieser dritte und letzte Bauabschnitt der neuen Oberurseler Berufsschule seiner Bestimmung übergeben werden kann, Oberursel hat dann mit einem Kostenaufwand von annähernd zwei Millionen Mark in den letzten fünf Jahren moderne, ausreichende Räume für die Berufsschule geschaffen, nachdem bereits die ersten beiden Bauabschnitte, die zehn Klassenräume und Nebenräume in Benutzung sind. Auch bei der Finanzierung dieser beiden Abschnitte wurde Oberursel vom Land Hessen und vom Obertaunuskreis mit Beihilfen unterstützt. Bis zur Errichtung dieses Neubaus hat die Oberurseler Berufsschule im Gebäude der Volksschule Mitte recht behelfsmäßig untergebracht. -ie-

Umsicht — Vorsicht — Rücksicht

Richtiges Verhalten im Straßenverkehr lernen Hessens Schüler spielend

Jetzt kommen wieder die Monate, wo es morgens länger dunkel ist, wo der Frühnebel um die Straßenlaternen brodet, sich als feuchter Schleier auf die Fahrbahnen senkt und die Pflastersteine glitschig macht. Wo man doppelt aufpassen muß, ehe man die Straße überquert. Aus dem Nebel kann plötzlich ein Auto auftauchen.

Kinder, auf dem Wege zur Schule, sind in dieser Zeit besonders den Gefahren des Straßenverkehrs ausgesetzt, eben weil sie die Gefahren nicht erkennen. Deshalb hat Hessens Innenminister die Polizeidienststellen des Landes gebeten, gerade im Hinblick auf die Verkehrssicherheiten in den Herbst- und Wintermonaten den Ausbau der Schülerlotsendienste, die sich in den letzten Jahren sehr gut bewährt, weiter zu fördern. In diesem Zusammenhang dürfte interessant sein, daß bisher noch keiner der Schülerlotsen, die im übrigen kostenlos bei der Gemeinde-Unfall-Versicherung versichert sind, zu Schaden gekommen ist.

Die Tätigkeit der Schülerlotsen ist eine der praktischen Maßnahmen zur Verkehrserziehung, die der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung in den Bildungsplänen empfiehlt. Es gibt zwar kein besonderes Fach „Verkehrserziehung“ auf den Stundenplänen der hessischen Schulen, doch bietet die Sozialkunde genügend Raum, um die Schüler systematisch auf das richtige Verhalten im Straßenverkehr vorzubereiten. Sie lernen von den Grundregeln des Verkehrs, bei den Abo-Schülern, bis zum Thema Straßenbau, Versicherung und Steuer oder Gefahren der Uebermüdung, in den oberen Klassen alles, was irgendwo in diesen Rahmen gehört.

Aber keine langweiligen, theoretischen Erörterungen der Vorschriften wünscht das Kultusministerium, sondern lebensnahe Unterweisung an der Tafel, am Sandkasten oder im Schulhof mit praktischen Beispielen. Sie sollen den Schülern spielend in Fleisch und Blut übergehen. Das Kultus-

ministerium legt auch Wert darauf, daß die Schulen eine enge Zusammenarbeit mit der Verkehrspolizei, den Verkehrswachern, der Industrie und den Organisationen der Kraftfahrer pflegen.

Besonders bewährt haben sich schon in verschiedenen Städten der Bundesrepublik sogenannte Verkehrsschulgärten. Eine solche Einrichtung wird im nächsten Jahr die Stadt Kassel erhalten. Die Anlage, deren Gesamtkosten auf etwa 100 000 Mark geschätzt werden, soll an der Faldabrücke, in der Nähe des Hauses der Jugend, entstehen.

Umsicht — Vorsicht — Rücksicht, das werden die Kinder hier im Spiel lernen. -HID-

Günstige Entwicklung

Hofheim. In der Generalversammlung der Volksbank gab Direktor Hoffmann den Geschäftsbericht. Als besonders erfreulich bezeichnete er die günstige Entwicklung der Kundeneinlagen, die um eine Million Mark auf rund fünf Millionen Mark angewachsen sind. Die Erhöhung bei den Spareinlagen beträgt 34 Prozent, während die durchschnittliche Zuwachsraten in Hessen sich auf rund 20 Prozent stellen. Die Zahl der Mitglieder erhöhte sich von 976 auf 1085. An Krediten gab die Bank insgesamt 3,64 Millionen Mark. Aus dem Gewinn von 44 960 Mark wird auf die Geschäftsguthaben eine Dividende von sieben Prozent ausgeschüttet. Den Reserven werden 30 000 Mark zugeführt, so daß das Eigenkapital der Volksbank rund 310 000 Mark beträgt. b6.

Kurzmeldungen aus den Kreisen

Höchst. Im Erkerbau des Kinos der Höchster Farbwerke trafen sich ehemalige Schulkameraden wieder. In ihrem Jubiläum feierten die Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1907/1908, die im Jahre 1914 als Abo-Schüler gemeinsam die Schulbank drückten, gemeinsam Geburtstag. Anfang November wollen die Mitglieder der Kameradschaft eine Kaffeefahrt ins Biebrich unternehmen.

Höchst. Zu einem gemeinschaftlichen Konzert in der neuen Turnhalle an der Hauptstraße trafen sich der Handharmonika-Klub 1932 Nied, Leitung Musikdirektor Josef Dier, und der Akkordeon- und Handharmonika-Club Stuttgart-Vaihingen, Leitung Rudolf Engelhardt. Beide Vereine boten ihren Zuhörern einen musikalischen Querschnitt, der für ihr ausgezeichnetes Niveau spricht. Die meisten Zuhörer wußten, daß der Nieder Verein unter Josef Dier in den letzten Jahren manche ehrenvollen Preise von Wettbewerben nach Hause gebracht hat. Das letzte Konzert bewies wiederum, daß die Nieder diese Preise nicht zu Unrecht bekommen haben.

Höchst. Auf einer festlichen Versammlung des Männerchors 1879 ehrte der Kreisvorsitzende des Deutschen Sängerbundes, Valentin Kaufmann, zwei verdiente Sänger, die dem Männerchor 50 Jahre angehören. Der 82jährige Jakob Sonntag und der zweite Vorsitzende Paul Körner nahmen aus seiner Hand die goldene Nadel des Deutschen Sängerbundes entgegen.

Zellheim. Die Freiwillige Feuerwehr veranstaltete einen Familienabend, bei dem verdiente Mitglieder geehrt wurden. Inspektionsleiter Eickhorn überreichte dem Brandmeister Knörle, Heinrich Jakob, Heinrich Strick, Hermann Wilms und Josef Steyer für ihre 25jährige Zugehörigkeit zur Wehr die Ehrennadel des Feuerwehverbandes. Ortsbrandmeister Nörding übergab ihnen die Silbernadel der Wehr.

Unterliederbach. Der Distrikt Unterliederbach der SPD veranstaltete in der Sport- und Kulturhalle einen bunten Abend mit einem reichhaltigen Programm. Unter den Gästen hieß Vorsitzender Bert Kitchers den Landtagsabgeordneten Rudi Arndt und Stadtrat Fritz Schmidt willkommen.

Bad Homburg. Die Stadtkasse zahlt die Unterhaltskosten der Entscheidungsgewinn nach dem Lastenausgleichsgesetz für November am 4. November von 13 bis 17 Uhr in ihren Räumen im Schloß aus.

Bad Homburg. Der Nachtbus der Stadt liegt bis zum 3. November bei der südlichen Kammerverwaltung (Schloß, Archivflügel) zur öffentlichen Einsicht aus.

Bad Homburg. Der Magistrat hat dem Kraftfahrer Otto Haas die Mietwagenkonzession für Bad Homburg erteilt.

Bad Homburg. Der Vorstand der Deutschen Bunsen-Gesellschaft hat der Stadt und der Kurverwaltung in einem Schreiben für die ausgezeichnete Betreuung während der kürzlich in Bad Homburg veranstalteten Jahrestagung 1953 gedankt.

Bad Homburg. Der Magistrat hat die Kreuzung der Friedens- mit der Raab- und der Herrenackerstraße im Stadtteil Kirdorf besichtigt und beschlossen, durch die Begrünung der beiden Kurven eine bessere Uebersicht zu schaffen.

Bad Homburg. Die Kurverwaltung macht darauf aufmerksam, daß die Gastspiele des Heidelberger Stadttheaters mit der Operette „Banditenstreiche“ am 30. und 31. Oktober im Kurtheater für die Abonnementspreisen B und C bereits um 19.30 Uhr beginnen.

Oberhöchstadt. Die Fertigstellung der neuen Umgehungsstraße hat sich verzögert, weil noch einmal die Brücke über den Bachlauf geändert werden ist. Die Straße soll jedoch noch vor dem Beginn des eigentlichen Winters für den Verkehr freigegeben werden.

Die Brille fachmännisch angepaßt von DIPLOM. OPTIKER MÜLLER OPTIK - HÖRGERÄTE

Frankfurt am Main - Höchst, Emmerich-Josef-Straße 32
Nähe Marktplatz / Parkmöglichkeit
— Lieferant aller Krankenkassen —

Erprobte Fernseher

Grandif Perfekt Automat	738.-
Saba vollautomatisch	899.-
Mende Diplom	898.-
Philip Leonardo Spez.	968.-
Blaupunkt Sevilla	1098.-
53er Hochleistungsmodell mit 2 Lautsprechern	798.-
Standfernseher sehr eleg. Ausführung	998.-



Lido Luxus Musiktube mit 179.-, 199.-, 249.- monatl. 50.-
Grandif Radio Sonderangebote 179.-, 199.-, 249.- monatl. 29.-
Traum-Vitrine m. 4-tür. Plattenwechsler 199.-, 249.- monatl. 29.-
Stereophon Wundertrube Arabella mit 6 Lautspr. 1258.-, mit 72.-
über 40 000 Schallplatten zum Schenken und Freude bereiten

Musikhaus Harr
Ffm.-Höchst, Königsteiner Straße 17, Telefon 31 27 24
Freund aller Musikliebhaber

Für moderne Brillen
Himmelein
beste Fachberatung bei
Königsteiner Straße 14

Verkauf und Kundendienst
DKW-Wächtershäuser
Bad Homburg, Kirdorfer Straße 66, Tel. 36 05
Verkehrsvertretung Kreis Obertaunus und Ussing

Photo EVERS
Projektions-Geräte
die neueste Modelle
Frankfurt a. M.-Höchst
PaulstraÙe 1 Fernspr. 313225

Frankfurter Rundschau Klein-Anzeigen
Annahmestelle zu Originalpreisen in
Ffm.-Höchst
Geschäftsstelle
Solingerstraße 118.

MÖBELFABRIK
Ffm.-Höchst, Breuerwiesenstr., Tel. 313985
VERKAUF AN PRIVATE

LESNER

Einrichtungshaus
Kurmainzerstraße 18-20, Tel. 313985
Von der Endstation der Linie 12 rechts in 3 Min.
VERTRAULICHE ZAHLUNGSERLICHTERUNG

Selbstzerstörung

so — Gespenster aus der Vergangenheit erscheinen vor uns. Eine Zeit, die das deutsche Volk für machtvoll hielt, die in Wirklichkeit den Keim des Unterganges in sich trug, wird wieder beschworen. Die deutschen Geheimdokumente, die jetzt in London veröffentlicht werden, machen sie wieder lebendig.

Unsere Leser erfahren von ihrem Inhalt im Innern des Blattes. Hier sei von einem einzelnen Ereignis gesprochen, nämlich von der Unterredung, die Legationsrat Adam Trott zu Solz mit Lord Lothian, dem damaligen britischen Botschafter in Washington, hatte. Deutschland, so schlug der britische Diplomat vor, solle den damals wachsenden Zorn in Großbritannien dadurch in Freundschaft verwandeln, daß es Böhmen und Mähren an die Tschechen zurückgebe und nur Wirtschaftsvereinbarungen mit ihnen verlange. Wenn das Reich sich begnüge, Mitteleuropa zu führen und nicht zu beherrschen, so werde es mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten zu den großen Mächten der Welt gehören.

In Hitlers Weigerung mag man den entscheidenden Fehler in seiner Laufbahn sehen; wäre er auf den Rat von Lord Lothian eingegangen, er hätte für sich eine Stellung erworben, ohne einen Gewehrschuß, die machtvoller als die Bismarcks der mittelalterlichen Kaiser gewesen wäre. Hat er sich also in diesem Sommer 1939 „vortan“, hat er sich „geirrt“ und seine Möglichkeiten überschätzt? Aber die Gründe für seine Selbstzerstörung lagen tiefer, als daß sie mit einer einzigen Fehlberechnung zu erklären wäre.

Wir wissen heute besser, als es Lord Lothian und Trott zu Solz konnten, warum Hitlers Werk von Anfang an zum Untergang verurteilt war. Nicht nur hatte die Hybris längst von ihm Besitz ergriffen; die tiefe Amoralität seiner Natur hatte bereits begonnen, die Welt gegen ihn und gegen uns aufzubringen. Hätte er sein Versprechen gehalten, die Tschechei nicht zu erobern, so wäre das gute Politik gewesen. Talleyrands bekanntes zynisches Wort trifft eben die Wirklichkeit nicht: Die Besetzung von Prag war mehr als ein Fehler, sie war ein Verbrechen. Der Amoralische in der Politik hält sich für schlau; am Ende wird sich immer zeigen, daß er dumm gewesen ist.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bericht v. ffim v. Uxhülle
zu Ordnen "Untergang des
Widerstandes" für unseren

2.3.64

Ho

Abschrift!

Auszug aus dem Schreiben vom 31.10.53 des Herrn
Dr. Ulrich, Bad Sachsa, Berghotel Katzenstein.

Am Dienstag machten wir uns auf den Weg zum sogenannten Bremer Heim. Es liegt am nassersten Ende von Bad Sachsa nach Welkenried zu. Wir erreichten es in 1 1/2 stündigen Fuhrmarsch bergab und berauf in lieblichem Wechtel. Es war ursprünglich eine Bremer Stiftung für erholungsbedürftige Kinder, wurde dann von der NSV. "vereinamht". Jetzt ist es seit etwa 2 Jahren ein Kindererholungsheim für Tbo-verdächtige Kinder und wird von der L.V.A. Hannover geleitet und betrieben. Die jetzige Leiterin, eine Diakonissen-Schwester Erna versicherte uns, dass vom alten Personal niemand vorhanden sei. Sie wusste aber, dass nach dem 20. Juli 1944 Kinder von "Attentätern" dort untergebracht wurden. Näheres wusste lediglich ein Fuhrunternehmer Bock in Bad Sachsa; dieser hätte die Kinder gefahren. Das Heim liegt sehr hübsch innerhalb eines grossen Wald- und Wiesengeländes und besteht aus 6 grossen, schönen Häusern im niedersächsischen Stil. Die Kinder haben es dort also anscheinend gut gehabt.

Herr Bock war nicht am Freitag zu sprechen, da er mit einer Erkältung zu Bett lag. Er war zunächst stark zurückhaltend, aber mit Hilfe seiner netten und aufgeschlossenen Frau konnten wir dann nach und nach ein ziemlich genaues Bild über die Kinder vom 20. Juli erhalten.

Lt. Ehepaar Bock wusste niemand in ganz Sachsa irgend etwas von der Anwesenheit der Kinder im NSV. Heim, wo am 5. Juni 1945 eine würdige alte Dame, eine Baronin Exküll mit einer Gräfin Padolinski oder so ähnlich (einer ehemaligen Zaren-Russin) auftauchte, die den Abtransport mit Hilfe der Amerikaner in die Hand nahm. Herr Bock hätte seinen grossen Omnibus, der z.Zt. mit Holzgas lief, startbereit gemacht, gehörig Holz mitgenommen, Frau Bock hätte Brot und Lebensmittel besorgt. Die Fahrt hätte - mit Rückreise - vom 5. bis 16. Juni gedauert. Insgesamt wären 11 Kinder abtransportiert worden, darunter 5 Stauffenberg-Kinder. Am meisten in Erinnerung war dem Ehepaar Bock das Älteste der Kinder Christa Lindemann, die damals etwa 13 Jahre alt gewesen sei. Christa Lindemann hätte sich sehr lieb und nett um alle kleineren Kinder gekümmert und sie bemuttert. An den verschiedenen Zonengrenzen hätte Baronin Exküll sehr gewandt alle Schwierigkeiten gemeistert.

Christa Lindemann wurde in Flochingen bei einem Fabrikbesitzer Otto abgesetzt, eine Anzahl Kinder, deren Namen dem Ehepaar Bock nicht mehr erinnerlich waren, wurden in Tübingen Frau v. Hofacker übergeben, und die Stauffenberg-Kinder wurden bis auf die Stauffenberg-Burg gebracht.

Dort hätte die ganze Bevölkerung einen festlichen Empfang mit Ehrenpforte usw. vorbereitet gehabt. Das Ehepaar Bock ist auf der Stauffenberg-Burg sehr nett aufgenommen worden. Sie seien dort auch mit neuer Unterwäsche reichlich beschenkt worden.

Laut Ehepaar Bock seien die Kinder im NSV. Heim anständig behandelt worden. Nähere Einzelheiten müsse Christa Lindemann wissen und der Älteste Stauffenberg. Die Anschrift des Fuhrunternehmers Bock lautet: Wilhelm Bock, Bad Sachsa, Hindenburgstr. 8.

Die ehemalige Leiterin des NSV.-Heims war Elli Köhler, jetzt verheiratet in Hildesheim. Ihr jetziger Name war nicht festzustellen. Ich hoffe, verehrte Frau Gräfin, dass unsere Nachforschungen Ihnen genügen.

Auszug aus dem Schreiben vom 6. Nov. 1953 des Herrn
Dr. Ulrich, Bad Sachsa, Berghotel Katzenstein.

In den letzten Tagen konnten wir noch einige weitere Feststellungen über die s.Zt. 1944 verschleppten Kinder machen. Durch Zufall und Vermittlung des Hoteliers vom Katzenstein, Herrn Riemenschneider, konnten wir eine lange Unterhaltung mit der Frau des hiesigen Stadtdirektors Müller führen. Frau Müller war 1944 als Kinderpflegerin im NSV-Heim tätig und wusste sehr gut über Einzelheiten Bescheid. Sie hatte sogar noch eine genaue Liste der Kinder, die ich in Abschrift beilege.

Lt. Frau Müller wurde das Heim nach dem 20. Juli 1944 von sämtlichen 250 NSV-Kindern geräumt, damit die 20. Juli-Kinder ganz allein waren. Angeblich hätte die Gestapo in Nordhausen gesagt, das Heim würde schon voll werden, man könne mit einer sehr grossen Zahl von 20. Juli-Kindern rechnen.

Angeblich sollen die Kinder sehr anständig behandelt worden sein. Aber da Frau Müller immer wieder von Anweisungen der Gestapo sprach, haben wir so einige Zweifel, ob die Kinder gerade sehr liebevoll behandelt wurden. Betr. des Abtransportes bestätigte Frau Müller die Angaben von Herrn Bock. Nur haben Bock die Tochter Hofacker (Christa) mit Marie-Luise Lindemann verwechselt. Laut Frau Müller soll Christa v. Hofacker die meiste Übersicht gehabt haben.

Zum Schluß des Krieges lag der Stab der V-Waffe im Bremer Heim, die 20. Juli-Kinder blieben aber trotzdem dort. Kurz vor Weihnachten 1944 war Gräfin Melitta Stauffenberg, die Fliegerin, mit Lebensmitteln und Kleidung für die Kinder erschienen und einer Sondererlaubnis zum Besuch der Kinder.

Wie man sich in Sachsa erzählt, soll Frau Müller früher stark Nazi gewesen sein, ihr jetziger Mann ist S.P.D.

Uta u. Adelheid v. Tresckow fuhren am 6. Okt. 1944 nach Potsdam, Burggrafen-
straße 32

Friedrich Wilhelm v. Hase fuhr am 6. Oktober 1944

Wilhelm u. Christoph v. Schwerin fuhren am 7. Okt. 1944 nach Pommern.

Arndt-Heinrich, Dorothea u. Waltraut Dieckmann fuhren am 9. Okt. 1944 nach
Potsdam, Bredowstr. 1.

Albrecht und Helmut v. Hagen fuhren am 10. Okt. 1944 nach Langen b. Schivel-
bein

Hans Georg, Wolfgang, Karsten, Frauke, Dagmar Hansen fuhren am 12. Okt. 44
nach Michelau bei Lichtenfels.

Gretel und Berta (Name unbekannt, Säuglinge von 6 und 9 Wochen)

Jochen und Dieter (Name unbekannt)

Nikolai, Alexander Wessel, Andreas v. Freytag fuhren Ende Nov. 1944 nach
Ostpreußen.

Lore u. Heinz Bernadis fuhren Mitte Nov. 1944 nach Linz.

Eleonore, Wera und Gabriele v. Lehndorff fuhren Ende Nov. 1944 nach Ostpr.

Ingrid u. Ute v. Seydlitz fuhren am 28. Dez. 1944 nach Verden/Aller.

Karin u. Hans-Gerd v. Diddersdorf fuhren am 10. Febr. 1945.

Es verblieben in Bad Sachsa:

Alfred u. Elisabeth v. Stauffenberg

Berthold Heimeran, Franz Ludwig u. Valerie v. Stauffenberg

Marie-Luise Lindemann

Rainer und Carl Goerdeler

Renate Hanke (?)

Hildegard Gerke (?)

Christa, Alfred u. Lieselotte v. Hofacker

Folgende Decknamen wurden für die Kinder verwendet:

Für Henke - Heinze

Für Goerdeler - Hofmann

Für Hofacker - Frauke

Für Stauffenberg - Meister

Für Lindemann - Stein

Für Stauffenberg - Schneider

Zu den Güteguten des Schreibens des Herrn
Dr. Ulrich vom 31. 10. u. 6. 11. 1953.

Die Angaben in dem Schreiben des Herrn Dr. Ulrich
stimmen mit einigen kleinen Ausnahmen mit dem
mir seinerzeit gemachten überein. Zu richtigen wäre
dass die alte Dame keine Baronin ist, sondern
Barin Elisabeth war u. dass meine Halbschwester
Schwester Lily von Kdolinsky hier, ehemalige Köchin,
Nichte des letzten kaiserlichen u. kaiserlichen russischen
Ministerpräsidenten Soly pin. Außerdem wäre noch zu
sagen, dass die Knechtchen nur in keiner Weise behilflich
waren, wie dass, - gemäß den Angaben von Frau Müller -
meine Freundin Christa von Hofacker auf dem Heimweg
mir eine große Hilfe war - nicht Marie Luise Lindemann.
Auf dem 4 Tage im Ausdruck nehmenden Heimtransport kam
ich am 4 Tag in Reichenbach bei Hockingen bei meinem
Halbbruder Otto - er hatte meine Nichte Luise Marie von
Hofacker - Schwester von Lina von Hofacker geheiratet. Die
beiden Kinder Christa u. Alfred von Hofacker zurück, gab in
Tübingen bei meiner Schwester Albertine von Hofacker ihre
Töchter Lieselotte u. Marie Luise Lindemann ab u. kam am
Dienstag am späteren Nachmittag in Reichenbach mit dem
Fest der Straßberger Kinder an. Dem Wunsch der Heim-
leitung auch die noch im Heim befindlichen kleinen
Kinder u. Babes Loewer, Paul u. Lutz mitzunehmen
konnte ich zu meinem großen Bedauern nicht entsprechen.

da der Summus sowieso stark besetzt war & ich mich bei der schwierigen, langen Fahrt & dem sehr fragwürdigen Überwachungs-möglichkeiten nicht noch mit ganz kleinen Kindern belasten wollte da es doch in erster Linie für die Übrigen sorgen müsste. Von den Techniken war mir kein bekannt, dass Klauflenberg unter dem Namen Meister geführt würde. Leider wurde in dem Schreiben der Herrn Dr. Albrecht der Mädchennamen der Frau Müller nicht angegeben, ich nehme an, dass diese die ehemalige Leiterin der Kinderklinik ist. Sehr schade ist, welche die Kinder schenkt & diese mir übergeben. Ich kann ihre Angaben nur unbedingt bestätigen, dass die Kinder gut behandelt & versorgt wurden, sind in Krankheitsfällen. Den gleichen Eindruck hatte auch meine Nichte, die Thiergärtin Frau Ulrike Klauflenberg, deren seltener Persönlichkeit es zu danken ist, dass sie an Weihnachten 44 die Erlaubnis erhielt die Kinder zu besuchen. Sie durfte sich in der Isolierabteilung des 2. Stockes von Frau Klauflenberg - Frau, der an Scharlach erkrankt war, sehen & sprechen & fand ihn gut versorgt. Ihre Erlaubnis galt nur für die Kinder Klauflenberg, so dass sie die Kinder Hofacher nicht sehen durfte, doch erfahren wir trotzdem etwas von deren Verbleib, da die Kinder ihr erzählten, Christa, die Tiere sehr lieb hätte an Weihnachten einen kleinen Hund geschenkt bekommen. Für die Lücke der Beobachtung der Kinder spricht auch, dass der dritte Sohn von Frau Klauflenberg Frau Ludwig, damals 7 Jahre alt, bei einer Langzeitbehandlung der Schizophrenie in die Klinik nach Bonn unter dem Namen Meister gebracht wurde, aber auf die Tage der Mutter nach seinem Namen, antwortete: Ich heiße Frau Klauflenberg, Frau Klauflenberg. Mit dieser Th. & Karte & wie mir mitgeteilt wurde, dass die frühere Leiterin - wohl Ed. Hoebler - dem Regime beistand & hat die Aufsicht in diesem Hause ihre fürsorglichen & pflegerischen Fähigkeiten beeinflusst, die Kinder haben auch immer wieder bestätigt, dass sie gut hatten, was auch Frau Ulrike Klauflenberg bezeugt.

Christa Stauffenberg

Zu den Auszügen der Schreiben des Herrn Dr. Ulrich
vom 31.10. und 6.11.1953

Die Angaben in den Schreiben des Herrn Dr. Ulrich stimmen mit einigen kleinen Ausnahmen mit den mir seinerzeit gemachten überein. Zu berichtigen wäre, dass sie alte Dame keine Baronin Uexküll, sondern Oberin Grfn. Uexküll war und dass meine Helferin und Begleiterin Schwester Lily von Rodolinsky hiess, ehemalige Russin, Nichte des letzten bedeutenden und ermordeten russischen Ministerpräsidenten Stoly . Ausserdem wäre noch zu sagen, dass die Amerikaner uns in keiner Weise behilflich waren, wie dass - gemäss den Angaben von Frau Müller - meine Grossnichte Christa von Hofacker auf dem Heimweg mir eine grosse Hilfe war - nicht Marie Luise Lindemann. Auf dem 4. Tage in Anspruch nehmenden Heimtransport liess ich am 4. Tag in Reichenbach bei Hechingen bei meinem Neffen, dem Fabrikbesitzer Otto - er hatte meine Nichte Annemarie von Hofacker - Schwester von Casar von Hofacker geheiratet - die beiden Kinder Christa und Alfred v. Hofacker zurück, gab in Tübingen bei meiner Schwester, Albertine von Hofacker, ihre Enkelin Lisolotte und Marie Luise Lindemann ab und kam am Dienstag am späten Nachmittag in Lautlingen mit dem Rest der Stauffenberg - Kinder an. Dem Wunsche der Heimleitung, auch den Rest der noch im Heim befindlichen kleinen Kinder und Babies - Goerdeler, Hanke und Gerle mitzunehmen, konnte ich zu meinem grossen Bedauern nicht entsprechen, da der Omnibus sowieso stark besetzt war und ich mich bei der schwierigen, langen Fahrt und den sehr fragwürdigen Übernachtungsmöglichkeiten nicht noch mit ganz kleinen Kindern belasten konnte, da ich doch in erster Linie für die Unserigen sorgen musste . Von den Decknamen war mir nur bekannt, dass Stauffenbergs unter dem Namen Meister geführt wurden. Leider wurde in dem Schreiben des Herrn Dr. Ulrich der Mädchenname der Frau Müller nicht angegeben. Ich nehme an, dass diese die ehemalige Leiterin des Kinderheimes, Fräulein Else Verde ist, welche, die Kinder betreute und diese mir übergab. Ich kann ihre Angaben nur unbedingt bestätigen, dass die Kinder gut behandelt und versorgt wurden, auch in Krankheitsfällen. Den gleichen Eindruck hatte auch meine Nichte, die Fliegerin Melitta Stauffenberg, deren seltener Persönlichkeit es zu danken ist, dass sie am Weihnachten 44 die Erlaubnis erhielt, die Kinder zu besuchen. Sie durfte auch in der Isolierabteilung den 2. Sohn von Claus Stauffenberg - Heimeran - der an Scharlach erkrankt war, sehen und sprechen und fand ihn gut versorgt. Ihre Erlaubnis galt nur für die Kinder Stauffenberg, so dass sie die Kinder Hofacker nicht sehen durfte, doch erfuhren wir trotzdem durch sie von deren Verbleib, da die Kinder ihr erzählten, Christa, die Tiere sehr liebt, hätte am Weihnachten einen kleinen

Hund geschenkt bekommen. Für die Güte der Beobachtung der Kinder spricht auch, dass der dritte Sohn von Claus Stauffenberg- Franz Ludwig, damals 7 Jahre alt - bei einer Entzündung des Gehörganges in die Univ.Klinik nach Jena unter dem Namen Meister gebracht wurde, aber auf die Frage des Arztes nach seinem Namen, antwortete: Ich heiße Franz Ludwig, Graf v.Stauffenberg. Wenn daher Frl.E.Verde wie mir ~~mir~~ mitgeteilt wurde, auch die frühere Leiterin - wohl Frl. Koebler -dem Nazitum huldigten, so hat dies bestimmt in keiner Weise ihre fürsorgelichen und pflegerischen Pflichten beeinflusst, die Kinder haben auch immer wieder bestätigt, dass sie es gut hatten, was auch Grfn. Melitta Stauffenberg bekundete.

Maxim G. Hoff

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Opfertod — „berechtigt nicht zur Entschädigung“

Dokumente amtlicher Gleichgültigkeit gegenüber der Witwe eines Widerstandskämpfers

Im folgenden veröffentlichen wir auszugsweise einen Brief, den Frau Elisabeth Wagner, die Witwe des nach dem 20. Juli 1944 hingerichteten ehemaligen Generalquartiermeisters des Heeres, General Wagner, an ein Redaktionsmitglied geschrieben hat. Die Anlagen zu diesem Brief, die ebenfalls hier abgedruckten Schreiben des Oberfinanzdirektoriums und des Versorgungsamtes München, sind Dokumente einer menschlichen und demokratischen Gedankenlosigkeit, wie sie leider nicht nur vereinzelt zu beobachten ist. Es gibt kein bereedertes Zeugnis als diese Texte für das so beschämende und für die Betroffenen so bedrückende und verletzte Nachspiel der Tragödie des 20. Juli. Vielleicht kann die Veröffentlichung dazu beitragen, gegen derartige Gedankenlosigkeit anzukämpfen — die Gedankenlosigkeit gegenüber den Opfern des 20. Juli und gegenüber der eigenen Geschichte überhaupt, aus der die Tat des 20. Juli nicht hinwegzudenken ist.

Von Juli 1944 bis heute, in diese Zeitspanne von neun Jahren, sind alle Höhen und Tiefen eingeschlossen. Das Todesopfer des Mannes, dessen Sinn in der Katastrophe unseres Volkes oft verdeckt zu werden schien. Meine eigne Gefängnis- und KZ-Zeit, die Wegnahme von Wohnung und allem materiellen Besitz.

Dann nach dem Zusammenbruch des Regimes begann langsam der Sinn der Opfer tat aufzuleuchten und auch vom Volk begriffen zu werden.

Wenn also Menschen aus früheren gegnerischen Lagern bereits die Größe finden, sich zu begegnen und ein gegenseitiges Verstehen sich anbahnt, wirkt es wie ein Hohn, daß der Staat sich berechnend und eiskalt von uns distanziert.

Darf ich Ihnen beifolgende Dokumente in der Abschrift überreichen. Der erste Bescheid der Oberfinanzdirektion wurde auf meine Beschwerde hin aufgegeben und von Bonn aus positiv erledigt. Ich bitte dies loyalitätshalber zu vermerken. Der entscheidende Text wird freilich immer wie ein Mal mir eingebrannt bleiben. Den Bescheiden des Versorgungsamtes München II habe ich gar nicht geantwortet. Für den letzten Bescheid über die Sippenhaft, zu dem ich mündlich ins bayr. Landesentschädigungsamt, Arcisstr. 6, am 6. 6. 53 gebeten wurde, finde ich keine Worte.

Elisabeth Wagner
München 13
Franz-Joseph-Str. 3

Nr. M 62 146 - W. h. 1. Nr. 5494 - W
Oberfinanzdirektion München,
Zweigstelle in München

Frau
Wagner Elisabeth
München 13
Franz-Joseph-Str. 3/IV.1.

Beitrag: Antrag auf Wiedergutmachung.
Bezug: Schreiben vom 19. 6. 1951.

Md. 27, den 28. VI. 51
Postanschr.: Ismaninger Str. 95
Fernsprecher: 48 05 52
Briefanschr.: Ismaninger Str. 95
Geschäftsräume Leopoldstr. 37

Auf o. a. Schreiben wird mitgeteilt, daß für Sie eine Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechtes überhaupt nicht in Frage kommt.

1. erhalten Sie die volle Witwenversorgung, wie sie jede andere Witwe erhält, Sie haben somit keinerlei Nachteil.

2. hat Ihr Ehemann überhaupt kein nationalsozialistisches Unrecht erlitten, er hat sich vielmehr selbst erschossen und ein evtl. nationalsozialistisches Unrecht nicht abgewartet.

3. hat Ihr Ehemann auch keinen Nachteil bezüglich einer Beförderung erlitten, denn er hatte ja bereits den höchsten Dienstgrad erreicht.

Es fehlt somit jede Begründung für eine Wiedergutmachung.

Im Auftrag:
Ganzentmüller.

B. v. 30. 4. 1952. EK 228/51 Prangi/Bayern
Sippenhaft berechtigt nicht zur Entschädigung.
(erlassen am 22. 6. 53.) mündlich

Versorgungsamt München II
R II 31 Gesch. Z. W-1441

Frau
Elisabeth Wagner
München 13
Franz-Joseph-Str. 3 IV.1

München 13, den 6. 10. 1952
Heßstr. 104
Sprechz.: Freitag v. 8-13 Uhr

Ausfertigung
Bescheid
über die Abrechnung des Anspruchs auf Witwenrente nach dem Gesetz über Leistungen an Körperbeschädigte (KBLG) vom 26. 3. 47 und des Änderungsgesetzes vom 14. 6. 49 (GVH. Seite 140)
(gilt für die Zeit bis 30. 9. 50)

Ihrem Antrag vom 20. 4. 48 auf Gewährung von Witwenrente kann nicht stattgegeben werden.

Der am 23. 7. 44 eingetretene Tod Ihres Ehemannes Wagner Eduard, geb. 1. 4. 94, wird als Folge einer Schädigung im Sinne des § 1 Abs. 1 des KB-Leistungsgesetzes nicht anerkannt.

Ihr Ehemann wurde am 23. 7. 44 wegen aktiver Teilnahme an der Widerstandsbewegung gegen das nationalsozialistische Regime (am 20. 7. 44) hingerichtet. Die Teilnahme an der Widerstandsbewegung diente nicht militärischen, sondern politischen

Zwecken, nämlich der Beseitigung des damaligen Regimes. Die Handlungen können somit nicht als militärischer oder militärähnlicher Dienst angesehen werden.

Gegen diesen Bescheid steht Ihnen innerhalb eines Monats nach seiner Zustellung das Recht der Berufung beim Obervers.-Amt München zu.

Die Berufungsschrift wäre bei der genannten Stelle in doppelter Ausfertigung einzureichen.

Im Auftrag:
gez. Eckert
Ausgefertigt:

Siege.

München, den 24. 10. 1952
(Amtsbezeichnung)
Unterschrift unleserlich

Versorgungsamt München II
München 13, Heßstraße 104
R II 31 Gesch. Z. W-1441

An
Fr. Elisabeth Wagner
München 13
Franz-Joseph-Str. 3 IV

München, den 7. 10. 1952
Heßstraße Nr. 104
Fernsprecher: 58 591
Sprechst.: Freitag v. 8-13
1. Ausfertigung
A. Bescheid
(gilt für die Zeit ab 1. 10.)

I. (Vordruck)...

II. Ihrem Antrag auf Gewährung von H... bliebenenversorgung nach Ihrem am 23. 7. 44... storbenen Ehemann Wagner Eduard, geb. 1. ... kann nicht stattgegeben werden.

Ihr Ehemann wurde am 23. 7. 44 wegen aktiver Teilnahme an der Widerstandsbewegung v. 20. ... gegen das national. Regime hingerichtet. Leistungen nach dem BVG können nur gewährt werden an Personen, die durch militärischen oder militärähnlichen Dienst oder durch mittelbare Kriegseinwirkung zu Schaden gekommen sind. Die Ursache des Todes ist aber die Teilnahme an der Widerstandsbewegung, die einen politischen Zweck, nämlich die Beseitigung des damaligen Regimes, verfolgte.

Ein Anspruch nach dem BVG ist somit nicht gegeben.

Gegen diesen Bescheid steht Ihnen innerhalb eines Monats nach seiner Zustellung das Recht der Berufung beim Obervers.-Amt München zu.

Die Berufungsschr. ist bei der genannten Stelle in doppelter Ausfertigung einzureichen.

Ausgefertigt:
München, den 24. 10. 1952
Unterschrift
(unleserlich)
Im Auftrag:
gez. Eckert

Siegel

Kopie an Fr. Wagner

Südd. Zeitg. 18. 19. 7. 53

OKRATISCHEN UNION DEUTSCHLANDS
D., DEN 20. JULI 1944

PREIS 12 PFG.
AUSWÄRTS 20 PFG.

Den Männern des 20. Juli

Von Elfriede Nebgen

NZ Berlin, 19. Juli

„Das deutsche Volk hat zahllose Männer der Freiheit gestellt, die im Stillen unbeachtet grauenvolle Qualen erduldet haben oder eines furchtbaren Todes gestorben sind, weil sie die Gesetze der Menschlichkeit nicht mit Füßen treten lassen wollten.“ Karl Friedrich Goerdeler im Entwurf einer Rundfunkrede für den Fall der Regierungsübernahme nach dem Sturze Hitlers.

Vor mir liegt eine photographische Aufnahme der Verkündung des Todesurteils über die erste Gruppe der Männer des 20. Juli, die dem zivilen Sektor der Widerstandsbewegung angehören. Das Todesurteil wurde in den ersten Septembertagen vor dem Volksgerichtshof gesprochen und lautete: Tod durch den Strang. Es waren die Männer, die sich bereit erklärt hatten, erste Verantwortungen in einer neu-zubildenden Regierung zu übernehmen. Das Bild ist aus der Sammlung des „Holphotographen“ Heinrich Hoffmann, der nicht nur das Privileg auf das „Angesicht des Führers“ hatte, sondern auch das „Recht“, Schmerz, Pein und Verlassenheit der Opfer des Systems auf der Platte festzuhalten, um sie später als Mittel perfidester Propaganda wirken zu lassen.

Von den vielen, über die in jenen Tagen das Todesurteil gesprochen wurde, sieht man nur

drei Männer mit bleichem, abgezehrttem Gesicht in aufrechter Haltung vor ihren Mördern stehen. Inmitten eines großen Polizeiaufgebotes, vor Richtern, die der verbrecherischen Justiz des Dritten Reiches mit aller Verlogenheit dienen, Freisler, dessen von zahllosen Bluturteilen belastetes Leben wenige Monate später — am Tage nach der Hinrichtung Goerdeler's — durch eine amerikanische Bombe ausgelöscht wurde, spricht das Todesurteil.

Karl Friedrich Goerdeler, Wilhelm Leuschner und Josef Wirmser hören das Urteil: ihrem Leben das sie täglich eingesetzt, um sich der scheinbaren Unabwendbarkeit des deutschen Schicksals entgegenzuwerfen, wird durch den Strang ein Ende gesetzt. Der konservative Goerdeler, rastloser Mahner und Kämpfer, Wilhelm Leuschner, der Sozialdemokrat, dessen Bemühungen um die Heranführung der sozialistischen Arbeiterschaft an das Umsturzwerk nie erlahmten, und Josef Wirmser, der vitale Hassler nationalsozialistischer Vergewaltigungspolitik, der staatspolitisch reichbegabte radikale christliche Demokrat.

Die große, breite Gestalt Josef Wirmers überragt alle andern. Er erscheint besonders gestrafft. Sein Gesicht sieht fast hochmütig aus. Wer ihn kannte, weiß, daß er wohl noch einmal bewußt und mit todbereiter Energie allen seinen Abscheu, seinen Haß gegen das System in seinem Innern gesammelt hat, um sich selbst zu bestätigen, daß der Weg gegangen werden mußte, auch wenn er ihn nun in den frühen Tod führt.

Josef Wirmser brannte auf den Augenblick, in dem unter seiner Verantwortung — er war als Justizminister vorgesehen — Deutschland wieder zu einem Rechtsstaat werden sollte. Wie oft haben wir seine Zornesausbrüche über die schwachvolle Handhabung der Rechtsprechung unter Hitler erlebt. Es war ergreifend, ihn von der Scham sprechen zu hören, die er über die schwachvolle Versklavung des Richterturns empfand. Unersehütterlich war sein Verlangen auf Wiederherstellung eines unabhängigen Richterturns gerichtet. Er war ein grundgütiger Mensch, aber erbarmungslos gewillt, die Spuren nationalsozialistischer Verderbnis im Volk auszutilgen. Die Pläne für die Säuberung des deutschen Volkslebens trug er fertig in der Tasche.

Nun muß er an sich selbst die ganze abgrundtiefe Verworfenheit nationalsozialistischer Rechtsprechung erleben. Sein unerbittlicher Freiheits- und Rechtswille wird durch den Strang zum ewigen Schweigen gebracht.

Zum ewigen Schweigen? So war es Wunsch und Glaube seiner Henker. Die drei Männer, deren letzte Stunden der schamlose Photograph des Dritten Reiches in zynischem Propagandainteresse festgehalten hat, sehen wohl in dieser Stunde schon das Schicksal ihrer Henker heranziehen. Aber in der Stunde, in der das Leben zurückzutreten beginnt, wird kaum noch viel Raum für die Gedanken an diese Henker in ihnen gewesen sein. Wohl aber wird die Katastrophe, die nun, nach Mißlingen des 20. Juli unabwendbar erschien, noch ihre letzten Stunden belastet haben.

Wir aber, die wir nur mit tiefster Bewegung dieses Bild in uns aufnehmen können, haben die Hoffnung, daß ihnen in ihren schwersten Augenblicken eine Ahnung davon aufstieg, daß ihr Tod trotz des Mißlingens ihres mutigen Rettungswerkes ein Großes für unser Volk bedeutet. Hinter diesen drei Männern, die aus verschiedenen Schichten und verschiedenen Weltanschauungen kamen, taucht die überwältigend große Zahl derer auf, die alle dem gleichen Befreiungsziel gedient und den gleichen Tod gestorben sind. Männer von links bis rechts, vom sozialistischen und christlichen Arbeiterführer, vom Beamten in höchster Staatsstellung, vom Industriellen bis zum Wissenschaftler und freien Gelehrten, vom Soldaten bis zum General.

Heute — zwei Jahre nach dem dramatischen Geschehen des 20. Juli — hat sich schon ein verbreitetes Wissen über seinen Inhalt im In- und Ausland durchgesetzt. Die Geschichtsschreibung bemüht sich, den volks- und staatspolitischen Willen seiner Männer zu interpretieren. Nicht immer eindeutig, aber doch mit mehr Gerechtigkeit, als das noch vor Jahresfrist der Fall war. Es ist gut so, denn diese Männer haben das große Werk der Selbstreinigung des Volkes versucht. Ihr Tod ist stellvertretende Sühne für unser Volk. So bitter und schmerzhaft er für alle ist, die um die Gemordeten trauern müssen, es geht trotz allem ein tröstendes Licht von ihm aus inmitten der Herrschaft dunkelster Gewalten, die unser Volk mehr als ein Jahrzehnt unterjocht haben.

Wir, die wir ihnen in enger Kameradschaft verbunden waren, gedenken ihrer in Schmerz, Dankbarkeit und innerster Verpflichtung.

Samstag, 2. September 1918 Nr. 204

Notiz zum Tage:**Ohne Kommentar**

Am 1. September hat die Witwe des im Zuge der Ereignisse des 20. Juli hingerichteten Rechtsanwaltes Dr. Josef Wirmer einen Zeitungs- und Buchkiosk im Bonner Bundeshaus eröffnet.

Bisher lebte sie mit ihren drei Kindern nur von einer kleinen Unterstützung. Frau Hedwig Wirmer kämpft heute noch um die Rückzahlung ihres in Berlin gelegenen Haus- und Grundbesitzes, der ihr einschließlich aller Einrichtungsgegenstände und des persönlichen Eigentums nach der Hinrichtung ihres Mannes durch den Volksgerichtshof weggenommen wurde.

Gräfin Elisabeth Schack, eine Schwester des ebenfalls nach dem Umsturzversuch ermordeten Rittmeisters Graf Schack, erhielt im Bundeshaus die Stelle einer Garderobiere mit einem Wochenlohn von rund vierzig D-Mark. (OP)